



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

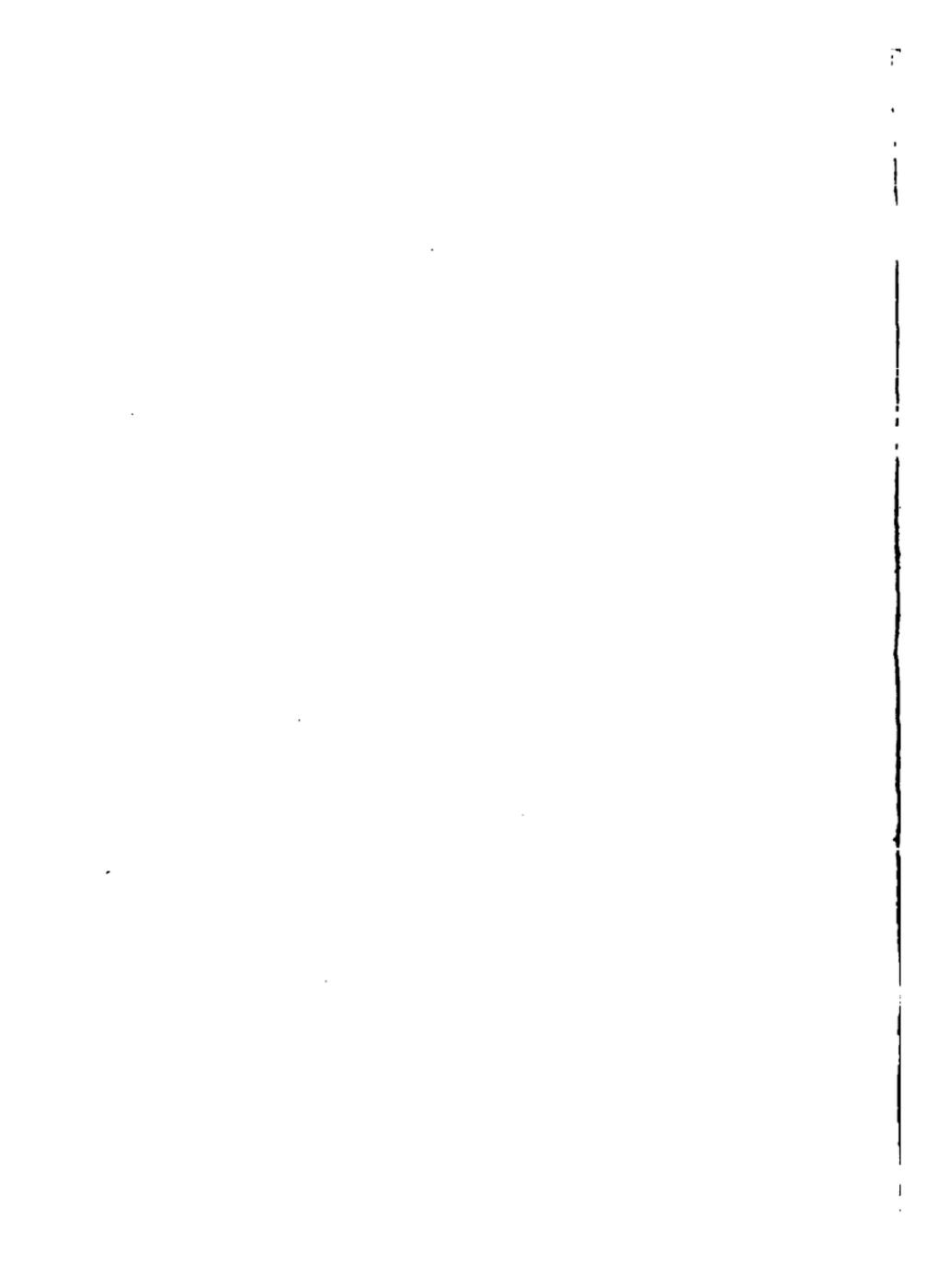
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS





4248

G. G. Lessing. *or*

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Das echte Abbild von der Menschheit Abel,
Der treueste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbst, in Sonnenklarheit,
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.
Dritte Auflage.

Erster Theil.

Berlin.

Verlag von J. Guttentag.

1864.

838

L640

578

864

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen hat der Verfasser
sich vorbehalten.

Meinem Freunde

Dr. Johann Jacoby

in

Königsberg

in Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

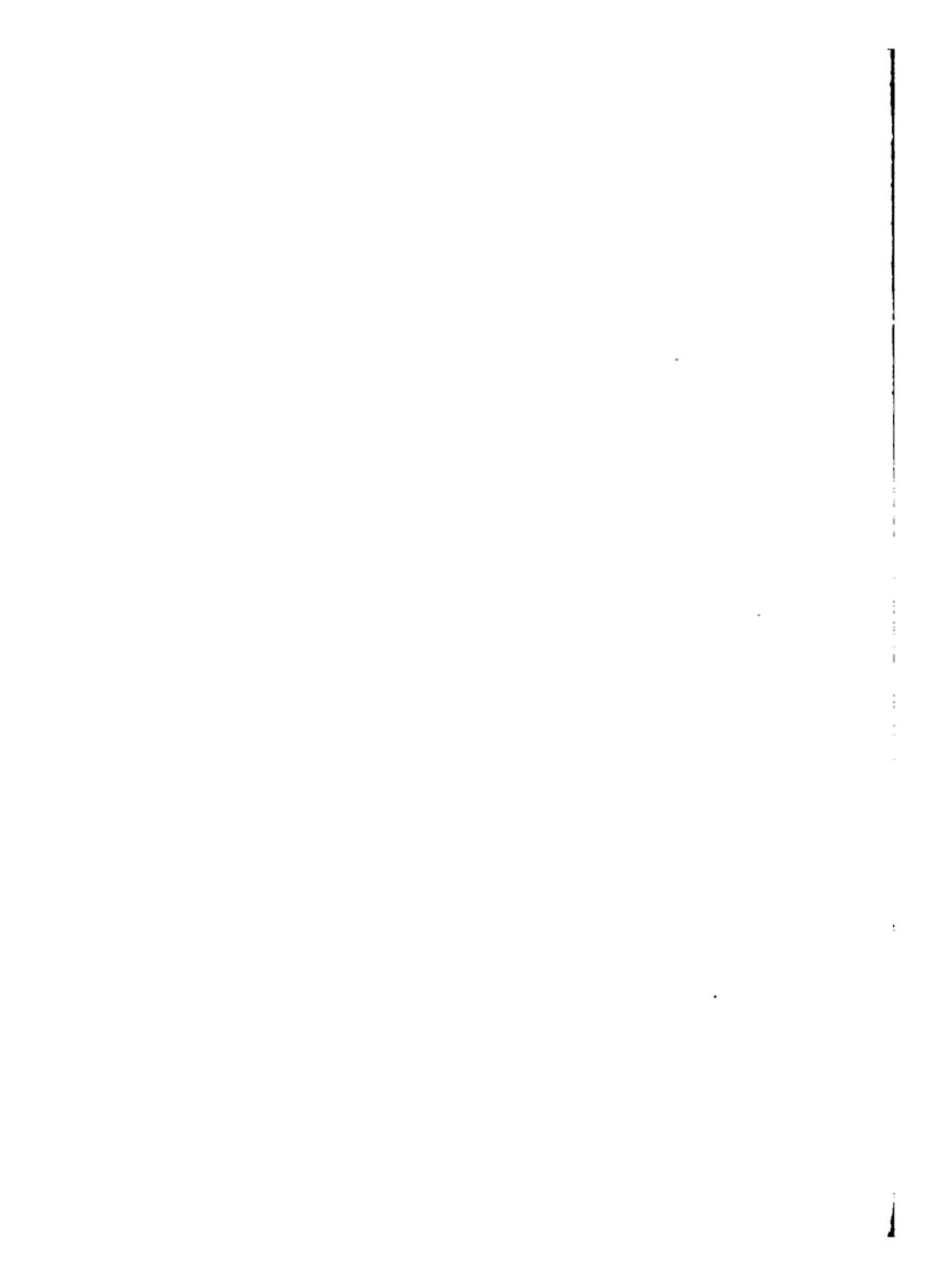
1016/827

Vorwort zur dritten Auflage.

Ich habe dieser, in kurzer Frist nothwendig gewordenen, neuen Auflage des vorstehenden Buchs nur den Wunsch hinzuzufügen, daß dieselbe sich einer gleich günstigen Aufnahme wie die beiden ersten Ausgaben erfreue, und daß der Geist des Mannes, von dem diese Blätter handeln, dessen Leben, Wirken und Kämpfen sie zu schildern versuchen, der Geist der Freiheit, der Wahrheit und des Mannesmuthes immer tiefer eindringen möge in sein Volk, für das er gestrebt und gelitten hat. —

Schlangenbad, am Geburtstage Goethe's, 1868.

Adolf Stahr.



Geliebter Freund,

Du mußt es Dir schon gefallen lassen, daß ich diesem Buche in seiner neuen, erweiterten und, wie ich hoffe, verbesserten Gestalt, Deinen Namen vorseze, weil ich daran das öffentliche Bekenntniß zu knüpfen habe, daß es in dieser erneuten Gestalt Dir zu einem Theile wirklich mit angehört. Ist doch der Abschnitt, welcher in dieser neuen Ausgabe zum Erstenmale Lessing den Philosophen behandelt, Dein vollständiges geistiges Eigenthum, mit dem Deine Freundschaft in der Dir eignen Selbstlosigkeit meinem Buche eine Pierde und eine werthvolle Ergänzung verliehen hat. Du warst es zugleich, der diese biographische Darstellung auch in ihrer ersten mangelhafteren Gestalt mit freudiger Theilnahme aufgenommen und mir dadurch den

Muth gestärkt hat, an die von mir beabsichtigte und gehoffte Wirkung meiner Arbeit zu glauben. Nimm dafür, theurer Freund, an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank an.

Wenn gewisse Leute auch heute noch mein Buch eine „Tendenzschrift“ nennen wollen, so habe ich nichts dagegen. Gestatte mir dazu, geliebter Freund, ein Gleichniß anzuführen, das Lessing selbst geschrieben haben könnte. „Wenn Motten, Schnaken und andre Ungeziefer, unsere nächtliche Lampe umschwirrend, sich die Flügel verbrennen, so ist dies allerdings im gewissen Sinne unsere Schuld, denn wir haben die Lampe angezündet und kannten die Eigenschaft der Flamme. Aber wie? wenn wir die Lampe gegen die herrschende Finsterniß angezündet zu haben gestehen, das soll beweisen, daß wir es einzig und allein auf die Bewohner der Finsterniß abgesehen hatten? Wann dürfen wir denn die Lampe anzünden, um keinem der armen Thierchen zu schaden? Am Tage wo die Sonne scheint und unser Licht überflüssig macht? Nein, das geht nicht an. Gerade in der Nacht bedürfen wir der Lampe; und so möge denn das Nachtgesindel uns und unsere Flamme immerhin polemischer Absicht beschuldigen, bis es sammt und sonders zu Asche geworden ist; dann hat es ein Ende mit der Polemik! Schlimm genug, daß achtzig Jahre nach Lessing eine getreue Schilderung seines Lebens und Wirkens noch ähnliche

Wirkung machen konnte, wie einst das Leben und Wirken des großen Mannes selbst. Schlimm genug, daß Lessing im neunzehnten Jahrhundert sich noch immer ausnimmt wie ein Licht in der Dunkelheit!“

So hat ein Mann den Angreifern meines Buches geantwortet, den ich nicht kannte (S. Blätter für literarische Unterhaltungen 1860 No. 9.); und so war es in der That mit meinem Buche. Es war — das darf ich sagen, weil es auch Andere von ihm gesagt haben — bei seinem ersten Erscheinen „ein freies Mannesbekenntniß unter hemmenden, selbst drohenden Umständen, ein Luft- und Lichtdurchbruch in Qualme der trüben Mystik, der byzantinischen Hierarchie, der blasirten Romantik, die in der alten Heimath des gesundesten, hellsten und männlichsten deutschen Geistes sich breit gelagert hatten.“ Und ich denke, auch das wird wahr werden, was derselbe Freund von meiner Schrift gesagt hat: „sie wird bestehen, diese Schrift, sie wird wirken und in ungeschätzten unzähligen Röhren ihren reinen Inhalt in die Welt ausbreiten!“

Ich hoffe, geliebter Freund, Du wirst aus dieser neuen Ausgabe ersehen, daß ich Mühe und Fleiß nicht gespart habe, mein Buch nach Kräften zu verbessern. Wenn ich dessenungeachtet sehr wohl erkenne, daß ich auch diesmal die Aufgabe, die ich mir gestellt, weit nicht in der Weise,

VIII

• wie ich selbst sie erfüllt sehen möchte, gelöst habe: so tröste ich mich mit den Worten des großen Mannes, von dem diese Blätter handeln, daß ich mir „eines Zieles bewußt war, hinter dem man auch noch viel weiter mit Ehren bleiben kann.“

Berlin, den 8. April 1861

Adolf Stahr.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der vorliegende Versuch einer Biographie Gotthold Ephraim Lessings hat sich das Ziel gesetzt: Leben, Charakter und Wirken des großen Mannes, der für uns Deutsche das Zeitalter der Aufklärung in seinem erhabensten Träger repräsentirt, durch eine möglichst Vielen zugängliche Darstellung seinem Volke auf's Neue in's Gedächtniß zu rufen.

Daß eine solche Darstellung gerade jetzt zur rechten Stunde kommt, ist wohl eben so gewiß, als es für Kundige unzweifelhaft ist, daß eine populäre Biographie des großen Befreiers auch nach dem gelehrten und verdienstvollen Danzel-Guhrauer'schen Werke noch ein Bedürfniß genannt werden darf. —

Die Studien und Vorarbeiten zu dem vorliegenden Buche ziehen sich nahezu durch die letzten zwanzig Jahre

meines Lebens. Daß es vergönnt war, dieselben abschließend zu gestalten, erachte ich, — wie dieser Versuch auch ausgefallen sein möge, — als ein mir selbst vom Schicksal gewährtes Glück. Und wenn von der Erhebung und Stärkung, welche dem Verfasser durch seine Arbeit selbst zu Theil geworden, auch nur Etwas durch die Darstellung auf seine Leser übergehen sollte, — deren er dem Buche, um des Mannes willen von dem es handelt, viele wünscht, — so ist sein höchster Wunsch erfüllt.

Geschrieben an Goethe's Geburtstage
1858.

Adolf Stahr.

Inhalts - Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Buch. Vaterhaus. — Schule. — Universität.

1729—1748.

| | Seite |
|--|-------|
| Erstes Kapitel. Das Vaterhaus. | 3—16 |
| Zweites Kapitel. Die Schule | 16—30 |
| Drittes Kapitel. Die Universität | 31—55 |

Zweites Buch. Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg.

1748—1752.

| | |
|--|---------|
| Erstes Kapitel. Lessing und die Familie. | 59—66 |
| Zweites Kapitel. Schriftstellerische Unternehmungen | 66—70 |
| Drittes Kapitel. Lessing als Feuilletonist in Berlin | 70—90 |
| Viertes Kapitel. Lessing und Voltaire in Berlin | 90—106 |
| Fünftes Kapitel. Lessing in Wittenberg | 106—116 |

Drittes Buch. Die Periode der beginnenden Reise.

Berlin und Leipzig. 1758—1758.

| | |
|--|---------|
| Erstes Kapitel. Nicolai und Mendelssohn | 119—127 |
| Zweites Kapitel. Dramatische Jugendarbeiten | 127—136 |
| Drittes Kapitel. Miß Sara Sampson und die bürgerliche Tragödie | 136—145 |
| Viertes Kapitel. Ein Reiseversuch und seine Folgen | 145—153 |
| Fünftes Kapitel. Litterarische Prodarbeiten und Untersuchungen über das Drama | 153—160 |

Viertes Buch. Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai

1758 bis November 1760. Die Literaturbriefe. —

Habeln. — Philotas. — Faust.

Seite

| | | |
|------------------|--|---------|
| Erstes Kapitel. | Oleum und Kleist | 163—168 |
| Zweites Kapitel. | Die Literaturbriefe | 168—179 |
| Drittes Kapitel. | Lessings Habeln. — Philotas. — Faust. | 179—187 |
| Viertes Kapitel. | Neuere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin | 187—195 |

Fünftes Buch. Kriegs- und Weltleben in Breslau.

1760—1765. Minna von Barnhelm.

| | | |
|------------------|-------------------------------------|---------|
| Erstes Kapitel. | Neuere Lebensverhältnisse | 199—213 |
| Zweites Kapitel. | Minna von Barnhelm | 213—222 |

Sechstes Buch. Vierter Aufenthalt in Berlin.

1765—1767. Laokoon.

| | | |
|------------------|--|---------|
| Erstes Kapitel. | Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe | 225—231 |
| Zweites Kapitel. | Lessing und Friedrich der Große | 231—243 |
| Drittes Kapitel. | Laokoon | 243—257 |
| Viertes Kapitel. | Resultate und Wirkungen | 257—271 |
| Fünftes Kapitel. | Ruf nach Hamburg | 271—280 |

Siebentes Buch. Lessing in Hamburg.

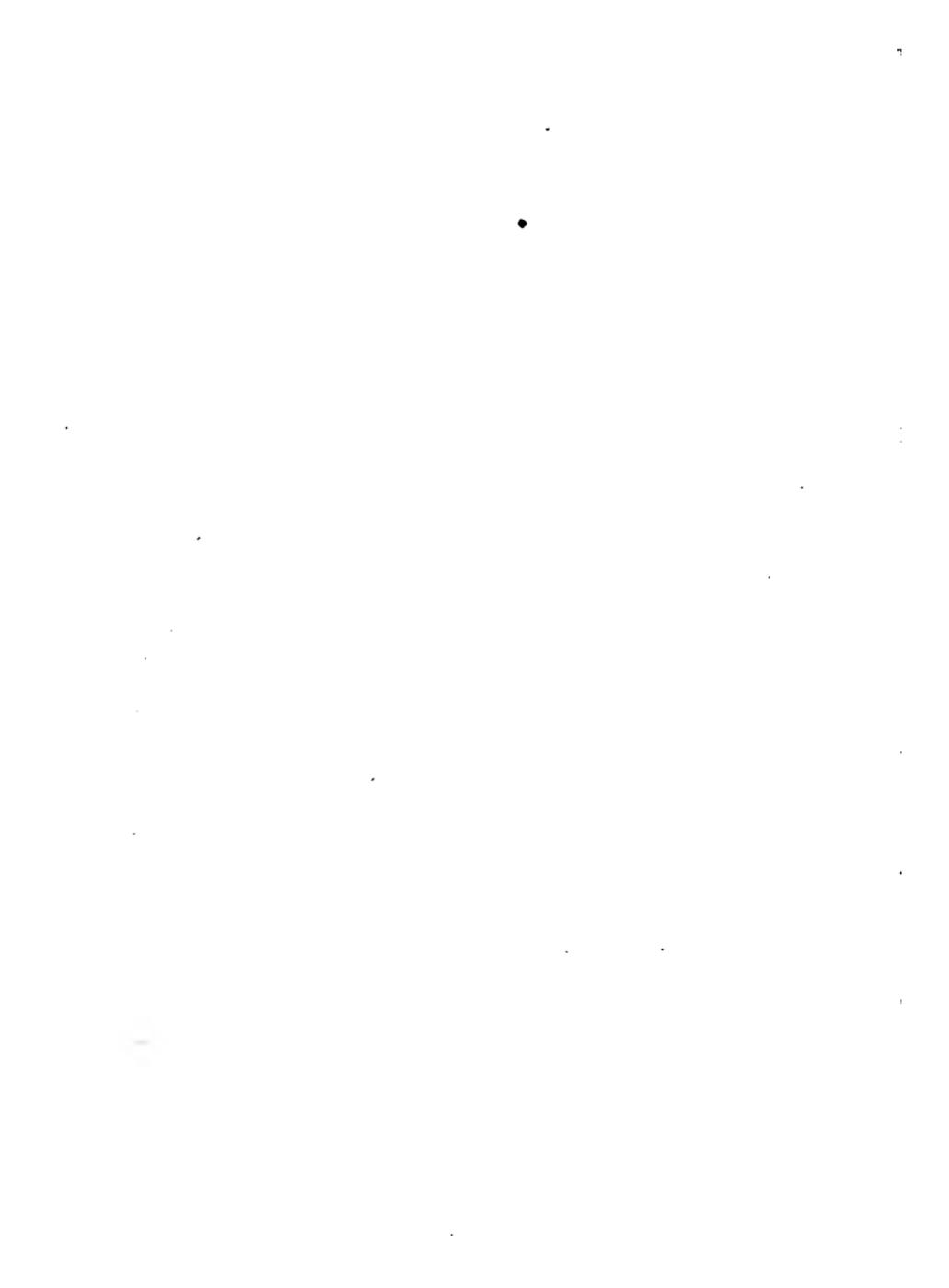
1767—1770. Die Dramaturgie.

| | | |
|--------------------|--|---------|
| Erstes Kapitel. | Das deutsche Nationaltheater in Hamburg | 283—296 |
| Zweites Kapitel. | Schicksal der Dramaturgie | 296—299 |
| Drittes Kapitel. | Lessing und die Schauspieler | 300—315 |
| Viertes Kapitel. | Die Dramaturgie und das deutsche Drama | 315—328 |
| Fünftes Kapitel. | Die Dramaturgie und das französische Drama | 328—343 |
| Sechstes Kapitel. | Aristoteles und das Prinzip der Tragödie | 343—351 |
| Siebentes Kapitel. | Weitere Folgerungen | 351—361 |

Erstes Buch.

Waterhaus. — Schule. — Universität.

1729—1748.



Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Die Stadt Kamenz in der Oberlausitz ist eine der sechs Städte dieser Provinz, deren uralter Bund sich von den deutschen Kaisern und böhmischen Königen im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts Rechte und Freiheiten ähnlicher Art wie die Reichsstädte zu erringen wußte, eigene Truppen hielt und eigene Fehden mannhaft durchfocht, aber auch wegen frühzeitiger Aufnahme der neuen protestantischen Lehre schwere Bedrückungen von Kaiser Ferdinand I. zu erleiden hatte. Hart mitgenommen in der Gräuelperiode des dreißigjährigen Krieges, und zwei Menschenalter nach demselben von einer Feuersbrunst fast ganz zerstört, hatte sie kaum noch eine Spur ihres alten reichsstädtischen Glanzes aufzuweisen, als der Mann in ihren Mauern geboren ward, dessen Name jenen alten Glanz mehr als ersetzen sollte.

Jetzt ist selbst das Haus nicht mehr vorhanden, in welchem Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 das Licht der Welt erblickte, und mit dem Vaterhause Lessings ist auch diejenige Stadt, welche den Knaben und Jüngling sah, von der Erde verschwunden durch einen Brand, der dieselbe in unsern Tagen (1842) bis auf wenige Häuser vernichtet hat. Aber das zu Lessings Gedächtniß von frommen Verehrern seines humanen Geistes gegründete „Barmherzigkeitsstift“ blieb verschont, während die Flammen das Geburtshaus Lessings, das alte Archidiaconat, verzehrten, dessen geist-

licher Bewohner funfzehn Jahre zuvor verhindert hatte, daß dasselbe bei der Gedächtnißfeier von Lessings hundertjährigem Geburtstage mit einer Inschrift zu Ehren Lessings geschmückt wurde! Es ist nicht bekannt geworden, ob die frommen Eiferer, die bei solchen Gelegenheiten überall „den Finger Gottes“ zu erblicken verstehen, auch hier sich gemüßigt gefunden haben, auf denselben hinzuweisen. Indes die Thatfache: daß noch hundert Jahre nach Lessings Geburt die Nachfahre Göthe's es wagen durften, sich in solcher Art der Huldigung zu widersetzen, die eine dankbare Nachwelt dem Dichter Nathans des Weisen darbrachte, gab nur einen sprechenden Beweis mehr dafür, wie nothwendig die Sendung des großen Vorkämpfers der Toleranz und Humanität und sein lebenslanger Kampf gegen die Feinde beider gewesen war.

Gotthold Ephraim Lessing wurde zu Ramenz am 22. Januar 1729 als der älteste von zehn Söhnen des Diakonus und späteren Pastor primarius der Stadt, Johann Gottfried Lessing, geboren. Der Stammbaum seines Geschlechts, das noch heute in einem der ersten Maler Deutschlands fortblüht, läßt sich bis in das sechszehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Er zeigt als Ahnherrn einen Clemenz Lessigt, lutherischen Pfarrer im Chursächsischen Erzgebirge, der im Jahre 1580 die sogenannte Concordienformel mit unterschrieb, durch welche gewisse Zerwürfnisse zwischen den Theologen nach Luthers Tode ausgeglichen werden sollten. Von diesem geistlichen Stammherrn an, zieht sich das Geschlecht anderthalb Jahrhunderte und sechs Generationen hindurch in ununterbrochener Folge von Geistlichen und Rechtsgelehrten, Pfarrern und Bürgermeistern kleiner sächsischer Städte bis zu Gotthold Ephraim herab, welcher der erste war, der keins von beiden werden sollte. Es ist durchaus eine Familie von Literaten in dem alten guten Sinne des Worts, wonach dasselbe einen Mann bezeichnet, der auf gelehrten Schulen und Universitäten ordnungsmäßig seine wissenschaftlichen Studien gemacht hat. In Ramenz wanderte das Geschlecht ein mit Lessings Großvater, Theophi-

lus Lessing, der ein Jahr vor seines berühmten Enkels Geburt, achtzig Jahre alt, als Bürgermeister der Stadt starb. Dieser Großvater Lessings darf in vielem Betrachte als ein ausgezeichnete Mann gelten. Geboren im vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in dem kleinen sächsischen Städtchen Schmeuditz, zwischen Halle und Leipzig, und von den durch Brandunglück verarmten Eltern mit einem Kapital von zwei Thalern auf die Universität Leipzig gesendet, konnte das Wort des alten römischen Dichters:

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon in der Jugend
Armut sperrt den Weg!

im vollen Maaße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang sich tapfer empor. Seine Kenntnisse und sein Talent sie mitzutheilen empfahlen ihn als trefflichen Lehrer einem der beiden Bürgermeister von Leipzig, der ihn als Erzieher seiner Söhne in sein Haus nahm, ihm ein Stipendium verschaffte und sich dafür durch die Freude belohnt sah, den einen seiner Söhne unter der Leitung und dem Unterrichte seines Schüglings bereits im vierzehnten Jahre „mit großem Ruhme“ die Magisterwürde erlangen zu sehen. Der Lehrer selbst gelangte zu dieser Würde freilich später. Theophilus Lessing war dreiundzwanzig Jahre alt, als er nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien im Jahre 1670 seine Doctor-Dissertation vertheidigte. Aber dafür war auch der Gegenstand derselben des Ahnherrn würdig, dessen Enkel Deutschland und der Menschheit den Nathan dichten sollte. Sie handelte nämlich, natürlich in lateinischer Sprache,

„Von der Toleranz der Religionen,“

und zwar nicht etwa bloß von der Duldung der drei Religionen im römischen Reiche deutscher Nation, sondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen überhaupt. Vierundzwanzig Jahre vor der Geburt des großen Toleranzpredigers Voltaire ist dies Auftreten eines Leipziger Kandidaten der Philosophie und Jurisprudenz auch schon als historisches Faktum von Interesse, während es zugleich ein Licht

wirkt auf den Geist, in welchem dieser Mann seinen Sohn, den Vater Gotthold Ephraims, erzogen haben wird.

Es ist etwas um den Einfluß, welchen eine lange Ahnenreihe gleichartig gebildeter Vorfahren auf den Menschen übt. Die Bestrebungen und Thätigkeiten, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzen, erzeugen einen gewissen Familiengeist, der sich bestimmend und leitend erweist, selbst auf Naturen, deren Anlagen und Neigungen sie über die Bahn des Gewöhnlichen hinausdrängen. Wenn in Lessings Vorfahren zunächst nur die Neigung zum „Studiren“ überhaupt als eine erbliche erscheint, so finden wir dieselbe in seinem Vater bereits zu der bestimmtesten Vorliebe für die Gelehrsamkeit als solche gesteigert. Johann Gottfried Lessing war neben seinem Predigtamte zugleich ein gelehrter Theologe, der als solcher mit den ausgezeichnetsten Gottesgelehrten seiner Zeit in wissenschaftlichem Briefwechsel und literarischer Verbindung stand, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl theologischer Schriften verfaßte. Er hatte ferner neben den beiden klassischen Sprachen nicht nur die orientalischen gründlich studirt, sondern sich auch, was seinem Sohne besonders zu Gute kam, die Kenntniß der beiden modernen Cultursprachen, der französischen und, was für jene Zeit noch weit mehr bedeuten will, der englischen in einem nicht bloß für einen Kandidaten der Theologie ungewöhnlichen Grade angeeignet. Unter seinen Schriften begegnen uns denn auch Uebersetzungen von theologischen und historischen Werken aus beiden Sprachen. Seine Lebenslaufbahn war auch von Anfang an auf eine gelehrte Wirksamkeit als Universitätsprofessor angelegt; und als man ihn mit fünfundzwanzig Jahren zu einer Pfarrerstelle seiner Vaterstadt berief, und er in frommem Glauben an höhere Fügung diesem Rufe folgend, den früheren Plan aufgab, ward für ihn sein Amt nicht, wie für so viele seines Gleichen, das Ende seines Studirens, sondern gab demselben nur die bestimmte Richtung, indem von da ab die Reformatiöns- und Kirchengeschichte den Hauptgegenstand seiner gelehrten Studien bildete.

Von diesem Vater empfing Lessing den Gang zur Gelehrsamkeit gleichsam erblich überliefert. Noch im Todesjahre des Vaters (1770) vermehrte es seine Freude über den ersten glücklichen Fund, den er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel that, daß er denselben seinem alten Vater mittheilen konnte. Von ihm empfing er auch ferner das Interesse an der Theologie, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Aber mehr als das: in seinem Vater sah er von frühester Jugend an das verkörperte Muster eines wissenschaftlich gebildeten, und unermüdtlich forschenden, wie eines gläubig frommen und dabei doch von allem Selotismus fernen, ächt protestantischen Geistlichen vor Augen, dessen ganzer theologischer Eifer sich auf das strenge Festhalten an den Grundsätzen der Reformation im Gegensatz zum Papstthum beschränkte, und dessen sittliche Würdigkeit, dessen werththätige Liebe, dessen selbstverleugnende Aufopferung für das Wohl andrer, verbunden mit eigner höchster Genügsamkeit und bescheidener Zufriedenheit bei einem nichts weniger als glänzenden Loose, ihn zu einem Vorbilde seines Standes machten. Freilich hatte der treffliche Mann die zuletzt erwähnten Eigenschaften nur allzu nöthig. Denn das Sprichwort, welches „Kinder und Bücher“ den einzigen Reichthum des protestantischen Geistlichen nennt, traf bei ihm in vollem Maße ein. Sein Gotthold Ephraim war der älteste unter den zehn Söhnen, mit denen nebst zwei Töchtern die Ehe des würdigen Pfarrherrn gesegnet, und von denen nur eine der letzteren, die in den Briefen häufig erwähnte Justine Salome, um zwei Jahre älter war als ihr berühmter Bruder. Dieser überreiche Kindersegner drückte nicht nur die Eltern, welche sich für die standesgemäße Erziehung und Bildung der zahlreichen Söhne auf Schulen und Universitäten aufopferten — denn daß die Söhne eines Pastor primarius wieder studiren mußten, stand damals außer aller Frage; — sondern er ward auch für den ältesten Sohn der Familie eine Last, deren schwere Bucht er sein ganzes Leben lang empfinden sollte.

Lessings Mutter, Justine Salome Feller, war die Tochter des

Pastor primarius von Kamenz, in dessen Stelle Lessings Vater später aufrückte. So stammte also Gotthold Ephraim von beiden Seiten aus einer theologischen und geistlichen Familie, und dieser Abstammung entsprach auch die erste Erziehung, die der ungewöhnlich begabte Knabe empfing. Er ward zum Beten angehalten, sobald er die ersten Worte stammeln konnte, und erhielt den ersten mündlichen Unterricht von seinem Vater durch Lesen in Bibel und Katechismus. Die erste Poesie, die an ihn herankam, bestand in geistlichen Liedern, die er bei den Morgens und Abends regelmäßig gehaltenen Andachtsübungen der Familie in großer Anzahl auswendig lernte. Seinen sonstigen Unterricht überließ der Vater, dem es dazu bei seinen Amtsgeschäften und gelehrten Studien an Zeit, und vielleicht auch an Geduld zum Lehren der ersten Anfangsgründe fehlen mochte, einem Privatlehrer Mylius, dessen jüngerer Bruder später in Lessings Universtitätsjahren eine wichtige Rolle spielte. Später besuchte der achtjährige Knabe die Stadtschule von Kamenz, die grade damals unter einem jungen kräftigen Rektor Heiniß in neuem Aufblühen begriffen war.

Wichtiger aber als die Schule waren für ihn das Vaterhaus und die Familie, an die er sein ganzes Leben lang mit den Banden innigster Anhänglichkeit geknüpft blieb. Im Vordergrund steht hier die ehrenveste Gestalt des Vaters. Wie sehr ihn Lessing geliebt, sehen wir aus dem Schmerze, mit dem der Tod des sechs und siebenjährigen Greises später den ein und vierzigjährigen Mann erfüllte. „Laßt uns,“ schreibt er auf die Todesnachricht seinem ältesten Bruder, „eben so rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren.“ Lessing war stolz auf seinen Vater, auf den Menschen wie auf den Gelehrten. In seinem ersten Briefe an den gelehrten Göttinger Professor Michaelis, in welchem er demselben einige Notizen über seine persönlichen Verhältnisse giebt, sagt er von ihm: „welche Lobsprüche würde ich ihm

nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Ellotson." Das starke Selbstbewußtsein, welches die Abkunft von einer Reihe wackerer und tüchtiger Vorfahren erzeugt, diese in sich gefestete bürgerliche Bornehmheit, welche in Lessings ganzem Leben so charakteristisch hervortritt, ruhten auf diesem Grunde ehrenhafter Familientradition, die „den Guten der von Guten stammt“, seiner Väter mit freudigem Stolze gedenken läßt. War auch die Vaterstadt nur klein, so zählte doch seine Familie zu den ersten in ihr, und das Haupt dieser Familie, sein Vater, war auch geistig der Mittelpunkt der geistigen und gelehrten Interessen des Orts, dessen Geschichte der gelehrte Pfarrherr geschrieben hatte. Selbst der Druck der Armuth, der später die zahlreich anwachsende Familie heimsuchte, blieb wenigstens der Knabenzeit des ältesten Sohnes fern. Wir sehen, daß der Vater ihm einen eigenen Hauslehrer halten konnte, und auch der Umstand, daß die Eltern ihren ältesten Sohn im fünften Jahre von irgend einem Raphael der Oberlausitz malen lassen mochten, bezeugt eine gewisse Behäbigkeit ihrer damaligen Umstände.

Bei dieser Gelegenheit erzählt sein Bruder eine charakteristische Anekdote. Der Maler wollte den Knaben mit einem Käfig malen, in welchem ein Vogel saß. Aber dieser Vorschlag erregte seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, sagte er, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!“ Es blieb nichts übrig, als sich dem Willen des kleinen Bücherfreundes zu fügen, von dem noch später die Eltern ihren jüngeren Kindern und besuchenden Freunden beim Anblick dieses Bildes erzählten, daß er von Kindheit an mit ebenso großer Lust als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan habe, als sogar zum Beibvertreibe in Büchern blättern. Das Härtchen krümmte sich eben bei Seiten. Der innerste Drang der eignen Natur des Knaben traf hier auf das glücklichste zusammen mit dem Einflusse der äußeren Umgebung und mit dem Beispiele des fleißigen, gelehrten Vaters, der in

sein Museum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag von Weitem sah, und an dessen Seite schon der Knabe „das Handwerkszeug der Gelehrsamkeit spielend brauchen lernte.“ Was aber den Maler anlangt, der sich Gott weiß wie nach dem Oberlausitz'schen Städtchen verirrt hatte, so wurde er für den Knaben noch in anderer Beziehung wichtig, indem der Vater ihn zugleich als Lehrer im Zeichnen für seinen Sohn annahm. Noch in späteren Jahren rühmte der Letztere ihm dankbar nach, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen, sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen und ihm durch beides frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten eingeflößt habe. Der Name des Mannes, dem der Verfasser des Laotoon dies nachrühmen durfte, hätte wohl verdient auf die Nachwelt zu kommen ¹⁾.

Von Lessings Mutter ist wenig bekannt, und noch weniger irgend ein Einfluß derselben auf den Sohn nachzuweisen, wie ihn die Jugendgeschichte anderer Geistesheroen unseres Volkes, z. B. Goethe's und Schillers aufzeigt. Als Tochter eines Pastor primarius, in der eigenthümlichen Atmosphäre ihres Standes erzogen, und selbst Gattin eines Pastor primarius, erscheint sie als eine fromm beschränkte Frau, deren größter Stolz und freudigste Hoffnung darin bestand, ihren ältesten, und wo möglich alle ihre Söhne wieder

¹⁾ Dieses interessante Bild ist neuerdings in Kamenz wieder aufgefunden worden, wo man es in einer Bodenkammer der Pfarrkirche, an welcher Lessings Vater Prediger war, unter allerlei altem Gerümpel entdeckte. Es ist aber kein Einzelportrait, sondern ein sehr artig arrangirtes Portraitgenrebild einer Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gottbold Ephraim Lessing, etwa sieben Jahre alt, ernstlich mit einem großen Buche beschäftigt; unter und neben dem Stuhle liegen gleichfalls Bücher. Links sitzt ein jüngerer Bruder, Theophilus (der als Schulrektor in Chemnitz 1808 starb), der ein neben ihm stehendes Kämmchen mit Brod füttert. Gottbold Ephraim ist sehr elegant gekleidet: rother Rock, und Hose und Strümpfe von gleicher Farbe, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung schwarz. Ein Berichterstatter in der National-Zeitung (1860 Nr. 583) sagt von diesem Bilde: „Lessing hatte völlig Recht, wenn er selbst später den Maler dieses Bildes einen nicht untüchtigen Künstler nannte. Es ist äußerst merkwürdig, wie in den Gesichtszügen des Knaben schon die des Mannes Lessing vorgezeichnet erscheinen: hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll fester Lebhaftigkeit.“

als Träger geistlicher Würde und pastoralen Ansehens zu erblicken. Ihr vor Allem war daher die Täuschung dieser Hoffnung, welche ihr Gotthold Ephraim später bereitete, schmerzlich, und sie scheint sich darüber ihr ganzes Leben lang nicht völlig zufrieden gegeben zu haben. Dabei aber war sie die sorgsamste Mutter und die liebevollste Gattin ihres Eheherrn, zu dem sie wie zu einem höheren Wesen aufblickte, und dem sie ein langes Leben hindurch die schwere Last aufopfernder Entfagung für die Erziehung der zahlreichen Kinder mit ausdauernder Hingebung tragen half. Was sie in dieser Hinsicht war, sagt ein einziges Wort Lessings, wenn er später von seiner eignen Gattin in einem Briefe an seine Schwester nichts Besseres zu rühmen weiß, als daß dieselbe in allen Stücken eben so herzlich gut und rechtschaffen sei, „als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben.“

Diese Rechtschaffenheit und Güte des Herzens besaß freilich auch der Vater in hohem Grade. Aber er war zugleich nicht ohne eine gewisse leidenschaftliche Heftigkeit des Temperaments, die es seiner Ehefrau nicht immer leicht machen mochte, mit dem trefflichen Manne auszukommen, und die er auf seinen Sohn in gleichem Maße wie jene anderen Eigenschaften vererbte. Lessing selbst hat uns davon eine Andeutung gegeben, deren Färbung in der That, wie Dangel bemerkt, ganz an die damalige Horat'sche Manier erinnert. In einem tagebuchartigen Fragmente, das der Bezeichnung nach aus der Hamburgischen, in der That aber aus der letzten Wolfenbütteler Periode von Lessings Leben stammt, schildert er einen Ausbruch seiner „Traschibilität,“ wie er es nennt, das heißt seiner zornmüthigen Aufwallung, durch folgendes Selbstgespräch bei Gelegenheit einer ihm gebrachten sehr ärgerlichen Nachricht: „Nun wohl, meine liebe Traschibilität! wo bist du? wo steckst du? du hast freies Feld! brich nur los, tummle dich brav! — — knirsch' nur die Bähne, schlage mich vor die Stirne, beiß' mich in die Unterlippe! — Indem thue ich das Letztere wirklich, und sogleich steht er vor mir, wie er lebte

und lebte, mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing, und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. Sowie, wenn ich ihn mir auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Bähne gleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut! Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du es mir selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitzeest, so leicht in der Hitze dich überreitest! Wie oft sagtest du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens in dir gern gebessert haben.“

Wir werden später sehen, daß Lessing, der das Glück hatte, seinen Vater bis in die reifen Mannesjahre zu behalten, mit demselben stets in der würdigsten Verbindung kindlicher Verehrung und wissenschaftlichen Antheils blieb. Und wie er als neunzehnjähriger Jüngling demselben in einer seiner frühesten Jugendarbeiten, in dem Schauspiel „der Freigeist“ ein Denkmal mit der Figur des Geistlichen Theophan zu setzen versuchte, der durch seine sittliche Würde, seine ächt christliche, auf der Grundlage reinsten Menschenliebe beruhende Frömmigkeit, seine Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung den Freigeist Adrast zum Glauben an diese Eigenschaften und an die Quelle, aus der sie fließen, belehrt: so kann man sagen, daß auch bei der letzten und reifsten Frucht seines Geistes, bei seinem Nathan, ihm hier und da das Bild des Mannes vorschwebte, der bei all seinem Glaubensdrange doch das Hauptkennzeichen wahrer Religion und Religiosität in die thätige Liebe setzte, welche sie für das Leben mit den Menschen in uns erwecken. Ein solcher Mann aber war sein Vater, der in seinen Schriften das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden und die religiösen Eiferer „an ihren Früchten, an den Früchten des Geistes, welche da sind: Liebe, Freude, Geduld,“ er-

kannt wissen wollte, und der in seinem Leben diese Früchte wahrer Religion in reichem Maasse bewährte; der, wie sein jüngster Sohn Karl sich rührend ausdrückt, „mit fast unbegreiflicher Verläugnung alles Selbstgenusses, dessen selbst der dürftigste Handwerksmann theilhaft wird, sich für die Erziehung seiner Kinder aufopferte, alle Entbehrungen mit Heiterkeit, alle Noth mit Standhaftigkeit, alle Mühsal mit freudiger Gelassenheit ertrug, und trotz der eigenen Beschränktheit und Dürftigkeit nie einen Armen ohne eine Gabe von seiner Schwelle entließ.“

Mit allen diesen Eigenschaften vererbte er auf seinen großen Sohn die lebensmuthige Stimmung eines gesunden, kräftigen Körpers, eine strenge Rechtschaffenheit und edle Geringsachtung des Geldes und der materiellen Bequemlichkeiten die es gewährt, gegenüber der innern geistigen Befriedigung und Selbstgenügsamkeit, und den Widerwillen, ja den Haß gegen jene Frivolität in sittlichen und religiösen Dingen, welche damals von Frankreich aus nach Berlin und von dort in das übrige Deutschland den Weg zu finden begonnen hatte. Nicht minder vererbte er auf ihn den Sinn für strenge Wissenschaftlichkeit, die selbst das Kleinste nicht gering achtet, wo es historische Wahrheit gilt, ohne doch andererseits dessen Wichtigkeit und Bedeutung kleinmeisterlich zu übertreiben. Was der treffliche Pfarrer in der Vorrede zur Geschichte seiner Vaterstadt in Bezug auf gewisse von ihm berichtigte Irrthümer seiner Vorgänger sagt, „daß die historische Wahrheit einem Auge gleiche, welches nicht das geringste Stäubchen leide,“ das könnte nach Inhalt und Form des Ausdrucks ebenso wohl sein großer Sohn geschrieben haben. Und Lessingisch in Geist und Bildlichkeit des Ausdrucks ist es auch, wenn er hinzusetzt, daß die, welche durch Einzelforschungen große Gesamtwerte berichtigen, sich „darauf ebenso wenig etwas einbilden dürfen als die Zwerge, welche weiter sehen als Riesen, weil sie auf deren Schultern stehen.“ Ueberhaupt erscheint der theologische alte Herr nach den uns von Dangel mitgetheilten Proben als ein deutscher Stylist, wie man ihn

in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr selten finden dürfte. Kamentlich ist er frei von jeder Sprachmengerei, was ihm bei seiner Kenntniß nicht nur der alten, sondern auch der beiden bedeutendsten lebenden Sprachen des Auslandes nur um so höher anzurechnen ist.

Von Lessings Geschwistern können nur zwei, die Schwester Justine und der zweitgeborne Bruder Theophilus als Jugendgespieler des Knaben im Vaterhause gelten, da die übrigen bedeutend jünger waren. Die Schwester war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie blieb unverheirathet im Vaterhause und starb als 76jährige Greisin im Jahre 1803. Ein Brief des vierzehnjährigen Bruders an sie, das früheste Dokument, das wir von Lessing besitzen, giebt von ihr eine so schlagende Charakteristik, daß ich mich nicht enthalten kann, denselben hierher zu setzen. Es ist ein Neujahrsbrief, den er von der Fürstenschule zu Meissen aus an die Schwester richtete, die ihm in den ganzen sechs Monaten seit seiner Entfernung aus dem Vaterhause noch nicht geschrieben hatte. „Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammenstehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch: hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es vor eine Schande, etwas mehreres zu lernen, allein wer weiß, welches die größte Schande ist? in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch

keinen Brief schreiben können. Schreibe ja! und bennimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr denken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonderes haben. Ich wünsche, daß Dir Dein ganzer Rammon gestohlen würde! Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahr Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte. Lebe wohl! ich bin Dein treuer Bruder

G. E. Lessing.*

Trog des etwas pedantischen Anstrichs in diesem Briefe des vierzehnjährigen Sittenmeisters, ist in demselben doch die ganze geistige Ueberlegenheit des Bruders über die bedeutend ältere Schwester ebenso unverkennbar als die Charakteristik der beschränkten, Kleinlichen, auf Geld frühzeitig erpichten, allen geistigen Interessen des Bruders gänzlich fremden, ja abholden Schwester vollkommen mit demjenigen übereinstimmt, was wir in Lessings späterem Leben von ihr zu berichten haben werden. Dennoch blieb ihr der Bruder, obshon er kein näheres Verhältniß des Geistes und Gemüthes zu ihr haben konnte, sein ganzes Leben lang brüderlich zugethan, wenn er gleich sich in späteren Jahren ihrer unaufhörlichen, meist herb und ungefüm geäußerten Ansprüche an seine Geldmittel vielfach zu erwehren hatte. Sein Bruder Theophilus, von dem wir nichts wissen, als daß er ein fertiger lateinischer Poet wurde, war gleichfalls nach Anlagen und Geistesrichtung durchaus von ihm verschieden. Er war ein beschränkter Kopf und philologischer Pedant, und Lessing durfte seinem Vater, der in der Zeit, wo er mit dem ältesten Sohne sehr unzufrieden war, demselben schrieb, daß er mit dem zweiten Sohne in Meisen sehr zufrieden sei, die bezeichnende Antwort erwidern: „wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es auch mit mir sein sollen.“

Indessen, so wenig Verständniß auch Lessings Geistesart später

im Vaterhause fand, und so wenig Ähnlichkeit irgend eins seiner Geschwister mit ihm haben mochte, so war doch das Familienleben im Vaterhause von der Art, daß es in ihm den ächten auf thätiger Liebe begründeten Familiensinn entwickelte, dessen Wurzeln unverrückbar in dem wohlgepflegten Boden haften blieben, und den frühzeitig in die Welt hinaus und so vielfach in ihr umhergetriebenen Mann über alle geistig trennenden Klüfte hinweg stets mit Vaterhaus und Familie im engsten Zusammenhange erhielten.

Zweites Kapitel.

Die Schule.

Lessing war noch nicht dreizehn Jahre alt, als er im Jahre 1741 das Vaterhaus verließ, um die Schule seiner Vaterstadt mit der berühmten Fürstenschule in Meissen zu vertauschen.

Diese frühe Entfernung hing zusammen mit einer Spannung, die zwischen seinem Vater und seinem bisherigen Lehrer Heinig, dem Rector der Ramenzer Stadtschule, eingetreten war, der bald darauf Ramenz gleichfalls verließ. Heinig war ein junger, fähiger Schulmann von gewecktem Geist, aufgeklärter Denkart und mannigfaltigen, nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch schöngeistigen Interessen. Er stand mit dem damaligen jungen Deutschland der Leipziger in Verbindung, an dessen Spitze sich Gottsched der deutschen Schaubühne lebhaft annahm; ja, er war sogar im Jahre 1740 mit einem Programm aufgetreten, in welchem er das Thema behandelte „daß die Schaubühne eine Schule der Beredtsamkeit sei.“ Grund genug für den Vater Lessings sowie für die übrigen Vertreter des alten Deutschlands und der Orthodoxie in Ramenz, um darüber lebhaft die Köpfe zu schütteln. Aber es blieb nicht bei diesem Kopf-

schütteln der frommen Herren, sondern wir erfahren, daß der Magistrat, an dessen Spitze wieder ein Verwandter Lessings als Bürgermeister stand, Rügen und Verwarnungen an den jungen Rector erließ, während der Pastor primarius Lessing sogar von der Kanzel herab den freigeistigen Lehrer der Jugend anstach. Die Sache endete mit einem kleinen Preßskandale, der ganz Kamenz in Aufregung versetzte und in seinen Folgen selbst Lessings späteren Lebensgang berührte. Ein unvorsichtiger und allzu eifriger Freund des angegriffenen Schulmannes, der einundzwanzigjährige Leipziger Student, Christlob Mylius, hatte nämlich den Abgang des ersteren von Kamenz in einem Gedichte gefeiert, das demselben zu seiner Entfernung aus der Stadt der Geschmacklosigkeit und der Unkultur Glück wünschte, und zugleich allerhand verdeckte Ausfälle gegen den Bürgermeister und den Pastor primarius von Kamenz enthielt. Der Kamenzener Magistrat nahm das natürlich übel auf. Der junge Satiriker ward, als er in den Ferien Kamenz besuchte, gefänglich eingezogen und trotzdem, daß er sich auf die poetische Lizenz berief und auf's Leugnen legte, zu Abbitte und Geldstrafe verurtheilt.¹⁾ Dieser Mylius, der später nach dem Titel einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift „der Freigeist“ hieß, wird uns in Lessings Universitätsjahren in Leipzig und Berlin wieder begegnen.

Es ist nicht zu verwundern, daß der fromme Pastor primarius seinen Sohn baldmöglichst von einer Schule wegzunehmen strebte, deren Rector in seiner destructiven Tendenz sich sogar beikommen ließ, in einem öffentlichen Schulprogramme die Schaubühne als eine Schule der Beredsamkeit zu preisen. Aber bedeutungsvoll muß es uns erscheinen, daß unter den Schülern dieses Kamenzener Freigeistes der spätere Begründer des deutschen Drama's als zwölfjähriger Knabe dies Programm las, das schon bei dem Böglinge der Meißner Fürstenschule seine ersten Früchte tragen sollte.

1) Die näheren Umstände, sowie das inkriminierte Gedicht selbst findet man bei Danzel I. S. 17—19.
Sta hr, Lessing. I.

Der Vater hatte schon zu Ostern des Jahres 1741 den Sohn von der Ramenzer Schule fortgenommen, und ihn zu einem verwandten Geistlichen, einem Pastor Lindner zu Puskau, gebracht, der, selbst ein ehemaliger Zögling der Meißner Fürstenschule, sich erboten hatte, den Knaben zur Aufnahme in dieselbe vorzubereiten. Diese Aufnahme erfolgte, nachdem es gelungen war, für den Zögling die erwünschte Freistelle zu erhalten, welche bis auf die Kleidung ihm gänzlich freien Unterhalt sicherte, am 21. Juni 1741: ein Tag, dessen Wiedertekehr hundert Jahre später die Anstalt als einen Festtag feierlich begehen sollte.

Die Schule zu Sanct Afra in Meissen war eine von den drei berühmten sächsischen sogenannten Fürstenschulen, welche Kurfürst Moriz von Sachsen aus den Gütern aufgehobener Klöster gegründet hatte. Diese Lehr- und Erziehungsanstalten, in welchen eine größere Anzahl Schüler theils unentgeltlich als „Alumni“, theils für ein mäßiges Kostgeld unterhalten und unterrichtet wurden, bildeten damals, wie noch jetzt, die Stütze gründlicher Gelehrsamkeit und eines vorzugsweise auf die alten klassischen Sprachen gegründeten Unterrichts. Durch beides sollten sie der Absicht des Stifters entsprechen, der in diesen gelehrten Kadettenhäusern tüchtige Vertheidiger der Reformation und des evangelischen Glaubens herangebildet haben wollte. Eine gewisse Klösterlichkeit der Einrichtung, ein sorgfältig gegliedertes System der Beaufsichtigung und eine daraus hervorgehende strenge Zucht waren damit nothwendig gefordert. Aber strenge Zucht ist die Nährerin der Freiheit für Menschen, welche mit der Anlage zur Freiheit geboren sind, und es hat dem Freisten der Freien nichts geschadet, daß er seine Jugend in der klösterlich beschränkten Enge des Meißner Afraneums verlebte. War doch diese Enge zugleich nach innen eine unendliche Erweiterung seines ganzen geistigen Horizonts. Seine Verfassung in diese Anstalt, in welcher mehr als hundert Jünglinge ohne Unterschied von Arm und Reich gleiche Wohnung und gleichen Unterricht, gleiche Kost und Behand-

lung genossen, dieselben Freuden und Leiden, ja sogar dieselbe Tracht theilten, entrückte ihn der Kleinlichkeit und Beschränktheit seiner väterstädtischen und häuslichen Verhältnisse, enthob ihn dem beginnenden Drucke der Nahrungsforgen im väterlichen Hause und weckte in ihm jenen republikanischen Zug zur Gleichheit, der durch sein ganzes Leben hindurchgeht. War schon seine Erziehung von Seiten des Vaters auf einen künftigen Gelehrten angelegt gewesen, so bot die neue Anstalt zur Fortsetzung solcher Bildung im Sinne des väterlichen Unterrichts die beste Gelegenheit, und Lessing versicherte später oft, daß er es dieser Schule verdanke, wenn ihm, wie er sich in seiner Bescheidenheit ausdrückte, „etwas Gründlichkeit und Gelehrsamkeit zu Theil geworden sei.“ Freilich stand diejenige Gelehrsamkeit, auf welche es in dieser fürstlichen Klosterschule abgesehen war, ausschließlich im Dienste der Religion und Theologie. Man wollte Gottesgelehrte und Geistliche bilden, und der eigentliche Zweck, zu welchem selbst die alten Sprachen getrieben wurden, war im Grunde doch nur ihre Benutzung zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift. Der alte Pastor primarius von Ramenz hatte seinen Sohn auf diese Schule gebracht, um einen künftigen Diener am Worte, einen Prediger oder allenfalls einen gelehrten Universitätstheologen aus ihm zu machen, und es scheint nicht, daß der Sohn in den ersten Jahren anderer Ansicht über seine Zukunft gewesen ist. Unter den Lehrgegenständen stand das Latein, dem wöchentlich nicht weniger als funfzehn Lehrstunden gewidmet waren, in erster Linie. Lateinische Stylübungen und lateinische Verstkunst waren Hauptziele des Fleißes und Ehrgeizes der Schüler. Das Griechische war auf vier Lehrstunden beschränkt. Indessen waren doch auch die übrigen Unterrichtsgegenstände, die jetzt auf Gymnasien getrieben werden, keinesweges ganz vernachlässigt. Es wurden von den neueren Sprachen die französische, und von den Wissenschaften Geographie und Geschichte, Mathematik und Astronomie, sowie in den höheren Klassen Logik und Ethik in regelmäßigen Unterrichtsstunden gelehrt, und selbst für

Unterricht im Italienischen, in der Musik, im Zeichnen war durch außerordentliche Lehrstunden geforgt. Indessen wird es mit diesen letzteren nicht viel auf sich gehabt haben. Denn einestheils wurde eifersüchtig von den Hauptlehrern darüber gewacht, daß die alten Sprachen durch solche Mlotria keine Einbuße erlitten, und andererseits blieb für die letzteren schon deshalb wenig Zeit übrig, weil öffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelklärung allein fünf- und zwanzig wöchentliche Stunden hinnahmen. Der Unterricht in der deutschen Muttersprache und Literatur, sowie deutsche Stylübungen waren grundsätzlich von dem Lehrplane ausgeschlossen, oder wurden doch nur sehr nebenbei betrieben, ja eigentlich mehr nur geduldet als gefördert.

Dagegen hatten und haben zum Theil noch jetzt diese Fürstenschulen vor unsern modernen Gymnasien einen unschätzbaren Vorzug, dem sie den größten Theil ihrer Leistungen und Erfolge verdanken. Dieser Vorzug bestand in dem weiten Spielraume, den sie der individuellen Selbstthätigkeit, dem Privatfleiß gewährten, welche auf unsern Gymnasien durch die ungeheure Masse der öffentlichen Lehrstunden und der in ihrem Gefolge befindlichen Zwangsarbeiten zum größten Nachtheil für Lehrer und Lernende fast unmöglich gemacht werden. Die Lehrstunden waren nur dazu da, „um zu zeigen, wo und wie geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse.“ Dieser Spielraum der Freiheit zum selbstständigen Studiren mußte einer Natur wie Lessing vorzugsweise zu Gute kommen, und er benutzte diese Freiheit in einer Weise, daß er noch viele Jahre später in der Erinnerung an seine im engen Bezirke einer Klostermäßigen Schule, wie er sich ausdrückt, mit aller Bequemlichkeit betriebenen freien Studien, jene Jahre die einzigen nannte, in denen er glücklich gelebt habe. An der Stille, in welcher sich das Talent bildet, fehlte es ohnehin nicht. „Man mußte und hörte,“ wie Karl Lessing bei der Schilderung von seines Bruders Aufenthalte auf der Meißner Klosterschule bemerkt, von keinen Ber-

freuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornämlich großen Städten der Jugend so nachtheilig werden. Man bekümmerte sich weder um die Armseligkeiten der großen noch der kleinen Welt, redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachsen, sprach mehr lateinisch als französisch, betete sehr viel, frömmelte aber doch sehr wenig; und wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, studirte ohne zu beten.* Auch für die Ausbildung und Richtung des Charakters war gesorgt in einer Gemeinschaft von hundert und zwanzig jungen Leuten, in deren unausgesetztem Verkehr derselbe ganz anders erprobt und gefördert wird, als in der Isolirung häuslicher Umgebung. Was Lessing betrifft, so treten schon hier zwei Eigenthümlichkeiten seines Wesens stark hervor. Eine noch aufbehaltene Censurbemerkung eines der adligen Inspectoren über ihn lautet: „ein guter Knabe, nur etwas *m o q u a n t*.“ Sie bezeichnet treffend Lessings Reigung und Anlage zu scharfer Beobachtung und witziger Hervorhebung der bemerkten Schwächen und Fehler, während ein anderes Geschichtchen, das sein Bruder mittheilt, seinen Freimuth und seine strenge Wahrheitsliebe, wenn auch, wie es bei einem jungen Menschen in seinen damaligen Schülerverhältnissen nicht anders sein konnte, mit etwas Vorlauthheit gepaart, aufzeigt. Als der junge Lessing bereits einer der obersten Schüler war und in seiner Eigenschaft als Aufseher über einen Theil seiner jüngeren Mitschüler einer Sonnabends-Conferenz der Lehrer beizwohnte, richtete der Rector an die Versammlung die Frage: warum die Schüler in dieser Woche, in welcher der Conrector Höre das Amt eines Oberaufsehers versehen hatte, so spät zum Gebete gekommen seien? Alles schwieg, nur Lessing nicht, der einem neben ihm stehenden Kameraden zuflüsterte: „das weiß ich.“ Der Rector, der diese Worte vernommen hatte, befahl ihm, laut zu sagen, was er wisse. Anfangs wollte er nicht, endlich aber auf wiederholtes Andringen platzte er heraus: „Der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schläge, daher denkt Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!“ Der Rector, der

schon bei seiner Frage ein wenig auf Lessings herausfahrende Wahrheitsliebe gerechnet hatte, um seinem Herrn Kollegen eine kleine Lektion zu bereiten, sah seinen Zweck erreicht. Denn der letztere, der die Sache nicht mit gutem Gewissen in Abrede stellen konnte noch wollte, brach nur in die erstaunten Worte aus: „Admirabler Lessing!“ Seitdem behielt Lessing bei seinen Mitschülern diesen Namen, und bei dem Conrector eine schwarze Nummer. Denn noch später, im Jahre 1751, als Lessing bereits in Berlin lebte, theilte ihm sein Vater einen Brief des Conrectors mit, in welchem derselbe seinen Groll gegen den ehemaligen Schüler nicht hatte unterdrücken können, und als Lessings zweiter Bruder dieselbe Anstalt bezog, empfing ihn der noch immer gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder!“

Aber wichtiger, als diese kleinen Büge, die doch auch in einer Biographie nicht fehlen dürfen, ist die innere Entwicklung des Jünglings, die sich schon auf dieser Stufe seines Lebens als freie That eines zur Selbstständigkeit gebornen Geistes erweist.

Je weiter er nämlich heranreifte, um so weiter entfernte er sich innerlich von dem Geiste, in welchem auf der Fürstenschule die Lehrgegenstände, zumal das Studium des Alterthums, getrieben wurden. Der sechszehnjährige Jüngling befreite sich von jeder äußerlichen Zweckbeziehung des Lernens, indem er, was die Schule als Mittel und Vorbereitung zu theologischen Zwecken ansah, das Studium des Alterthums, für sich zum Selbstzweck erhob. Er wurde ein Philologe, aber nicht in dem Sinne seiner Lehrer, denen das Lateinschreiben als Hauptziel der klassischen Studien galt, und die in dieser Beziehung mit ihm weniger zufrieden waren, als mit den meisten seiner Mitschüler, sondern in einem weit höheren, in demjenigen Sinne, welcher das Eindringen in die Schriftwerke des Alterthums als Mittel zur Erkenntniß des in ihnen offenbarten Menschengeistes und Menschenthums unternimmt. So legte er früh den Grund zu jener großartigen Auffassung des Alterthums, die fast allen seinen

späteren Arbeiten auf diesem Gebiete weite menschliche und kulturhistorische Absichten und Zwecke verlieh. In dieser Beziehung finden wir bei dem Schüler der Meißner Fürstenschule bereits ein sicheres Bewußtsein über seine Lebensaufgabe, und eine ganze Richtung seiner späteren Thätigkeit ist hier früh im Keime vorgebildet. Schon auf der Schule, wo ihm die Vorliebe für einen seiner Lehrer ein wärmeres Interesse für die Mathematik einflößte, übersetzte er den Euklid und arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten. Er las für sich eine gute Anzahl alter Schriftsteller, die in den öffentlichen Lehrstunden nicht gelesen wurden; aber seine eigentliche Welt, wie er sich später ausdrückte ¹⁾, waren Theophrast, Plautus und Terenz, Schriftsteller, deren Inhalt der Mensch und das Leben ist, und die der Jüngling, den es zum Leben und zu der Erkenntniß des Menschen hindrängte, in seiner Abgeschlossenheit von beiden um ihres Inhalts willen las. Und dieser Inhalt übte seinen befruchtenden Einfluß auf ihn nicht nur dadurch, daß er seine erste selbstschaffende Thätigkeit bestimmte, sondern auch dadurch, daß er die aus jener Lectüre gewonnene Einsicht in das Wesen des Menschen, alsbald auf sich selbst und sein Verhältniß zu andern anwandte und, wie er als Zwanzigjähriger an seine Mutter schrieb, aus seiner Lectüre der „Komödien“ Selbstkenntniß lernte. Er las eben schon auf der Schule die Alten im Sinne des Lebens, und Hagedorn, der darin mit dem Horaz vorangegangen war, galt ihm eben deswegen, wie er im Jahre 1749 in einem Briefe an seinen Vater bekennet, mit seinen Oden und Liedern als der größte deutsche Dichter der damaligen Zeit ²⁾.

Den wichtigsten Einfluß in dieser Beziehung übte auf Lessing der mathematische Lehrer der Schule Johann Albert Klemm. Dieser Mann war ein schlechter Pädagog, denn ihm fehlte die in seiner Stellung als Lehrer einer zahlreichen Jugend gegenüber nothwen-

1) Werke IV. S. 2. Zachmann.

2) Werke XII. S. 11.

digste Fähigkeit, sich bei seinen Untergebenen in Respect zu setzen; aber er war ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann, dessen geistiger Gesichtskreis weit hinausreichte über die Schranken der Schule und der in ihr die Herrschaft führenden engherzig geistlosen Stodphilologie. Als Mathematiker von den damaligen Größen seiner Wissenschaft nicht ungeachtet, war er zugleich unermüdlich, Schülern, die sich ihm näher anzuschließen Neigung fühlten, auf das Bereitwilligste seine Zeit und seine reichen Kenntnisse in fast allen Fächern des Wissens zu widmen. Lessing war einer dieser Schüler, die sich zu ihrem Vortheile dem in der Schulhierarchie der Anstalt zurückgesetzten Lehrer liebevoll anschlossen, und er empfing dafür die reichste Förderung durch den letzteren, der mit solchen Erwählten oft bis Mitternacht in seiner Studirstube saß, und ihre Ansichten über Wissen und Wissenschaft und über das Verhältniß von Mittel und Zweck in den Studien aufklärte.

Wenn der zwanzigjährige Student Lessing seinem Vater später aus Leipzig schrieb: „daß er schon in Meissen begriffen habe, wie man dort Vieles lernen müsse, was man in der Welt nicht brauchen könne,“ so dürfen wir die Erwerbung und Förderung solcher Einsicht des begabten Schülers wohl dem Manne zuschreiben, in dessen Umgang er, wie sein Bruder Karl sagt, einsehen lernte, „wie wenig Meelles er wisse und wie viel er noch zu lernen habe.“ Von ihm lernte er, daß alle Sprachstudien nur als Mittel zum Zwecke zu betrachten seien, und daß ein Gelehrter ohne Kenntniß der Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften nur eine unvollständige Bildung besitze, — lauter arge Keßereien in einer Schule, deren Hauptzweck es war: firme Lateinschreiber und lateinische Poeten zu erziehen, und in welcher, wie Lessing sich später satirisch in Bezug auf den philologischen Hauptlehrer, den obengenannten Corrector Höre, ausdrückte.¹⁾), das Streben weniger dahin ging, „aus den Bög-

1) Werke XII. S. 19 und 20.

lingen vernünftige Menschen, als tüchtige Fürstenschüler, das heißt Leute zu machen, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind." Klemm war außer den alten Sprachen auch in den neueren, im Englischen, Französischen und Italienischen wohl bewandert, und was noch wichtiger war: durch ihn ward Lessing schon auf der Schule mit der deutschen Literatur bekannt gemacht. Er lernte Hagedorn und Gleim und die Halle'schen Dichter kennen, und die Lectüre Hallers regte ihn zu einem seiner frühesten poetischen Versuche, zu jenem auf eine Reihe von Gefängen angelegten Gedichte „über die Vielheit der Welten“ an, dessen Stoff ihm ohne Zweifel durch Vermittelung seines Lehrers zugänglich geworden war. Er selbst äußerte sich sechs Jahre später ausführlicher über diesen Versuch in einem der Briefe seiner vernünftigen Schriften, in welchem er auch einige Bruchstücke dieses philosophischen Lehrgedichts mittheilt¹⁾. „Ich reimte,“ sagte er, „meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode: hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Abschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte.“ Aber das Gedicht blieb liegen als ihm bald darauf Fontenelle's Gespräche über denselben Gegenstand in die Hände fielen, und die geistreiche Behandlung des französischen Autors ihm über die Schwäche seiner Production die Augen öffnete. Dennoch mußte er noch sieben Jahre später zugeben, daß ihm „noch Manches ganz erträglich ausgedrückt erscheine,“ und ein Blick auf die mitgetheilten Bruchstücke bestätigt dieses so bescheidene Lob auch jetzt noch in vollem Maße. Die Wendung, mit der der Eingang schloß:

Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,

Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.

Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels suchen!

Genug: die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen! —

ist gar nicht übel für den kaum siebzehnjährigen Dichter jener Zeit;

1) III. S. 298—301.

und die Bemerkungen über den „Eigennutz des Priestertums“ das schon in frühester Zeit das Wissen wie den Gottesdienst in „dunkle Tempel“ kannte, sowie die Anspielung auf den französischen Leichtsin, der so oft

Hochmüthig prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entriß —

sind sehr charakteristisch für den Lessing, der diese beiden Themata sein Leben lang nicht aus den Augen verloren hat.

Aber wichtiger als dies Alles ist, der erste dramatische Versuch des Schülers Lessing, zu dem ihn in der Einsamkeit seiner Meißener Fürstenschule das Studium der römischen Dramatiker und des griechischen Charakterbilders Theophrast anregte. Dieser erste Versuch ist das allerdings erst zwei Jahre später völlig ausgearbeitete und theilweise umgearbeitete Lustspiel „der junge Gelehrte“. Für uns hat dies Stück, wie alle ähnlichen dramatischen Erstlingsarbeiten Lessings, nur noch ein untergeordnetes literaturhistorisches Interesse, und von einem poetischen Werthe desselben kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Desto wichtiger ist es für die Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Mannes, weil es eine That der Selbstbefreiung aufzeigt, die der Jüngling mit demselben an sich vollzog, und weil es die Wahrheit dessen bezeugt, was er in dem Briefe an seine Mutter von der Wirkung und dem Einflusse seiner Lectüre der alten Dramatiker auf seine Selbstkenntniß aus sagt. Lessing sagt von diesem Erstlingsversuche, dessen Entstehung in eine Zeit fiel, „wo er den Menschen nur aus Büchern kannte“: „ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten Waffen gegen dasselbe wandte?“ Und er selbst gehörte zu diesen Narren, auf deren Beobachtung ihn seine Lectüre der alten Dramatiker führte. „Ich lernte mich selbst kennen.“

schreibt er in dem mehrmals erwähnten Briefe an seine Mutter, „und seit der Zeit habe ich gewiß über Niemanden mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst.“ Der Befreier seiner Nation von der Tyrantnei des Pedantismus erkannte als Jüngling, daß er selbst auf dem besten Wege sei, ein gründlicher Pedant zu werden. Noch jetzt sind davon der oben angeführte Brief an seine Schwester, und namentlich das predigtartig belehrende Sendschreiben des vierzehnjährigen Scholaren an seinen Vater, in welchem er dem alten Herrn, der sich über die Verschlechterung der Zeiten zu beklagen pflegte, auf ächt Wagnerische Art zu beweisen versucht, daß im Grunde ein Jahr dem andern vollkommen gleich sei, sehr sprechende Belege. Um so wundervoller ist es, daß der Siebenzehnjährige sich gegen die eigene Thorheit wendet, und wie Danzel überzeugend auch im Einzelnen nachgewiesen hat, den ersten Waffengang seiner komischen Muse gegen den eignen gelehrten Pedantismus und dessen eitle Selbstüberhebung richtet, ja daß er in seinem jungen Gelehrten selbst jene schulfüßig lehrhafte Epistel an den Vater verspottet ¹⁾.

Wir werden auf das Stück selbst im nächsten Kapitel zurückkommen, wenn wir die Jugenddramen Lessings im Zusammenhange besprechen. Hier genügte es die ethische Seite, die sittliche Wichtigkeit desselben für Lessings früheste Jugendentwicklung hervorzuheben, der von solchem Geiste erfüllt und zu solcher Freiheit der Anschauung seiner selbst gelangt, sich nothwendig früher als alle andern der Schule innerlich entwachsen fühlen mußte. Selbst seine Lehrer scheinen eine Ahnung davon gehabt zu haben. Der Rektor Grabener, bei dem sich der Vater um diese Zeit einmal nach seinem Sohne brieflich erkundigte, gab die ehrlich derbe Antwort: „er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“

1) Werke I. S. 219 verglichen mit XI. S. 2.

Der junge Lessing hatte bereits zu Anfang des Jahres 1746 als Siebzehnjähriger die erste Klasse erreicht, in welcher er den Gesetzen der Schule gemäß jetzt noch ein Jahr und drei Monate bleiben sollte. Wie er aber sein ganzes Leben hindurch es nie über sich gewinnen konnte, in einem Zustande zu verharren, den er ausgenutzt zu haben glaubte, so versuchte er auch jetzt wiederholt seinen Vater zu bewegen, durch eine Vorstellung bei dem Dresdner Oberkonsistorium eine ausnahmsweise Abgangsbewilligung für ihn zu erwirken. Diese Vorstellung wurde zuerst abschläglich beschieden, was für Lessing um so unangenehmer war, als selbst die Ruhe und Stille seines Meißener Lebens durch das Hereinbrechen furchtbarer Kriegsereignisse gestört worden war.

Am fünfzehnten Dezember des Jahres 1745 sah man von der Höhe des Hügel, auf welchem die Meißener Klosterschule sich erhebt, den Himmel von dem Widerscheine brennender Dörfer geröthet, und vernahm den Geschützdonner der Schlacht von Kesselsdorf, in welcher der alte Dessauer die vereinigten Sachsen und Oesterreicher vernichtete. In Meißen selbst rasselten preussische Trommeln, wimmelte es von preussischen Reitern und Fußvolk, denn der kriegerische junge Preußenkönig selbst harrte hier voll peinlicher Ungewißheit der Entscheidungsnachricht, welche ihm erst spät in der Nacht ein von seinem siegreichen Feldherrn abgesandeter Offizier überbrachte.¹⁾ Es war wohl ein eigenthümliches Spiel des Schicksals, daß das erste Stück Leben, welches der siebzehnjährige Lessing sah, ein Stück Kriegs- und Soldatenleben sein mußte, das er später in seiner Minna schildern sollte, während er jetzt auf den Wunsch seines Vaters in einem poetischen Sendschreiben an den Oberstlieutenant von Carlowitz, — den Gönner, durch welchen er seine Meißener Freistelle erhalten, — die Tapferkeit der geschlagenen Sachsen feiern mußte.

Wie unangenehm ihm diese Aufgabe übrigens gewesen sein

1) Varnhagen, Biograph. Denkmale II. 359.

muß, geht aus dem Briefe an seinen Vater hervor, dem einzigen,
 welchen wir aus seiner Schulzeit besitzen. Der Vater hatte seine poeti-
 sche Epistel belobt, aber eine Umarbeitung derselben verlangt. Der
 Sohn antwortete: „Das Lob, welches Sie mir wegen des poeti-
 schen Sendschreibens an den Herrn Oberflieutenant von Carlowitz
 theilete, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe, diese Ma-
 terie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach
 der o Berlangen ein kürzeres, und wo es mir möglich, ein besse-
 res zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit,
 die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so
 muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze
 Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Vero Befehl
 geschehen.“ — Aber auch das Uebrige des Briefes, in welchem der
 seinem Vater geistig bereits überlegene, und dennoch ihm kindlich ge-
 horfame Sohn ein Bild seiner gegenwärtigen Zustände in dem von
 härtester Kriegsnoth geplagten Reichen entwirft, verdient wohl hier
 eine Stelle. „Sie bedauern mit Recht,“ schreibt er, „das arme
 Reichen, welches jezo mehr einer Todtengrube, als der vorigen
 Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer
 nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt als er
 nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis
 vierzig Verwundete, zu denen sich Niemand sehr nahen darf, weil
 alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber
 haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Um-
 stände die Stadt gleich im Winter betroffen, weil, wenn es Sommer
 wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Jedoch
 wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der
 ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort er-
 barmlicher aus, als unsere Schule. Sonst lebte Alles in ihr, jezo
 scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Seltenes, wenn man
 nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jezo sieht man einen Hau-
 fen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfin-

den müssen. Das Coenacul ¹⁾ ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tische wiederherzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag in einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren.“

Man sieht, der gestrenge alte Herr ging in seinem pedantischen Festhalten an der hergebrachten Ordnung so weit, daß er anfangs lieber seinen Sohn der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, als die ordnungsmäßige sechsjährige Schulzeit abkürzen wollte. Endlich aber hatte denn doch das hochwürdigste Dresdner Konsistorium ein Einsehen. Die wiederholt erbetene Abgangsbewilligung erfolgte endlich, und Lessing verließ am 30. Juni 1746 mit einer lateinischen Abschiedsrede: „über die Mathematik der alten Völker“ die Anstalt, um die Universität Leipzig zu beziehen.

1) Der gemeinsame Speisesaal der 120 Schüler der Anstalt.

Drittes Kapitel.

Die Univerſität.

Nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterhauſe bezog der ſiebzehnjährige Jüngling im September 1746 die Univerſität Leipzig. Ein Stipendium und der Zuſchuß deſſelben Verwandten, der ihn für die Aufnahme in die Meiſener Fürſtenſchule vorbereitet hatte, halfen den Eltern die Koſten beſtreiten, die bei ihren beſchränkten Verhältniſſen und der anwachſenden großen Kinderzahl immer noch drückend genug blieben. Seine Aufnahme als akademiſcher Bürger geſchah an demſelben Tage, an welchem zwanzig Jahre ſpäter ein anderer Jüngling, dem er durch ſeines Geiſtes Arbeit die Wege bereiten ſollte, der Frankfurter Patriziersſohn Wolfgang Goethe, als Leipziger Student immatrikulirt ward. Beide waren in demſelben Alter, denn auch Goethe hatte erſt das ſiebzehnte Jahr zurückgelegt, als er die Univerſität Leipzig bezog, und beide betraten dieſelbe mit dem geheimen Vorſatze: gegen den Willen ihrer Väter ihre Studien ſtatt einem einſeitigen bürgerlichen Berufe, dem Ziele jener freien Bildung zuzuwenden, welche die damals in Deutſchland neu erwachenden Beſtrebungen für die Erkenntniß des kläſſiſchen Alterthums einer geiſtig angeregten, auf ſelbſtſtändiges Schaffen und dichterische Thätigkeit geſtellten Jugend allein zu verſprechen ſchienen.

Aber neben ſolcher Ähnlichkeit der Lage beider Jünglinge, die für die ſittliche und geiſtige Entwicklung ihrer Nation ganz neue Epochen begründen, und kaum geahnte Umwälzungen herbeiführen ſollten, thut ſich ſofort eine noch größere Verſchiedenheit kund. Die gründliche und ſyſtematiſche Vorbereitung, welche der Zögling der Meiſener Fürſtenſchule in einer der berühmteſten Pflegeſtätten philoſoſophiſcher Studien genoſſen, und die Weite des wiſſenſchaftlichen Horizontes, die er durch ungeſtörte eigne Studien unter Einwirkung ſeines Mentors Klemm gewonnen hatte, überwog bedeutend die

unzusammenhängende Vorbildung, mit welcher der ohne wissenschaftliche Schulzucht, in zerstreutem Privatunterricht und unstät umher-schweifender Autodidaxie erwachsene, durch frühzeitige Theilnahme am Leben einer großen Reichsstadt vielfach zerstreute Frankfurter Patrizierssohn das Vaterhaus verließ. Während daher der eine wie der andere auf der Universität ihre Studien sehr unregelmäßig betrieben, war doch die Folge bei beiden eine wesentlich verschiedene. Lessing, so sehr er sich auch von dem gewöhnlichen Gange der Universitätsstudien des großen Hauses der Studirenden entfernen mochte, knüpfte doch im Wesentlichen in Leipzig unmittelbar an die bisher betriebenen Studien an, und erweiterte Tiefe und Umfang derselben zur festen Grundlage gediegenen Wissens, während bei Goethe eigentlich die Universitätszeit nach dieser Richtung hin fast als eine verlorne anzusehen war. Noch größer aber war die Verschiedenheit beider in Bezug auf ihr Verhältniß zum Leben, in das der junge vornehme Frankfurter Patrizier, dem seine Empfehlungen in Leipzig die besten Häuser öffneten, bereits ganz andere Einblicke und Erfahrungen gewonnen hatte, als der arme Predigerssohn von Kamenz, dem beim Austritte aus seiner fünfjährigen klösterlichen Einsamkeit Welt und Leben fast fremder waren, als das Innere des Mondes. Während jener gewissermaßen hypochondrisch blasirt durch allzufrühe Welterfahrungen bedenklichster Art, und hindurchgegangen durch allerlei innere und äußere Zermürfnisse, die in ihm eine theils sentimentale, theils pietistischer gefärbte Lebensanschauung erzeugt hatten, in Leipzig sein Frankfurter Leben eigentlich nur wiederholte, sehen wir Lessing dagegen in die ihm bisher völlig fremde Welt und in das von ihm kaum aus Büchern geahnte Leben mit der ganzen ungebrochenen Frische einer Natur eintreten, die ihrer geistigen Kraft und ihrer Bestimmung sich bewußt, eben so befähigt, als gemuthet war, die neuen Eindrücke und Erfahrungen einer ihr bis dahin unbekanntem Welt sich mit freudigem Eifer anzueignen. Weder im Vaterhause noch auf der Schule hatte er bisher in einem Konflikte seines

sittlichen Lebens gelebt. Daher war in ihm kein Zug sentimentaler Empfindung angeregt worden. Die Familie hatte ihm nur das bürgerliche Gepräge und die wohlthuende Empfindung gemüthlich sittlichen Zusammenhangs mit den Seinen als Mitgift verliehen, und der theologische Vater in ihm wohl ein gelehrtes theologisches Interesse, aber keinen Hang zu grübelndem Pietismus erweckt. Die Schule, die ihm die Grundlage philologischer Bildung und strenger Gründlichkeit gab, hatte in ihm zugleich die Richtung auf freies Selbststudium, und die Schätzung von Wissen und Gelehrsamkeit als Mittel zu höheren Zwecken geweckt, und die Abtrennung von Welt und Leben auf derselben hatte in ihm den Drang nur gesteigert, durch Kenntniß beider die über sie bisher nur aus Büchern gewonnene Einsicht zu berichtigen und zu vermehren. Gesund an Seele und Leib, eine unbeschriebene Tafel, nahm er die neuen Eindrücke in sich auf, und obschon von ihnen anfangs überwältigt, ging er nur um so eifriger daran, sich dieselben seinerseits zu unterwerfen, und das bereits auf der Schule begonnene Werk der eigenen Selbstbefreiung und Ausbildung zu freier Menschlichkeit fortzusetzen.

Als Lessing nach fünfjähriger Entfernung das Vaterhaus wieder sah, fand der Vater den Jüngling bereits zu einer geistigen Selbstständigkeit herangereift, welche eine direkte Bestimmung über das auf der Universität zu erwählende Berufsstudium nicht wohl möglich machte. Wenn sich indessen die Eltern der Hoffnung getrüsten mochten, daß der Sohn doch wohl ihren Wünschen folgend sich der Theologie widmen werde, so war die Universität Leipzig freilich am wenigsten dazu geeignet, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Dort war unter den Theologen damals kein einziger Mann von Bedeutung, der im Stande gewesen wäre, den Jüngling für die Theologie zu gewinnen und sein Interesse von denselben Studien abzuziehen, die schon auf der Schule ihn überwiegend in Anspruch genommen hatten. Wohl aber besaßen grade diese Studien hier zwei Vertreter, welche noch jetzt in der Entwicklungsgeschichte der Philo-

logie und Alterthumswissenschaft als bahnbrechend dastehen. Diese Männer waren Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ, die Begründer der Neugestaltung der philologischen Studien in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurden die Lehrer und Anreger Lessings, wie sie ein Jahr nach seinem Abgange die Lehrer und Anreger Heyne's wurden, der ihr Werk in Göttingen fortsetzen und im Bunde mit Winkelmann und Lessing selbst das Interesse, ja die Begeisterung für die philologischen Studien und die Literatur und Kunst der alten Welt zu einer solchen Höhe erheben sollte, daß sich die aufstrebenden Geister unter der deutschen Jugend mit Enthusiasmus dieser gleichsam zum zweitenmal entdeckten Quelle der Bildung zuwandten, und selbst ein Jüngling wie Goethe es als das Ziel seiner Wünsche ansah, Heyne's Schüler und dereinst wo möglich Nachfolger in seiner Wissenschaft zu werden.

Beide Männer, Ernesti und Christ, standen, als Lessing die Universität bezog, in der Blüthe ihres Alters und ihrer Kraft. Um so größer war daher die Wirkung, die sie auf ihn ausübten. Ernesti hatte kurz zuvor in einem eigenen Handbuche die Grundlinien einer selbstständigen zusammenhängenden Bildung, welche an keines der damaligen drei Fachstudien anknüpfte, aufgestellt, und diese Bildung umfaßte eben alle diejenigen Interessen, denen sich Lessing schon als Schüler zugewendet hatte. Umsomehr mußte ihm die Auffassung der philologischen Studien in jenem Sinne freier menschlicher Bildung zusagen, in welchem dieselben als Erkenntnißmittel der Resultate bezeichnet wurden, welche die begabtesten Völker des Alterthums in Philosophie und Literatur, in Leben und Sitte, Staat, Kunst und Wissenschaft erreicht hatten. Zugleich wurden diese Studien hingestellt als Förderungsmittel des Geschmacks und der ästhetischen Kultur und nicht minder der eigenen Produktion. Eine solche Auffassung aber war es, von welcher Ernesti ausging, der zum erstenmale allen denjenigen philologischen Pedanten, welche ihr Hauptziel darin setzten, ein gutes Latein zu schreiben und zu sprechen, zu ihrem Schrecken

den Satz entgegensetzte: ein lebendiges Eindringen in Geist und Sinn der alten Literaturwerke stehe ungleich höher als der beste lateinische Styl. Ernesti war es, der in Lessing das Gefühl für die Schönheit der alten Dichter ausbilden half, und die formale Seite der Philologie bei ihm zur Geltung brachte. Aber noch ungleich wichtiger für den jungen Studenten ward der zweite der genannten beiden Männer, weil er in demselben ein Interesse anregte, dem wir die schönsten Früchte von Lessings philologischer Thätigkeit verdanken, die wie sein Laokoon bis auf den heutigen Tag noch der gesammten Bildung der Nation immer neu zu Gute kommen.

Während nämlich bei Ernesti die formale Seite überwiegend blieb, und die sachliche Erkenntniß des Alterthums für ihn nur so weit Interesse hatte, als sie zur Erklärung der alten Schriftsteller und Dichter sich nützlich erweist, tritt uns in Christ der Vorläufer Bindelmanns, der Begründer der Kunstarchäologie entgegen. In ihm fand Lessing in Leipzig den einzigen Mann, dessen Richtung und Bildung allen seinen Neigungen entgegenkam. Christ war in Deutschland der erste Gelehrte, der die Denkmäler der antiken Kunst mit dem Auge des kunstgeschichtlichen Forschers betrachtete und betrachten lehrte, und er war zugleich der erste, der solche Gegenstände auch in deutscher Sprache zu behandeln unternahm. Er verband mit dem ausgebreiteten Wissen und der Belesenheit eines Polyhistor die Kultur seiner Weltbildung, die er im Umgange mit Vornehmen und auf bedeutenden Reisen erworben hatte. Er hatte Deutschland und die Niederlande, Frankreich und einen Theil von Italien bereist, und neben den Werken der alten, fast noch mehr die Leistungen der neueren Kunst zu seinem Studium gemacht. Sein Studium des Alterthums trieb er im steten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedürfnissen der modernen Zeit, und wußte die bildende wie die dichtende Kunst der letzteren mit denen der alten Welt vergleichend in Beziehung zu setzen. Er war selbst ein fertiger Zeichner und Kupferstecher, und besaß sogar eine Kupferstich- und

Kunstsammlung. Daneben war er ein Mann von freier Geistesbildung und feinem historischen Blicke, der den Republikanismus Machiavelli's und seines Principe in einer eigenen Schrift geistreich und scharfsinnig vertheidigte, und der in seinem Streben nach Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben sich mit bewußter Vorliebe an einen Thomasius anschloß. Einem solchen Geiste konnte die deutsche Poesie der damaligen Zeit freilich so wenig wie dem großen Friedrich zusagen, und er verachtete sie in ihrem Gottschedischen Hochmuth gründlich. Aber er liebte und bewunderte die altdeutsche Sprache und Literatur, aus der Luther seine Kern- und Kraftsprache genommen, und ließ sich dessen Kirchenlieder nicht durch die Gottschedianer verwässern. Wenn wir nun dies Bild durch den Zusatz vervollständigen, daß Christ ein Mann von schlagender Kraft des Ausdrucks und scharfer Polemik war, zu kühnen Behauptungen und Paradoxien eben so geneigt, als befähigt dieselben durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit zu vertheidigen, und daß er von diesen Eigenschaften gerade zu der Zeit, wo Lessing sein Schüler war, durch seine Schrift über die Fabeln des Phädrus, die er als ein untergeschobenes Nachwerk des funfzehnten Jahrhunderts darzustellen suchte, einen Beleg lieferte, der damals die ganze philologische Welt in Bewegung setzte, — so werden wir begreifen, welchen Einfluß ein solcher Mann auf den jungen Lessing üben mußte, der ihm nach allen jenen Richtungen hin verwandte Anlagen und Neigungen entgegenbrachte. In der That knüpfte Lessing auch sein erstes philologisches Auftreten mit seinen Schriften über Horaz und Plautus gerade an diejenigen Schriftsteller an, über welche er Christi's Vorlesungen gehört hatte, und wohl ist es ein wunderbares Spiel des Zufalls zu nennen, daß die letzte durch Lessing's Tod unterbrochene Schrift mit dem Namen seines Lehrers abbricht.

Wie durch Ernesti und Christ die philologische Seite der Bildung, welche Lessing auf die Universität mitbrachte, gefördert ward, so erhielten die Anregungen, welche er durch seinen Meißener Leh-

rer Klemm empfangen hatte, ihre Fortsetzung durch das persönliche Verhältniß, welches er mit einem andern Leipziger Professor, dem damals noch jugendlichen Mathematiker und Philosophen Abraham Gotthelf Kästner anknüpfte. Kästner, nur zehn Jahre älter als Lessing, war ein Mann von vielseitiger Bildung, nicht ohne sprachliche Kenntnisse und poetische Begabung, ein witziger Kopf, ein geistreicher Epigrammendichter und anregender Gesellschafter. Seine philosophischen Disputirübungen, die Lessing regelmäßig besuchte, vereinten die besten Köpfe unter der damaligen studirenden Jugend von Leipzig zu einer Gemeinschaft, die sich auch über die Stunden des Collegs hinaus fortsetzte. Die meisten Mitglieder dieses jugendlichen Kreises, wie Nylus, Zachariae, F. A. Schlegel u. a. waren bereits als Schriftsteller und Dichter aufgetreten, und ihr Beispiel wie ihre Anregung blieben nicht ohne Wirkung auf Lessing, der von seiner Fürstenschule gleichfalls so manches Manuscript mitgebracht hatte. Die größte Wirkung auf ihn übte indessen Leipzig selbst und das neue Leben, welches ihn hier auf allen Seiten umgab.

Aus der klösterlichen Abgeschlossenheit der Fürstenschule sah er sich plötzlich in eine Stadt versetzt, wo man, wie er sich zwei Jahre später in dem berühmten Selbstgeständnißbriefe an seine Mutter ausdrückte, „die ganze Welt im Kleinen sehen konnte“. Dies Leipzig von 1746 war in der That schon damals ein klein Paris, das seine Leute bildete. Die Stellung des Orts als Sitz des gesammten deutschen Buchhandels, wodurch den dort lebenden Literaten alle neuesten Erscheinungen der Literatur zuerst und am leichtesten vermittelt wurden; seine Bedeutung als große Handelsstadt, deren Messen damals für den großen Weltverkehr unendlich wichtiger waren, als sie es in unsern Zeiten sind; die Mischung endlich von aristokratischer Vornehmheit und Weltgewandtheit mit einer gewissen breiten Behaglichkeit bürgerlich respectabler Zustände und materiellen Reichthums, die das äußere Leben charakterisirte — dies alles erschien verbunden mit dem Glanze einer Universität, die damals unter allen deutschen Uni-

verfüäten um so mehr den Vorrang behauptete, als auf derselben die neuerwachten Humanitätsstudien ihre beiden ausgezeichnetsten Vertreter besaßen. Hier war zugleich Gellert soeben an die Spitze einer jungen Dichterschule getreten, und ein Mann wie Gottsched hatte durch seine ausgebreitete literarische Betriebsamkeit, unterstützt durch zahlreiche Anhänger in ganz Deutschland und durch den vorwiegenden Einfluß der Leipziger Journalistik, einen Mittelpunkt aller derjenigen literarischen und ästhetischen Interessen gegründet, die damals vorzugsweise die deutsche Welt zu bewegen begonnen hatten.

In der That war der erste Eindruck, den der junge Fürstenschüler von Leipzig empfing, überwältigender Art. Er selbst bekennt, daß er in den ersten Monaten von demselben gleichsam betäubt wurde. „Ich lebte, schreibt er, die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meissen nicht gelebt hatte.“ Es währte eine Weile, ehe er sich von seinen Büchern fort in die neue Welt und unter die Menschen wagte. Und das Erste, worüber ihm „die Augen aufgingen,“ war — Er selbst. Auf seiner Fürstenschule, wo alle Schüler gleich lebten, hatte er keine Unterschiede irgend welcher Art gekannt. Hier sah er, wie die Weltgewandtheit junger vornehmer und reicher Aristokraten ihnen in der Gesellschaft einen Vorrang gab, den zu ertragen er nicht über sich vermochte. Er verglich sich mit andern und sah, daß er leiblich und geistig ein Pedant sei, der, um sich in dem neuen Elemente zu bewegen und dessen wohlthätige Wirkungen sich aneignen zu können, erst in demselben schwimmen lernen müsse. „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen.“ Der zwanzigjährige Jüngling, der dies inhaltsschwere Geständniß zwei Jahre später an seine Mutter schrieb, bei der er freilich vergebens auf ein Verständniß rechnete, das sie nicht haben konnte, erzählt uns weiter was er that, um dem erkannten Mangel abzuhelpen und sich zu einem Menschen zu machen. Ich setze die Stelle her, weil bei dem Verluste aller Briefe aus Lessings Universitätszeit dieser

Brief das einzige Zeugniß bildet, daß wir von ihm über sich selbst aus dieser Periode besitzen. „Ich wagte mich, fährt er fort, von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr! Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus denen jeder seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfang. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen.“

Also „leben lernen“ wollte der Jüngling, der bisher das Leben nur aus Büchern kennen gelernt hatte. Und wie ihm dazu auf der Schule die dramatischen Dichtungen der Alten gedient hatten, so fand er sich hier in Leipzig der lebendigen Bühne selbst gegenüber, und zwar der besten, welche das damalige Deutschland besaß. Es fügte sich glücklich, daß das letzte Aufleuchten der Wirksamkeit jener bedeutenden Frau, der Deutschland die Erneuerung seines Theaters verdankt, grade in die beiden Jahre fiel, welche Lessing in Leipzig zubrachte. Friederike Neuber hatte wenige Jahre zuvor wieder eine Gesellschaft gegründet und den letzten Versuch gemacht, in Leipzig noch einmal festen Fuß zu gewinnen. Der Versuch mißlang, aber nicht ohne ihr wenigstens den Ruhm zu gewähren, ihren Namen an den bedeutendsten Entwicklungsmoment ihrer Kunst dauernd zu knüpfen. Denn es ward ihr vergönnt, den Jüngling in das theatra-

liche Leben einzuführen, der bestimmt war, die deutsche Literatur und die deutsche Bühne in ihrer Eigenheit zu begründen ¹⁾).

In einer Zeit, wie die unsrige, wo die Jugend fast schon in den Kinderjahren durch den Besuch des Theaters gegen den größten aller künstlerischen Genüsse vorzeitig abgestumpft zu werden pflegt, kann man sich nur schwer einen Begriff von dem Eindruck machen, den der erste Anblick einer theatralischen Darstellung auf den achtzehnjährigen Jüngling ausüben mußte, dessen Welt bisher Terenz und Plautus gewesen waren. Auf Lessing wirkte dieser Eindruck entscheidend für sein ganzes Leben. Mit seinem Freunde Weisse, der diese Theaterleidenschaft theilte, wandte er den letzten Groschen an den Besuch des Theaters, und beide „aßen lieber trockenes Brod, ehe sie es verfäumt hätten“. Beide übersehten gemeinsam einige französische Stücke von Marivaux und Reignard für die Leipziger Bühne, bloß um sich einige Freibillette zu verschaffen. Es gelang ihm später durch Vermittelung seines Freundes Mylius, der für die Bühne der Neuber bereits mehrere Stücke geschrieben hatte, freien Eintritt zum Theater zu erhalten. Hier lernte er nicht nur, wie er sich später ausdrückt ²⁾ „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und durch bloße Lectüre nimmermehr lernen kann“, sondern er gewann auch sehr bald die Ueberzeugung, daß er selbst gar wohl die Fähigkeit besitze, es den Dichtern gleich zu thun, deren Stücke er mit so vielem Beifall aufführen sah. Er hatte zugleich die Neuber selbst kennen gelernt, und diese Frau, die damals bereits im Anfange der Fünfzig stand, war trotz ihres vorgerückten Alters noch eine Schauspielerin, von der Lessing später in seiner Dramaturgie sagen mochte, daß Deutschland seitdem ihres Gleichen nicht wieder gesehen. Sie war aber auch zugleich, wie Lessing ihr nachrühmt, „eine Frau von männlichen Einsichten und einer voll-

1) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst Th. II, S. 57.

2) Werke IV, 5.

kommenen Kenntniß ihrer Kunst" ¹⁾), und daß sie den schnellen und scharfen Blick für das dramatische Talent besaß, sollte ihr Verhalten gegen den jugendlichen Lessing selbst beweisen. Er hatte eines Tages sich über ein neu aufgeführtes und mit Beifall aufgenommenes Originalstück aus der Gottsched'schen Schule im Kreise seiner Freunde sehr ungünstig ausgesprochen. Diese bemerkten ihm: „Eadeln sei freilich leichter, als Bessermachen.“ Mehr bedurfte es für Lessing nicht. Er nahm auf der Stelle den Entwurf zu seinem Lustspiele „der junge Gelehrte“ wieder vor, und machte sich daran, das Stück bühnenmäßig auszuarbeiten. Ein zufälliger Umstand begünstigte ihn dabei. Ein junger Gelehrter in Leipzig hatte sich vermessen an die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung einzusenden, mit der er sich um einen von ihr ausgesetzten Preis bewarb. In seinem Hochmuthe hatte er dies nicht nur seinen Freunden mitgetheilt, sondern auch gegen dieselben eine feste Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens ausgesprochen, als in demselben Augenblicke die niederschlagende Botschaft anlangte, daß seine Abhandlung für die schlechteste erklärt worden sei. Diesen Vorfall benutzte Lessing für die Katastrophe seines Stücks, das er in der neuen Gestalt seinem Gönner Kästner mittheilte, und auf dessen Ermunterung der Reuber zur Beurtheilung vorlegte. „Aber anstatt des Urtheils“, erzählt Lessing, „erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten“ ²⁾). Freilich wurde das Stück zwei Jahre später in den Ruin der Reuber und ihrer Bühne mit verwickelt und verschwand dadurch von dem Theater, auf dem es sich

1) Werke IV, 454.

2) Werke IV, 3.

sonst, wie Lessing selbst meint, gewiß würde erhalten haben. Für den jungen Dichter aber ward jener erste Erfolg, begleitet von der begeisterten Anerkennung einer Frau, die er mit Recht als die erste Autorität in ihrer Kunst verehrte, von außerordentlicher Bedeutung.

Das Theater ward jetzt in Leipzig mehr und mehr seine Welt. Er selbst gesteht, daß seine Lust an demselben damals so groß war, daß sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte¹⁾. Je mehr er zu fühlen glaubte, daß er zum dramatischen Dichter geboren sei, und je mehr er den Nutzen, ja die Nothwendigkeit der Wechselwirkung zwischen Drama und Bühne erkannte, um so enger schloß er sich dem Theater und den Schauspielern an, unter denen Koch, Heydrichs, Bruck, sowie die Schauspielerinnen Lorenz und Kleinfelder zu den bedeutendsten gehörten²⁾. Es gab Stunden, wo er sogar daran dachte, selbst als Schauspieler aufzutreten. Er trieb mit Eifer die dazu nöthigen Vorübungen, und der Schauspieler Brückner, der in Berlin wenige Jahre später seinen Umgang genoß, pflegte oft zu erzählen, daß er von Lessing nicht nur die beste Anleitung zur Auffassung schwieriger Rollen, sondern selbst Belehrung in richtiger Deklamation und Gestikulation erhalten habe. Wie hoch Lessing schon als Jüngling den selbstständigen Werth der Schauspielkunst anschlug, und die richtige Besetzung einer Rolle in die praktische Berechnung des Erfolges zog, beweist der Umstand, daß er in Leipzig ein bereits entworfenenes Trauerspiel aufgab, weil der Schauspieler Koch, dem er die Hauptrolle zugebracht hatte, sich anschickte, nach Wien zu gehen³⁾. Auch das Herz des achtzehnjährigen Jünglings ward in seine Leidenschaft zur Bühne hineingezogen, und wir werden später sehen, daß die Liebenswürdigkeit der jungen Schauspielerin Lorenz nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war.

1) Werke IV, 5.

2) Werke III, 21.

3) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 123.

Bu Lessings vertrauesten Freunden in Leipzig zählte sein Landsmann, der bereits mehrfach erwähnte Christlieb Mylius, der begabteste und bedeutendste unter den damaligen jungen Leipziger Literaten. Er war sieben Jahre älter als Lessing und gehörte zu dem Rästmerischen Kreise, in welchen er seinen jüngeren Freund einführte. Lessing selbst hat uns den kurzen Lebenslauf dieses „unglücklichen deutschen Genies“, wie er ihn nennt, in der Vorrede geschildert, mit welcher er sechs Jahre später die Schriften des auf einer Reise in London verstorbenen Jugendgenossen begleitete. „Geboren in einem Dorfe, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte, von Aeltern, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könnte, kam er auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam nach Leipzig, auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne (Gottsched) in die Hände, der durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorsechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutzen zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte widmen können. Er verließ endlich (1748) die Akademie und begab sich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie Denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, aber er reisete auf fremder Leute Gnade, und was folgt auf fremder Leute

Gnade? Er starb". Zu diesem kurzen Lebenslauf, „bei dem das Ende nicht das unglücklichste war“, fügt Lessing hinzu: dennoch habe Moliere in demselben mehr geleistet, als tausend andere unter seinen Umständen würden geleistet haben. Und grade dies war es, was Lessing zu dem Manne hinzog, der nicht ganz mit Unrecht als ein lieberliches Genie verrufen, doch in vieler Hinsicht besser war, als sein Ruf. Die Frommgläubigen nahmen Anstoß an dem „Freigeiste“, der es sich beikommen ließ, alttestamentliche Wunder natürlich erklären zu wollen; das zierliche Leipzig nahm gerechten Anstoß an dem Eynismus seiner äußeren Erscheinung, wenn er in niedergetretenen Schuhen, mit zerrissenen Strümpfen und durchlöchernten Kleidern durch die Straßen ging, und an der Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, welche durch Armuth und Leichtsinns sich zu solcher Höhe steigerte, daß er zuweilen im wörtlichen Sinne nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, sondern oft Monate lang bei jüngeren Studenten auf deren Stuben als belästigender Gast herumlag. Lessing, in dessen Wesen von jeher übersehende Duldsamkeit gegen dergleichen Dinge, wenn sie durch anderweitige bedeutende Eigenschaften aufgewogen wurden, einen Grundzug bildete, schloß sich dem begabten Manne an, dessen Fehler ihm nicht schaden, während seine vielseitigen Kenntnisse und seine Produktionslust ihn förderten. Er schloß sich den populären Zeitschriften an, welche Moliere damals, angeregt von dem Beispiele der Engländer, zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse herausgab, und lieferte poetische Beiträge für dieselben, in denen er die Anakreontische Poesie zu heiterer Parodirung der von Moliere selbst in Person behandelten naturwissenschaftlichen Fragen anwendete. Er nahm Theil an Moliere dramatischen Arbeiten für die Leipziger Bühne, aber auch an seinen naturwissenschaftlichen und namentlich astronomischen Studien und Interessen; und wenn er in dem Kreise, dem Moliere angehörte, auch hier und da ein Stück wildes Jugendleben mitmachte, so blieb er doch nach Moliere eigenem Beugnisse aller wüsten Rohheit und Ausschweifung

ebenso fern, als er der Trägheit fern blieb, deren Lob der rafflos und und nach so verschiedenen Richtungen thätige Jüngling in Mylius Zeitschriften besang.

Dennoch war es natürlich, daß die Nachrichten, welche mit der Zeit über seinen Leipziger Lebenswandel nach Kamenz gelangten, keineswegs geeignet waren, den Eltern die Beruhigung zu gewähren, daß ihr Sohn das Leben eines ordnungsmäßigen Studiosus führe. Sein Umgang mit dem in Kamenz so verrufenen Freigeist Mylius, sein Verkehr mit Schauspielern und Schauspielerinnen, sein Auftreten mit Gedichten, die — schrecklich für den Sohn eines würdigen Geistlichen — Wein und schöne Mädchen feierten, das Alles ward noch gesteigert durch die Nachricht, daß er nicht nur selbst Komödien schreibe, sondern sogar im Begriff stehe, sich mit einer solchen öffentlich auf der Bühne zu zeigen. Das Schauspielwesen war damals allen frommen Seelen ein wahrhafter Gräuel, und selbst in dem Staate des Königs der Aufklärung predigten die Geistlichen von den Kanzeln gegen den von dem Könige selbst gleich bei seiner Thronbesteigung privilegierten ersten preussischen Theaterunternehmer Peter Hülferting, und versagten seinen Schauspielern ein christliches Begräbniß ¹⁾. Dies muß man bedenken, um dem Vater Lessings gerecht zu werden, der sofort einen furchtbaren Strafbrief an den ungerathenen Sohn erließ über die Vernachlässigung seines Universitätszwecks, und „über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern“, mit beigefügter Drohung, daß der Kamenzener Magistrat, wenn er diese Dinge erfahre, ihm sein Stipendium entziehen werde, welches allerdings eigentlich nur „für Beflissene der Gottesgelahrtheit“ bestimmt war. Dieser Brief brachte freilich bei dem Sohne keineswegs die Wirkung hervor, welche der besorgte Vater sich davon versprochen haben mochte. In den nächsten Tagen stand die Aufführung des „jungen Gelehrten“ bevor, und der in

1) Preuss. Geschichte Friedrichs des Großen III, 367—368.

allen seinen Interessen und Neigungen angegriffene und verletzte Jüngling hatte in der ersten Bornesaufwallung nicht übel Lust, als Antwort auf des Vaters Brief seinen vollen Namen als Autor auf den Bettel drucken zu lassen, und diesen Bettel an alle Rathsherrn von Kamenz zu senden. Mehr noch als die Bitten seines Freundes Weisse, brachte ihn jedoch sein eigenes gutes Herz von diesem Vorhaben zurück. Lessing war ein zu liebevoller Sohn, um seinen Eltern eine solche Kränkung zu bereiten. Aber seinen „jungen Gelehrten“ ließ er nichtsdestoweniger aufführen, und der Beifall, den er mit demselben einerntete, hätte den Kummer ersetzt, den ihm die Unzufriedenheit seines Vaters verursachte, wenn nicht ein zufälliger Umstand dem Fasse den Boden ausgeschlagen und die Eltern zu einem entscheidenden Schritte veranlaßt hätte. Die Mutter hatte es trotz ihres Kummers über den ungerathenen Sohn doch nicht unterlassen mögen, demselben durch einen nach Leipzig reisenden Befreundeten den herkömmlichen Weihnachtstuchen zu senden. Diese Festgabe kam gerade rechtzeitig an, um nebst einigen Flaschen Wein den Erfolg des „jungen Gelehrten“ durch einen kleinen Schmaus feiern zu helfen; und so mußte denn die Mutter durch jenen Befreundeten, der durch einen Zufall Zeuge dieses Bergehens geworden war, zu ihrem Entsetzen erfahren, daß der Sohn die Gabe ihrer mütterlichen Liebe mit dem verrufenen Freigeiste Mylius und mit Komödianten verzehrt habe.

So tief gesunken hatte man denn doch im Hause des Pastor primarius zu Kamenz den ältesten Sohn nicht gehalten! Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren Gotthold zeitlich und ewig verloren. Aber auch der Vater sah ihn am Rande des Verderbens, aus welchem ihn zu reißen selbst eine Nothlüge dem sonst so gewissenhaften Manne erlaubt schien. Er schrieb dem halb verloren gegebenen Jünglinge nur die Worte: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todtkrank, und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ Lessing

fung ahnte zwar den wahren Zusammenhang, aber er war ein zu zärtlicher Sohn, um nicht der erhaltenen Weisung sofort Folge zu leisten. Er machte sich, erzählt sein Bruder, dessen Schilderung uns hier in der That ein anmuthiges Familienbild im niederländischen Styl giebt, wie er ging und stand, ohne die nöthige Winterkleidung, auf den Weg. Unmittelbar nach der Entsendung des Abberufungsbriefes fällt ein starker Frost ein. Die Bärtlichkeit der Mutter erwacht; sie wünscht, so sehr sie seine Zurückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge. Denn nun fällt ihr sein gutes, weiches Herz, sein Gehorsam und die Unbeforgtheit für sich selbst ein, mit der er sich auf den Weg begeben werde. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe! wäre er doch lieber mit Freigeistern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll. Tausendmal des Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft! — Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu sehen und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachtheilig geworden sein möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht zurückhalten: Warum bist Du auch in der Kälte gekommen? Liebste Mutter, Sie wollten es ja, antwortete er ganz harmlos und klapperte dabei an Händen und Füßen; es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugebracht hatte, ward eine herzliche Unterredung.*

Lessing blieb mehrere Monate im Vaterhause. Zwar gab das Theater vielfach Veranlassung zu lebhaften Debatten, aber des Sohnes Witz und muntere Laune milderten doch oft den strengen Ernst des Vaters, der, wenn er auch seines Sohnes Vertheidigungsgründe keineswegs billigte, doch zu viel Einsicht besaß, ihnen alle und jede Berechtigung abzusprechen. Dabei sah der alte Herr, daß

des Jünglings sittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war, und daß er über seinen belletristischen Neigungen die Wissenschaften keinesweges vernachlässigt hatte. Er fand ihn vielmehr in Kenntnissen und Bildung bedeutend fortgeschritten, und als der Sohn nun gar, um sich auch bei der Mutter zu rechtfertigen, eine Predigt verfaßte und ihr dadurch bewies, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne“, gelang es ihm, selbst diese halb und halb mit sich auszuföhnen. Vollständiger würde er freilich seinen Zweck erreicht haben, wenn er im schwarzen Rock und geistlicher Perrücke die Kanzel selbst bestiegen hätte. Aber auf eine solche Entweihung der heiligen Stätte im Angesichte einer Stadt, wo alle Welt wußte, daß der Studiosus bereits „Komödien geschrieben und aufführen lassen,“ mochte die Mutter selbst nicht bestehen. Sogar ihren Lieblingswunsch, den Sohn wenigstens später als Theologen zu sehen, mußte sie aufgeben, da derselbe sich jetzt mit Entschiedenheit gegen solchen Beruf erklärte. Ein Beruf sollte nun aber doch, um die besorgten Eltern zufrieden zu stellen, gewählt werden. Lessing entschied sich also für die Medicin; aber davon wollte man, zumal die Mutter, durchaus nichts hören. Endlich beruhigte er die Eltern durch das Versprechen, daß er sich daneben auch noch auf Schulsachen legen, d. h. Philologie studiren wolle, um auf die eine oder die andere Weise etwa als akademischer Lehrer sein Fortkommen zu finden.¹⁾ Die Verbindung der Medicin und Philologie war damals nichts Unerhörtes. Gerade zu der Zeit, in welcher Lessing zu Leipzig studirte, war einem Mediciner, dem nachmaligen berühmten Philologen Meiske, Lessings späterem Freunde eine philologische Professur übertragen worden. Auch wissen wir, daß Lessing in Leipzig wirklich medicinische Vorlesungen hörte, und daß er den Namen eines Studenten der Medicin noch ein halb Duzend Jahre lang führte. So pflegte er selbst später wohl scherzend zu erzählen, daß eins der ersten

1) Werke XII. S. 6.

Collegien, die er gehört, eine Vorlesung über die Kunst der Geburtshilfe gewesen sei. Und in der That ist er ein Arzt geworden, aber ein Arzt des deutschen Geisteslebens und ein Geburtshelfer der neuen Literaturentwickelung seiner Nation.

Diese Episode seines Aufenthalts im Vaterhause war für den Jüngling in vieler Beziehung ein Gewinn, obschon er selbst damals die Sache keinesweges so ansah. Jener Brief des Vaters entzog ihn im rechten Augenblicke Verhältnissen, welche ihm doch leicht hätten über den Kopf wachsen mögen. Der Beifall seines Stückes, die dadurch gesteigerte Anziehungskraft des Theaterwesens, seine Lust sich selbst als Schauspieler zu versuchen, die Schulden, in welche er bereits durch seinen Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen gerathen war, und die Gefahr in den Strudel des Komödiantenlebens, das sich damals gar häufig aus Studenten rekrutirte, noch tiefer hineingezogen zu werden — das Alles waren Dinge, über welche er während des Vierteljahres, das er in der ruhigen Einsamkeit des Vaterhauses verlebt, zur Besinnung kam. Der Verkehr mit dem ernstern und gelehrten Vater und die Studien, zu denen ihn dessen reiche Büchersammlung veranlaßte, hinderten ihn indeß nicht, seinen poetischen Neigungen nachzuhängen. Sein Bruder erzählt daß er gar manches Anakreontische Gedicht von Liebe und Wein dichtete, obschon ihm dazu das Vaterhaus wahrlich keinen Anlaß bot. Seine ältere Schwester, die eines Tages in seinem Stübchen umherkramte, fand einige Bogen solcher Gedichte, die sie in ihrem frommen Eifer sofort den Flammen des Ofens übergab. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er seine Papiere vermißte, und seine ganze Rache bestand darin, daß er lachend der Veranstalterin des Autodafés eine Handvoll Schnee in den Busen warf, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Um Ostern 1747 kehrte Lessing nach Leipzig zurück. Es ist keine Frage, daß er dort seine wissenschaftlichen Studien unter Christs, Ernesti's und Rästners Leitung wieder aufnahm, aber ebenso

gewiß, daß er den belletristischen und dramatischen Interessen darum keinesweges entsagte. Ein Versprechen, seinen theatralischen Reigungen ein für allemal den Abschied zu geben, hatte er selbst den Eltern entschieden verweigert, 1) und die lange Entfernung hatte den Genuß, den ihm jetzt das Theater gewährte, nur noch erhöht. Er fand keinen Grund, seine alten Bekanntschaften nicht wieder anzuknüpfen. „Man sah ihn, erzählt sein Bruder, früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und er studirte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte.“

Indessen sollte die Freude nicht lange dauern. Die Einführung Lessings auf die deutsche Bühne war der letzte Lichtblick in dem Leben der Neuber gewesen. Ihre Gesellschaft gerieth mehr und mehr in Verfall, dem sehr bald die völlige Auflösung folgte. Im Frühlinge des Jahres 1748 nahmen die besten Mitglieder ihrer Truppe, unter denen sich auch Lessings Freundin, die junge Lorenz befand, einen Ruf nach Wien an, wo man eben jetzt Anstalt machte, die Reformen der Neuber nachzuahmen. 2) Lessing wurde in diese Katastrophe zweifach mit verwickelt. Zwar waren seine früheren Schulden mit Hülfe der Mutter getilgt worden, aber sein Verkehr mit den Schauspielern hatte ihn verleitet, sich für einige derselben zu verbürgen, die ihn nach ihrer Abreise mit der Zahlung im Stiche ließen. Dazu kam, daß sein Freund Mylius bald darauf gleichfalls Leipzig verließ, um in Berlin, wo er wissenschaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, sein Heil zu versuchen. Lessing befand sich in der übelsten Lage. Leipzig war ihm verleidet, das Theater, das ihn gefesselt, war zu Grunde gegangen. Die Gläubiger der Schauspieler, für die er gut gesagt hatte, bedrängten ihn mehr und mehr. Von Hause war Hülfe nicht zu erwarten. Es blieb nichts übrig, als Leipzig zu verlassen. Seine

1) Werke XII. 8.

2) Deyrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 57.

Abreise war im Grunde eine Flucht; denn er hielt seinen Entschluß selbst vor den nächsten Freunden so geheim, daß diese von seiner Entfernung erst durch einen Brief Kunde erhielten, in welchem er seinem Freunde Weiße meldete, daß er auf der Reise nach Berlin in Wittenberg erkrankt sein.

Diese Erkrankung steigerte die Verwirrung seiner Zustände. Er selbst bekennt in dem Briefe an seine Mutter, daß ihm das Leben damals „zu einer unerträglichen Last“ gewesen sei. Zum Glück fand er in Wittenberg Zuflucht bei einem ihm verwandten dortigen Studenten, der ihn zuvor in Leipzig besucht und mit dem er die Reise bis Wittenberg gemeinsam gemacht hatte. Er mußte sich nothgedrungen an die Eltern wenden, und erhielt von seinem Vater die Einwilligung, seine Studien in Wittenberg fortzusetzen, wo er in der That im August 1748 inscribirt wurde. Aber die Leipziger Gläubiger verfolgten ihn bald auch dorthin. Sie zu befriedigen, hatte er jetzt um so weniger Mittel, als die Krankheit den Rest seiner Baarschaft aufgezehrt hatte. In dieser Bedrängniß faßte er einen Entschluß, der diesen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende machen sollte. In Wittenberg, wo ihn die Gläubiger verfolgten, konnte er sich nicht halten. Er beschloß daher alle weiteren Universitätsstudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo sein Freund Mylius unterdessen eine Anstellung als Redacteur der Woffischen, damals Rüdigerschen Zeitung gefunden hatte. Seine Stipendien sollten zur Abzahlung jener Schuldforderungen verwendet werden, während er selbst entschlossen war, sich einen selbstständigen Lebensweg zu bahnen. Ohne seinen Eltern davon Kunde zu geben, verließ er im November desselben Jahres Wittenberg und begab sich nach Berlin.

Bevor wir ihn dorthin begleiten, müssen wir jedoch noch einen Blick rückwärts auf die Resultate werfen, welche er aus seinem Leipziger Leben und Treiben für sich und für die Gestaltung seiner Zukunft gewonnen hatte.

Der Entschluß, die Universitätsstudien aufzugeben und sich auf

seine eigenen Füße zu stellen, war nicht allein durch des jungen Mannes äußere Lage bedingt. Lessing war in der That dem gewöhnlichen Collegienhören längst entwachsen; er war es im Grunde schon, als er die Universität bezog. Mehr noch als jetzt waren diese Unterrichtsanstalten damals auf die Masse und Regel der Mittelmäßigkeit berechnet, und es war schon genug, daß sie die Ausnahmen, das Genie, den selbstständigen Geist, der selbst den Beruf ein Führer zu werden, in sich fühlt, wenigstens tolerirten, indem sie ihm die Möglichkeit gaben, auf eigene Hand zu studiren. Einem lebhaften Geiste, der bereits auf der Schule selbstständige Studien verfolgt und gelernt hatte, „ein Ganzes mit raschem Blicke zu erfassen,“ mußte die Form und Methode des tropfenweisen Buzählens der Wissenschaft in den halbjährigen Vorlesungen sehr bald unaushaltbar erscheinen. In der That hatte er es mit sehr wenigen Ausnahmen, zu denen seine Lehrer Christ und Kästner gehörten, nie zu dem regelmäßigen Besuche irgend einer Vorlesung gebracht, so fleißig er auch aus Büchern für sich zu Hause die Gegenstände seines Interesses studirte. In diesem Sinne konnte er sechs Jahre später an Michaelis in Göttingen schreiben: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg studirt, man sehe ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was er studirt habe.¹⁾ Obenein stand das gelehrte Kunstwesen in Leipzig damals in voller Blüthe. Die Professoren einer Facultät lasen nicht über diejenigen Zweige der Wissenschaft, die sie am meisten beherrschten, sondern sie rückten in den Vorlesungen nach einer bestimmten Ordnung auf; je nachdem dieselben einträglicher waren. Ja es geschah aus diesem Grunde auch wohl, daß ein Lehrer, dessen Gehalt man verbessern wollte, aus einer Facultät in die andere versetzt wurde, wo er dann auf Kosten seiner Zuhörer oft erst selbst zu lernen hatte, was er lehren sollte. Gerade dieses zünftige Gelehrtenwesen aber mußte bei einem so produktiven und so ganz auf freie

1) Werke XII. 27 u. 28.

Erkenntniß gestellten Geiste wie Lessing, den heftigsten Widerwillen erwecken. „Das Professoriren“ in der Weise, wie Goethe's Mephistopheles es schildert, ward und blieb ihm sein ganzes Leben lang verhaft; ¹⁾ und wie er selbst nie ein zünftiger Gelehrter geworden ist, und nie ein Lehrbuch oder eine systematische Darstellung geschrieben, sondern immer nur einzelne Fragen aus der Tiefe der Wissenschaft behandelt hat, so ist er es auch gewesen, der sein ganzes Leben hindurch es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Wissenschaft aus den Händen der Bunft und die nationale Bildung aus den Fesseln des Gelehrtenthums zu befreien, ²⁾ wobei denn seinem Streben nach Universalität der Bildung allerdings der Umstand zu Hülfe kam, daß damals die Wissenschaften leichter übersehbar waren, als zu einer Zeit, von der es bei Goethe heißt:

„Sie bauen in einem fort Chausseen,
 Bis Niemand vor Weggeld mehr reisen kann.
 Mit den Wissenschaften wird's auch so geben,
 Eine jede fordert ihren eignen Mann.“

Der Jüngling, der die Universität fast als ein Schiffbrüchiger, halb verloren gegebener, verließ, um jene unstäte Lebenswanderfahrt zu beginnen, die ihn über zwanzig Jahre lang von einem Orte und Verhältnisse zum andern ruhelos umherführen sollte, nahm dennoch von Leipzig ein geistiges Bildungskapital mit sich, wie es unendlich wenige in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren sich zu erarbeiten Kraft und Fähigkeit besessen haben. Er hatte die auf der Fürstenschule erworbene Kenntniß des Alterthums tiefer begründet und seine philosophische und naturwissenschaftliche Bildung durch Rästners Anleitung und Mylius Umgang bedeutend erweitert. Er hatte aber nicht nur studiren, er hatte auch „leben gelernt“, und Welt- und Menschenkenntniß nicht minder wie Leichtigkeit und

1) Werke XIII. 526. XII. 429.

2) Dangel I. S. 57—91.

Gewandtheit im Umgange mit den verschiedensten Menschenklassen gewonnen. Er hatte seinen Beruf zum dramatischen Dichter erkennen und im unmittelbaren Verkehr mit der lebendigen Bühne die Bedeutung der Wechselwirkung beider auf einander begreifen lernen. Ein glänzender Erfolg hatte sein Selbstvertrauen gehoben, und selbst der pekuniäre Gewinn, den ihm jene ersten dramatischen Versuche von den Bühnen einbrachten, ¹⁾ hatte dazu beigetragen, das Vertrauen auf die eigene Kraft zu erhöhen. Und endlich — er hatte gelernt, was man, wie er selbst sagt, in Leipzig am zeitigsten lernte: ein Schriftsteller zu werden. In Leipzig hatte sich seit Gottscheds Auftreten ein schriftstellerisches und journalistisches Litteratenthum ausgebildet, das grade, als Lessing dorthin kam, in seiner wuchernden Blüthe stand. Fast jeder der bedeutenderen unter den jungen Männern war Begründer oder doch Theilnehmer irgend einer meist freilich sehr kurzlebigen Zeitschrift, und wir sahen, daß Lessing davon keine Ausnahme machte. Aber wenn er sich auch dabei durchaus nur auf poetische Produktion beschränkte, und von seiner spätern kritischen Thätigkeit hier noch keine Spur zeigte, so war es doch grade dies naturgemäße Ausgehen des spätern Kritikers von der eigenen ästhetischen Produktion, was ihm weiterhin zu Gute kommen und seine Kritik über die aller seiner Zeitgenossen erheben sollte. Zugleich gewann er auch die nöthige Einsicht in das Getriebe des Schriftstellerthums und Journalwesens, um späterhin davon zu eigenen Unternehmungen Gebrauch zu machen. Mit Recht hat Danzel gesagt, „daß Lessing durch seine Art zu studiren, einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe, dem Berufe des Schriftstellers zuerst in Deutschland Recht und Geltung erkämpft habe, und daß er für den Schriftstellerstand geworden sei, was Klopstock nach Goethe's Bemerkung

1) Werke XII. 9. Er schreibt an seinen Vater am 20. Januar 1749: „Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich würde jetzt in ganz andern Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten.“

für die Dichter und ihre Schätzung im Leben der Nation. Vor Lessing gab es in Deutschland nur Gelehrte, die für Gelehrte schrieben. Das schriftstellerische Leben gehörte der rein literarischen Gelehrtenrepublik an, einem Staate im Staate, einem Volke im Volke. Lessing war der erste, der schon als zwanzigjähriger Jüngling den Drang und Beruf in sich fühlte, diese Schranken zu durchbrechen und sich mit dem, was er zu sagen hatte, an die Gesamtheit seiner Nation zu wenden." Goethe erschraf, als der geistreiche Verkündiger der Schädellehre, Gall, ihm im wörtlichen Sinne auf den Kopf zusagte, „daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei," und doch ist er trotzdem ein Volksredner geworden, ein Volksredner, der, „weil sich bei seiner Nation nichts zu reden fand," zur Feder griff. Sein Vorläufer aber der dieses Volksrednerthum der Feder in Deutschland begründete, ist kein anderer, als Gotthold Ephraim Lessing.



Zweites Buch.

Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg.
1748 — 1752.



Erstes Kapitel.

Lessing und die Familie.

Im December des Jahres 1748 kam Lessing in Berlin an, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Nylius, der sich selbst in nicht viel besserer Lage befand, mit nichts ausgerüstet, als mit seinem frischen Lebensmuth und mit dem Vertrauen auf seine Kraft und seine Uebung im Entbehren. Er mußte nur zu bald einsehen, daß er diese Schätze nöthiger haben sollte, als er selbst es sich vorgestellt hatte. Zwar für die dringendsten Bedürfnisse des ersten Augenblicks, soweit sie Dach und Fach und nothdürftigen Unterhalt betrafen, gewährte sein Freund Nylius bereitwillige Aushülfe; aber dieser war selbst zu arm, um ihm dasjenige schaffen zu können, dessen der von allen Mitteln entblößte Ankömmling vor allen Dingen bedurfte: anständige Kleidung, um sich vor denen produziren zu können, durch deren Vermittelung er Beschäftigung und Erwerb zu finden hoffte. So hart es ihm ankam, er mußte sich den Eltern entdecken. Er that es vier Wochen nach seiner Ankunft in Berlin, aber, wie wir aus dem schon mehrmals angeführten Briefe an seine Mutter sehen, zunächst ohne Erfolg. Wie rührend klingt es, wenn er in demselben, die Worte selbst unterstreichend, schreibt: „Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte

machen können! Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine leptere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre."

Dieser Gegenstand der Furcht von Lessings Eltern war wieder der „Freigeist“ Mylius, in welchem namentlich die fromme Mutter den wahren verführenden Gottseibeius ihres Sohnes sehen zu müssen glaubte, obschon in der That von irgend einem bestimmten Einfluß desselben auf Lessing nicht entfernt die Rede sein konnte. Dennoch bildet dieser Gegenstand noch über drei Jahre lang ein stehendes Kapitel in dem Briefwechsel Lessings mit seinen Eltern und die Vertheidigung des Freundes, der sich ihm grade, jezt in seiner Noth, an deren bittere Lage er selbst später nicht gern zurückdenken mochte, als ein solcher erwies, zeigt durch die Lebhaftigkeit, ja zuweilen Herbigkeit des Tons, wie sehr die fortdauernden ungerechten Anschuldigungen gegen den einzigen Menschen, der ihm in seiner Noth wirkliche Dienste leistete, den Jüngling oft in Verzweiflung brachten.

Während die Mutter ihm die erbetene Hülfe verweigerte, verlangte der Vater seine sofortige Rückkehr nach Hause. Lessing erklärte sich bereit, Berlin, wenn die Eltern darauf beständen, zu verlassen, um ihnen zu zeigen, „daß er nicht an Mylius gebunden sei." Aber das Verlangen, nach Hause zurückzukehren, schlug er entschieden ab. „Nach Hause, schreibt er, komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem meine Schulden mit meinen Stipendien nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben

und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug. Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Fliedstein brauchen, wie mich.“

Dieser Brief blieb nicht ganz ohne Wirkung. Der Entschluß, in die weite Welt und gar nach dem katholischen Wien zu gehen, mochte den Eltern denn doch noch gefährlicher erscheinen, als der Aufenthalt in dem freigeistigen Berlin. Man schickte ihm also etwas Geld, das er mit einigen erarbeiteten Thalern sogleich „zu einer neuen Kleidung“ verwendete und sich so in den Stand gesetzt sah, wie er in seinem Dankbriefe schreibt: „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen.“ Auch Wäsche, Bücher und Manuscripte, die er in Ramenz zurückgelassen, wurden ihm endlich auf vieles Bitten nachgesendet. Schwieriger aber war es, die über sein ferneres Schicksal besorgten Eltern zu beruhigen, die nicht nur ihn selbst fortwährend mit Vorwürfen bestürmten, sondern ihm auch in der besten Absicht durch die Erkundigungs- und Klagebriefe, die sie an verschiedene Personen in Berlin schrieben, unaufhörlichen Verdruß bereiteten, ja sogar sein Fortkommen sehr erschwerten. Die wenigen erhaltenen Briefe Lessings an seinen Vater aus dieser Zeit — es sind deren drei aus der ersten Hälfte des Jahres 1749 und drei aus den Jahren 1750 bis 53 — zeigen uns den Jüngling in dem ganzen Adel seines Wesens. Ohne jemals die kindliche Ehrerbietung zu verläugnen, tritt er doch fest und selbstbewußt jeder unwürdigen Anschuldigung entgegen. Als der Vater sich hatte hinreißen lassen, ihn der Lüge zu zeihen, antwortete er bloß: „ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und überlegen, wie einen solche Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß.“ Man

hatte nach Ramenz berichtet: er beabsichtige nicht bloß an das Theater nach Wien zu gehen, sondern auch sogar die Religion zu ändern! Daß auch diese Verläumdung bei den Eltern Glauben gefunden, schmerzte ihn tief. „Daraus kann ich schließen,“ schreibt er, „wie sehr Sie wider mich eingenommen sein müssen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben, sowohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Eltern deutlich genug an den Tag zu legen.“ Als sich die Klagen und Vorwürfe über sein Leben und Treiben und über seinen Mangel an Religiosität und Christenthum dennoch in jedem Briefe wiederholten, bricht er endlich in die schmerzlichen Worte aus: „Was soll ich aber dabei thun? Soll ich mich weiltläufig entschuldigen? Soll ich meine Verläumder beschimpfen? und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen — soll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt sein, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die Meisten nehmen sie zwar von ihnen eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.“ Dabei ist es ein feiner Zug seiner Pietät gegen den Vater, daß er demselben weiterhin

die Bitte, sich in dieser Hinsicht weniger von dem Haffe der Mutter gegen Apollus beeinflussen zu lassen, in lateinischer Sprache ans Herz legt.

Wie über seine sittliche Führung und sein Christenthum sucht er in seinen Briefen auch die Ansichten des Vaters über seine theatralischen Verhältnisse und über seine poetischen Arbeiten zu berichtigen. Man kann sich denken, welche Vorstellungen sich die Familie in Ramenz, wo man höchstens von herumziehenden Winkelbanden und ihren Handwürsten wußte, von dem Verkehr des Sohnes mit Schauspielergesellschaften gemacht haben wird. — „Meine Correspondenz mit Komödianten,“ schreibt er deshalb, „ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welcher der Director von allen Theatern im Oestreichischen ist; ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch in mehreren Orten, als in Ramenz, kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein: es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich auch nothwendig alle kennen, die meine Arbeit haben von ihnen aufführen sehen.“ Er beweist ferner dem Vater, daß er auch literarischen Briefwechsel führe, und daß er denselben nächstens sogar bis nach Paris hin auszudehnen und an Crebillon zu schreiben gedente, dessen Trauerspiel Catilina er zu übersetzen begonnen habe. Der Vater hatte den Trumpf gegen ihn ausgespielt, ihn ironisch als „deutschen Molière“ zu bezeichnen. Der brave Pastor primarius, der den französischen Dichter vielleicht nur vom Hörensagen kannte und ihn in die allgemeine Komödiantenverdammniß mit begriff, war nicht wenig erstaunt, als der Sohn ihm darauf erwiderte: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich zwar

sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust erfüllen können.“ Dennoch, fügt er hinzu, könne er es nicht bereuen, ein Feld des Strebens zu seinen Jugendarbeiten gewählt zu haben, auf welchem sich bisher nur erst sehr wenige versucht hätten, und wo also noch Ehre und Erfolg zu ernten sei, und jedenfalls wolle er „nicht eher aufhören, bis man Meisterstücke von ihm gelesen habe.“ Die theologischen Bedenkllichkeiten und Gegengründe des Vaters könne er ebensowenig gelten lassen. „Den Beweis“, schreibt er, „warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten, halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden Vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen.“ Wir werden weiterhin sehen, daß Lessing dies Versprechen gehalten und sich auch über den Erfolg nicht getäuscht hat.

Aber auch wegen seiner unschuldigen Anacreontischen Poesien über Liebe und Wein, die der alte Herr in den zurückgelassenen Manuscripten des Sohnes gefunden, hatte er sich zu vertheidigen, da der Vater dieselben mit einem Tittel belegte, wie ihn dumpfer Belotismus noch in unsern Tagen selbst gegen Goethe's Häßliche Gedichte angewendet hat. Die Art, wie er diese Vertheidigung führt, ist sehr merkwürdig. Es seien reine Schulübungen, schreibt er, und nur die Neigung, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen, sei die Ursache ihres Daseins. „Man muß mich wenig kennen,“ fährt er fort, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen damit im Geringsten harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen als allzustrenger Theologe geben; sonst

würden die Oden und Lieder des größten Dichters unserer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, noch einer viel ärgeren Benennung werth sein." Gegen den Vorwurf endlich, den der Vater erhob: man sehe aus seinen Manuscripten, daß er vieles angefangen, aber wenig fortgesetzt habe, vertheidigte er sich zunächst mit dem Mangel an ruhiger Muse und setzt dann nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu: „und wenn ich gleichwohl Alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreut ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die ebensowenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten), so würde es bei alledem doch noch was austragen." Das war kein leeres Berühmen, sondern sicheres Bewußtsein eines tapferen Fleißes, dessen Früchte nur freilich nicht nach dem Geschmade des Vaters waren. Aber diesem, dem Verehrer der Alten, konnte der Sohn im Bewußtsein seines guten Rechts die Worte des römischen Dichters ans Herz legen:

— Qui nihil aliud quam quod sibi soli placet
 Consultit adversum filium, nugae agit. 1)

Worte, die ungefähr auf Saladins Spruch in Lessings Nathan hinauslaufen, der auch nicht verlangte,

„daß allen Bäumen eine Rinde wachse.“

Inzwischen schlug sich Lessing in Berlin durch, so gut es eben ging. Die erste Ausbülfe gewährte eine Empfehlung von Mylius an den Besitzer der späteren Vossischen Zeitung, Rüdiger, der dem jungen Manne den Auftrag gab, seine große Bibliothek zu ordnen, wofür er eine Zeit lang freien Tisch, sowie einige Geldentschädigung erhielt, und wodurch er, was ihm vor allem wichtig war, seine Bücherkenntniß bedeutend vermehrte. Eine „Condition“ bei einem Herrn von der Solz, der sich in Berlin aufhielt, bei dem er als Secretair

1) — Der Vater, der nur, was ihm selbst bebagt, -
 Von seinem Sohn verlangt, thut eben weise nicht.

oder Hauslehrer über ein Jahr lang gelebt und den er zeitweise auf seine Güter nach Polen begleitet zu haben scheint, verschaffte ihm gleichfalls einige pekuniäre Vortheile und nebenher mannigfache Bekanntschaften, ¹⁾ die es an Versprechungen nicht fehlen ließen. Indessen verließ sich Lessing auf die letzteren weniger, als auf seine eigene Thätigkeit. „Ich habe meine Sache so eingerichtet“, schreibt er Ende des Jahres 1750 an den Vater, „daß ich auch ohne jene Versprechungen diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe.“ Es waren freilich gute Zeiten für arme junge Literaten in dem damaligen Berlin, wo Lessing zum Trost der Eltern schreiben konnte: „der Lisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen und 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun!“

Zweites Kapitel.

Schriftstellerische Unternehmungen.

Das nächste Mittel, zu welchem Lessing griff, um seinen Unterhalt in Berlin zu gewinnen, war das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Er übersetzte einige Bände der römischen Geschichte von Rollin, und lernte Spanisch und Italienisch zu gleichem Zwecke. Er begann eine Uebersetzung von Calderons Leben ein Traum, und von Cervantes Novellen. Daneben verlor er den Gedanken, sich als Dozent der Philologie in Göttingen niederzulassen, wozu ihn der Vater beständig anspornte, nicht aus den Augen, und arbeitete zu

1) Werke XII. 15.

diesem Zwecke an einer Schrift „über die Pantomimen der Alten“ zu welcher ihn das Auftreten einer modernen Balletgesellschaft veranlaßt hatte, deren Leistungen man damals unrichtig mit denen der alten Pantomimen verglich. Doch blieb die Arbeit im Entwürfe liegen, weil sich jene Aussicht nach Göttingen zerschlug.

Wie voll indeffen Lessing in Berlin noch von dem Interesse für das Theater und die dramatische Poesie war, welches die Leipziger Bühne in ihm angeregt hatte, sehen wir aus den ersten selbstständigen Arbeiten, welche er jetzt unternahm. Er begründete nämlich noch im ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes im Verein mit Mylius unter dem Titel „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ eine Vierteljahrschrift, welche er später, als dieselbe in Folge eines Zerwürfnisses zwischen ihm und Mylius einging, durch eine zweite, die „Theatralische Bibliothek“, allein fortsetzte. Beide Unternehmungen hatten gleichen Zweck. Sie sollten encyclopädische Fachzeitschriften sein für den gesammten Bereich des Drama's und des Theaters; sie sollten zugleich Vorarbeiten liefern zu einer umfassenden Geschichte der dramatischen Poesie, und selbst die Kunst des Schauspielers sollte nicht ausgeschlossen sein von dem Plane, der so umfassend und großartig angelegt war, wie ihn nur der kühne Muth der Jugend entwirft. Man kann die vom October 1749 datirte Vorrede zu den „Beiträgen“, die Danzel als eine Arbeit Lessings erwiesen hat,¹⁾ nicht ohne Rührung lesen, wenn man bedenkt, daß es ein zwanzigjähriger Jüngling ist, der von seiner ärmlichen Dachstube aus eine Reform der Literatur eines ganzen Kunstzweiges unternimmt. Gute Uebersetzungen sollten das deutsche Publikum nicht nur mit der dramatischen Literatur der Griechen und Römer, sondern auch mit den dramatischen Leistungen der neuern Kulturvölker bekannt machen. Unter ihnen sollte das Haupt-

1) Danzel I, S. 178 u. 179. Die Vorrede selbst ist abgedruckt Abend. S. 531—537. (Lessings Werke III, S. 7 ff. Mainz.)

augenmerk — wie bezeichnend für den späteren Lessing! — auf das Englische Theater und auf Shakespeare gerichtet, aber auch die Spanier, Franzosen, Italiener und Holländer nicht vergessen werden. Und wie es bei Lessing Grundzug ist, immer an das Leben selbst mit seinen literarischen Bestrebungen anzuknüpfen, so weist er ausdrücklich sogar auf die Wichtigkeit hin, welche die dramatische Darstellungskunst nicht nur für die Bühne, sondern auch für den Redner auf der Kanzel habe, auf der man jetzt statt apostolischer Redner häufig nur trockne „Stöcke“ oder Eiferer sähe, „die einem Rasenden ähnlicher sind, als einem Apostel“. Lessing begann mit den Alten, und zwar mit den römischen Dichtern Plautus und Seneca, über welche er die meisten Studien gemacht hatte. Für die griechischen Dramatiker schien ihm das Werk des Franzosen Brumoy (*discours sur le théâtre des Grecs*) auszureichen. Schon hier in diesen ersten prosaischen Versuchen zeigt sich das dramatische Element seiner Darstellungsweise, denn er kleidet seine kritischen Bemerkungen über das Plautinische Lustspiel die Gefangenen in die Form des brieflichen Angriffs eines Gegners auf seine Arbeit, und in eine Zurückweisung desselben von seiner Seite.

In dieser ganzen philologisch gelehrten Abhandlung erscheint doch Lessings Interesse für die wirkliche Bühne, und zwar die moderne deutsche Bühne, entschieden vorwaltend. Die Vertheidigung des Lustspiels gegen die theologischen Seloten¹⁾ stammte aus eigenen Lebenserfahrungen. Auch sonst finden wir überall Bezug genommen auf den damaligen Zustand der deutschen Bühne,²⁾ die er zugleich als sittliche Bildungsanstalt des Volks benützt wissen will. Sieht er doch in dieser Wirklichkeit selbst den höchsten Zweck des Lustspiels,³⁾ und es ist sehr bezeichnend für den Dichter, der später der deutschen Nation den Nathan schuf, daß er schon hier am Beginne

1) Werke III, S. 12 und 13.

2) Ebend. S. 29, 32.

3) Ebend. S. 138 vergl. S. 23.

seiner Laufbahn die kühne Behauptung aufstellt: selbst die höchsten philosophischen und religiösen Wahrheiten seien einer eindringlichen Darstellung durch das Drama fähig. ¹⁾ Dabei dringt er überall auf gesundes Erfassen der wirklichen Welt im Gegensatz zu den leeren Abstraktionen der neueren Dramatiker, und benutzte die alten römischen Dichter dazu, diesen Unterschied ins Klare zu setzen. Auch den Schauspieler und sein Verhältniß zur dramatischen Dichtung verliert er nicht aus den Augen, so wenig als ihm der Gewinn entgeht, den das antike Lustspiel durch Anwendung der Wortspiele für die Charakteristik der Bildungsstufe der auftretenden Personen zu ziehen wußte. Und wenn heutzutage der Satz, daß man die alten Dichter von dem Standpunkt ihrer Zeit beurtheilen muß, wenn man sie gerecht beurtheilen will, ein Gemeinplatz ist, so wollen wir nicht vergessen, daß Lessing der Erste war, der ihn in dieser Schrift einer Zeit gegenüber aufzustellen wagte, die nur allzu geneigt war, das Gegentheil davon zu thun.

Lessing gab das Unternehmen, welches allerdings so weitfichtig angelegt war, daß es ein ganzes Leben in Anspruch genommen haben würde, aus einem Grunde auf, der für seine unabhängige Stellung charakteristisch ist. Sein Freund Mylius hatte in dem Journale verlauten lassen: es gebe kein gutes italienisches Drama. Lessing hielt das ganze Unternehmen durch diesen Beweis der Unwissenheit seines Mittherausgebers für bloßgestellt. „Ich stellte mir vor“, sagt er ²⁾, „jeder der in der italienischen Literatur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sei, werde uns zurufen: wenn Ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiener, so haben wir uns feine Dinge von Euch zu versprechen“. Er sagte sich also von der Zeitschrift los, die eben deßhalb auch sofort (1750) einging, da er die bewegende Seele derselben gewesen war. Doch

1) Werke III, S. 126.

2) Werke VI, S. 107.

setzte er seine dafür begonnenen Arbeiten in der Stille fort, um vier Jahre später (1754—1758) in seiner Theatralischen Bibliothek den Versuch zu machen, „das allein auszuführen, was ihm mit andern gemeinsam nicht möglich gewesen war“.

Indessen hatten die „Beiträge“, obschon sie anonym erschienen, doch dem jungen Literaten, dessen Autorschaft in den literarischen Kreisen Berlins wohl bekannt war, einen gewissen Ruf begründet, den seine nächste Thätigkeit, zu der ihn die Besitzer der Berliner Zeitung beriefen, wie wir sofort sehen werden, noch bedeutend erhöhen sollte.

Brittes Kapitel.

Lessing als Feuilletonist in Berlin.

Am 15. October 1751 schrieb der Berliner Professor Sulzer an seinen Landsmann Bodmer in Zürich: „Es ist hier in Berlin ein neuer Kritikus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung.“ Und um dieselbe Zeit fragte der Theologe Spalding in einem Briefe an Gleim: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung?“

Der junge Kritikus, den der Berliner Professor sehr von oben herab behandelt, und den derselbe noch drei Jahre später als einen jungen Dichter bezeichnete, welcher „Zeitungschreiber bei einem Berliner Buchführer“ sei, war kein anderer als Lessing.

Er war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, als er das literarische Feuilleton der Berliner Zeitung übernahm, welche jetzt die *Vossische* heißt. Er redigirte dasselbe zuerst vom Februar 1751

bis zu Ende des Jahres, wo er, wie wir sehen werden, abermals nach Wittenberg ging, und setzte dann nach seiner Rückkehr von dort, diese kritisch-literarische Thätigkeit vom December 1752 bis zum October 1755 fort. Er begann dieselbe im Jahre 1751 zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „das Neueste aus dem Reiche des Wises“ führte und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte, die, wie es in der von Lessing verfaßten Ankündigung hieß, dazu bestimmt war, „Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften zu bringen, welche bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen.“ Der Gedanke dieses Beiblattes gehörte ohne Zweifel Lessing an. Ihm war schon 1750, als sein Freund Mylius sich mit dem Besitzer der Zeitung überworfen hatte, die Redaction der politischen Zeitung selbst angetragen worden, aber er wollte, wie er seinem Vater schrieb, ¹⁾ „seine Zeit nicht verderben“ mit einer Arbeit, die damals bei der scharfen Censur nichts anderes Politisches ihren Lesern bieten durfte, als was etwa heute noch die privilegierten Zeitungen von Rom und Neapel ihren Lesern bringen dürfen. ²⁾ Das Feuilleton dagegen übernahm er gern. Es bot ihm Spielraum zu einer Thätigkeit, wie sie ihm Bedürfnis war. Es gab ihm Gelegenheit, seine ausgebreitete Lectüre, seine umfassenden und gründlichen Studien zu verwerthen und eine Menge eigener Gedanken über die literarischen Interessen und Parteiungen der Zeit öffentlich auszusprechen, die er sonst nur im Kreise einzelner Bekannten hatte hinwerfen können. Es bot ihm ein Feld, wo er die ersten kritischen Sporen und nebenbei auch das tägliche Brod verdienen konnte, das für ihn, den halb und halb heimatlosen Literaten, der noch nicht einmal seine Univerfitäts-Studien ordnungs-

1) Lessings Brief an seinen Vater. Werke XII, S. 17 u. 19 und Danzel I, 188 u. 189.

2) „Die Todten reiten schnell“ in unserer Zeit. Jener Vergleich mit Neapel und Rom, im Jahre 1858 geschrieben, paßt schon heute, im Jahre 1861, nicht mehr.

mäßig mit der Magisterpromotion absolviert hatte, sondern immer noch als bloßer Studiosus Medicinā von der Hand in den Mund lebte, eine sehr wichtige Sache war. Dies Brod war freilich karg, aber die Sporen, die er sich gewann, waren die echten goldenen Sporen des kritischen Ritterthums. Lessing, den achtzig Jahre später der berühmte Geschichtschreiber des stolzen Britenvolks „ohne Frage den ersten Kritiker von Europa“ nannte,¹⁾ erscheint schon damals, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Kritiker auf der übersehenden Höhe seiner Zeit.

Diese Zeit war in zwei literarisch ästhetische Parteien gespalten, innerhalb deren sich Alles befand, was irgendwie auf Namen und Bedeutung Anspruch machen durfte. Es waren die Parteien Leipzig und Zürich, die Parteien Gottscheds und der Schweizer. Der Gegensatz derselben ist uns erst seit Danzels Forschungen in seiner vollen Klarheit bekannt geworden. Während Gottsched auf Begriffsschärfe, auf sprachliche und sachliche Regelmäßigkeit drang und es sich zum praktischen Ziele setzte, nach seinen Prinzipien eine Literatur hervorzurufen und zu bilden, gingen die Schweizer von der Erkenntniß aus, „daß die Dichtung auf etwas Positivem, auf Reichtum der Einbildungskraft und auf schöpferischer Genialität beruhe“. Diese Gegensätze, die sich im Verfolg des Kampfes zu denen der Regel hier und der Regellofigkeit dort verschärften, und deren richtiges Verhältniß durch Danzels Werk über Gottsched²⁾ in das richtige Licht gesetzt worden ist, riefen Lessings Interesse an. Aber statt auf die eine oder die andere Seite zu treten, oder eine unfruchtbare Vereinigung beider zu versuchen, stellte er sich über sie.

Gleich der erste ästhetische Satz, den der junge Berliner Feuilletonist aufstellte, war ein tödtlicher Streich gegen den Gottschedianismus und seine Regelnrecepte für die dichterische Produktion. Woher

1) Lessing beyond all dispute the first critic in Europe. Macanlay Essays Tom. V, p. 86.

2) Gottsched u. seine Zeit, S. 210 ff., vgl. Danzel Lessing I, S. 192.

stammen die Regeln in den schönen Künsten? „Aus den Beobachtungen“, antwortet Lessing, „welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehrt und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bahnet“¹⁾. In demselben Sinne hatte er schon in seinen Gedichten die „arme Poesie“ beklagt, in welcher, „anstatt Begeisterung und Göttern in der Brust, jetzt Regeln genügen sollten“, und die Berechtigung des schöpferischen Genies in den Versen gefeiert²⁾:

Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpft aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt,
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt“.

Ist es nicht wunderbar und rührend zugleich, daß diese Zeilen in demselben Jahre 1749 gedichtet wurden, das uns Deutschen unsern Goethe geboren werden ließ, den Schönheitsmessias, der die Johannesbotschaft Lessings erfüllen sollte!

Alle Welt erstaunte über die Kühnheit, mit welcher der junge Kritiker der Berliner Zeitung gegen das gefürchtete Schulhaupt des Geschmacks in Leipzig aufzutreten wagte, und es dauerte nicht lange, so konnten selbst Gottsched's begeistertste Anhänger, wie der Freiherr von Schönau, sich nicht verhehlen, daß sich ihr Herr und Meister selbst „vor dem jungen Lessing fürchte“.³⁾ Bald mit schneidender Schärfe, bald mit durchtriebenem Humor griff er ihn an. In der Anzeige seiner Gedichte heißt es unter anderem: „das Aeußerliche ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen.“

1) Werke III, 222.

2) Werke I, 183.

3) Dangel: Gottsched und seine Zeit, S. 384.

Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsere Kräfte". Und zum Schlusse: „diese Gedichte kosten zwei Thaler vier Groschen. Mit zwei Thaler bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche.¹⁾ Nicht besser geht es der Gottsched'schen „kritischen Dichtkunst".²⁾ Dennoch ist Lessing nicht so ungerecht, Gottscheds Verdienste überhaupt zu leugnen, er wünscht nur, daß derselbe sich darauf beschränke, zu leisten, was er leisten könne. — Der Hauptpunkt aber, um den es sich in diesen Kritiken handelt, war Klopstock, der Dichter des Messias, in welchem die Schweizer selbst ihren poetischen Messias erblickten, während dagegen Gottsched und die Seinen ihn auf das Heftigste angriffen. Ihrer anmaßlichen Nüchternheit gegenüber trat Lessing zunächst entschieden auf Klopstocks Seite, den er als eine Epoche machende Erscheinung anerkennt. Den Messias, sagt er, wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden (III, 206). Er nennt Gottsched „gestraft genug dadurch, daß er zu denen gehöre, welche nicht im Stande seien, dies große Gedicht zu würdigen, das trotz mancher Flecken, die es habe, doch immer ein Werk bleibe, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann". Nur von der Natur verwahrloste oder Menschen, die sich selbst verwahrlost haben, sagt er an einer andern Stelle, können gegen die poetischen Schönheiten dieses Gedichts unempfindlich sein, und es sei ein Unglück, wenn sich darunter Männer befänden, „die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben". Aber wenn der jugendliche Lessing sich so den Gottschedianern gegenüber auf die Seite des von ihnen Angegriffenen stellte, so war er doch darum weit entfernt, die Nachahmer Klopstocks, oder auch nur die Schwächen der Klopstock'schen Dichtungsweise selbst zu vertreten. Die ersteren

1) Werke III, 149. vgl. 206.

2) Werke III, 251.

fertigte er gleich bei seiner Anzeige des Messias mit den Worten ab: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter¹⁾. Wenn Gottsched, heißt es an einer andern Stelle, „statt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Wiklinge angefallen hätte, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir mit Vergnügen ihm beigefallen sein. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hintendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären hinlänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen“. Diese Nachäffer, die im Klopstock'schen Geiste zu dichten glaubten, wenn sie sich bemühten, „anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben“, die sich unter einander für große Dichter erklärten und die das große Werk ihres Meisters durch ihre unverständigen Lobeserhebungen in Mißkredit bei denen setzten, die es noch nicht hinlänglich kennen, giebt er willig dem Spotte Gottscheds Preis. Nur Klopstock selbst solle man die Ungereimtheiten seiner Nachahmer nicht entgelten lassen (III, 389).

Aber auch die übertriebenen Bewunderer des letzteren sahen sich von dem jungen Kritiker in einer Weise zurecht gewiesen, die es ihnen ein für allemal verleidete, in Lessing einen Genossen ihrer Partei zu sehen. Seine Kritik des Messias, die Lessing später seinen Briefen einverleibte, zeigte bei aller achtungsvollen Anerkennung doch deutlich genug, daß er die Schwächen des Gedichts viel schärfer

1) III, 206. 208. vgl. das Spottgedicht auf die Nachahmer und Preisler Klopstocks. (Werke I, 19 u. 101.)

als Klopstocks Segner durchschaute. So fragmentarisch dieser kurze Aufsatz scheint, so erschöpfend ist er doch dem Wesen nach, und wohl dürfen wir mit Dangel sagen, daß derselbe für die Abgötterei, die mit Klopstock getrieben wurde, ein Todesstoß war. Die pathologische Gefühlsüberschwenglichkeit in Klopstocks Odendichtung fertigte er mit einer Wendung ab, die kaum anderthalb Zeilen lang, aber in ihrer Spitze scharf und tödlich ist. Er sagt in seiner Anzeige von Klopstocks Ode an Gott (III, 191): „der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Bärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte.“ Nachdem er dann hinzugefügt, daß man in dieser Ode „einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken in prächtiger Einkleidung bemerkt haben wolle“, setzt er die drei Strophen als Probe hin, in welchen Klopstock mit allem Aufwande seraphischer Inbrunst Gott ansieht, ihm die Geliebte zu geben:

Ach gieb sie mir, Dir leicht zu geben,
Lieb sie dem bebenden, hangen Herzen ze.

und schließt dann mit den unnachahmlich schalkischen Worten: „Was für eine Berwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ Liegt nicht ein ganzes Buch Kritik in diesen zehn Worten? Die Klopstocksche Ueberschwenglichkeit war Lessings kerngesundem Geiste überhaupt langweilig. Das spricht sein erstes Sinngedicht aus, dessen vier Zeilen Klopstock und seine Bewunderer ebenso treffend, wie Lessings eigenen Standpunkt beiden gegenüber bezeichnen:

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erheben,
Und fleißiger gelesen sein.

Mit vollem Rechte sagt Danzel in Bezug auf dieses erste kritische Auftreten Lessings: nicht die späteren Werke sind es, die uns am meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte. Aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals fast wie nach dem Solonischen Gesetze einer angehören mußte, das ist staunenswerth!"

Und staunenswerth ist nicht minder auch, daß in diesen kritischen Erstlingsversuchen des jungen Kiesen schon alle großen Eigenschaften des Mannes klar hervortreten: sein Widerwille gegen alle unfruchtbare gelehrte Pedanterie und theologische Intoleranz, seine tiefe Abneigung gegen die französische Frivolität und sein wahrhaft religiöser, auf Werthhätigkeit der Liebe dringender Sinn, sein edles Rationalgefühl und sein strenger Gerechtigkeitsinn, sein unbeirrbar scharfer Blick für das Große und Wahre, wie für den Schein von beiden. Und das Alles erscheint verbunden mit einer Eleganz und Klarheit, einer Schärfe und Trefflichkeit des Ausdrucks und der Sprache, und mit einer Leichtigkeit und spielenden Anmuth der Methode und Behandlungsweise, von deren künstlerischer Gestaltungskraft man bei uns bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte. Diese letzteren Eigenschaften waren es eben, die schon damals Allen, was er schrieb, jenen unwiderstehlichen Reiz verliehen, der uns selbst heute noch seine Anzeigen der trockensten Bücher, eines Zöcher'schen Gelehrtenlexikons oder einer schlechten Reisebeschreibung mit Vergnügen lesen läßt. Man braucht nur seine Feuilletonaufsätze aus dem Jahre 1751 durchzumustern, um sich von alle dem zu überzeugen. In einer Zeit, wo deutsches Rationalgefühl im tiefen Schlafe lag, empfindet er allein die nationale Schmach, daß der deutsche Dichter Klopstock dem Dänenkönige für eine Pension danken mußte, welche ihm die Muse gab, sein Werk vollenden zu

können. „Ein vortreffliches Zeugniß für unsere Zeiten, ruft er aus, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute soviel Satyre ¹⁾ darinnen sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten“. Aber er kann sich doch nicht enthalten, noch einmal darauf zurück zu kommen (III, 211).

„Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit, diese Seltenheit wird aber noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion oder Tugend athmen“. Dies geht auf den französischen Dichter Piron, dem ein unbekannter Gönner seiner liederlich-frivolen Muse ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte, und Lessing schrieb dies in Berlin, in der Hauptstadt eines Königs, der die deutsche Literatur verachtete, und unter dessen Augen ein frivoles französisches Litteratenthum sich überall in schmarozehaftem Uebermuth breit machte! Aber grade hier, mitten unter den ausländischen Frivolitäten der de la Mettrie und Mauvertuis, der Algarotti, d'Arnaud, d'Argens und Voltaire, war es Lessing, Lessing der Jüngling, der sich nur um so feuriger an die fast aufgegebene Nationalität seines Volkes angeschlossen, und für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutsthum zuerst wieder entdeckte. Der Geschmack an französischer Frivolität war in Berlin, — und wo nicht in Deutschland? — an der Tagesordnung. Grund genug für den jungen Feuilletonisten, ihn überall anzugreifen. ²⁾ Er lobt eine kleine französische Schrift religiösen Inhalts um so mehr, da man in dieser Sprache jetzt fast nur noch „Boten und Gotteslästerungen“ zu lesen gewohnt sei, und „die französischen Schriften, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, unzählbar seien“. Aber so lebhaft er sich der Sittlichkeit und der Religion annimmt, weil der französische Leichtsinns das

1) III, 209. Vergl. Literaturbriefe, Werke VI, 120 u. 121.

2) Werke III, S. 182. 187. 194. 203 ff. 213. 232.

Kind mit dem Bade zu verschütten drohte, eben so entschieden tritt er aller theologischen Intoleranz und pfäffischen Beschränktheit entgegen.¹⁾ Er, der lebhaft die Zeit herbei wünschte, und sicher auf ihr Kommen hoffte: „wo es der Wohlansständigkeit gemäß sein werde, ein guter Christ zu heißen, wie es jetzt die gute Lebensart erfordere, sich für nichts Schlechteres, als einen Atheisten, so lange man gesund sei, halten zu lassen“, — er geißelt zugleich alle Intoleranz mit der ganzen Schärfe seines schneidenden Wortes. Sein Wahlspruch ist schon jetzt: *Erst gut handeln! der Glaube steht in zweiter Reihe!* „Eine einzige Religion zusammen zu flicken, ehe man bedacht ist die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!“ Es scheint ihm ein Glück, daß noch hier und da ein Theologe auf das Praktische des Christenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammten, bald einem noch einfältigeren Religionspötker durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Sanktucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht“. Aber freilich, bemerkt er bei einer anderen Gelegenheit, sei dem Menschen alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, sei zu schwer, als daß sie jeder Theologe haben sollte. Daher komme es, daß man gegen ein Werk dieser Art zwanzig finde, in denen

1) Werke III, S. 148. 151. 181. 189. 213.

man die Theologie als eine Sophisterei treibe, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben habe. „Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in diesen Büchern abgehandelt: vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diese Spötter aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es — den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben“. Diese letzteren nimmt er eben deshalb wiederholt ebenso eifrig in Schutz, wie er auf der andern Seite nicht müde wird, den unfruchtbaren Zelotismus der Theologen anzugreifen. So schließt er die Anzeige von Heumanns „Erklärung des neuen Testaments“ mit den bitter ironischen Worten: „es wäre Schade, wenn der Verfasser in der Auslegung dieser oder jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Bänkereien genommen werden, worin sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können“. So rühmt er es auch von Klopstock noch ganz besonders, daß er die Religion in all dem Glanze darzustellen gewußt, wo sie unsere Ehrfurcht verdiene, daß er das erhebende Geheimniß auf einer Seite zu schildern verstanden habe, „wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert“, und daß er endlich „in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken gewußt habe, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei.“

Man sieht, in dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling Lessing sind bereits all die Gedanken und Ueberzeugungen lebendig, die dem gereiften Mann am Schlusse seiner Laufbahn mit dem Nathan die Krone auf das Werk seines Lebens setzen ließen. Selbst die Hochschätzung der „oft mehr als christlichen Tugend“ der musel-

männischen Araber fehlte nicht 1); und bei der Anzeige eines Romans, der in Konstantinopel spielt, bemerkt er einmal ganz im Nathan'schen Geiste: „wenn ein frommer Muselman das Buch lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: welche Gotteslästerungen! und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergözen werden!“

Aber nicht mindere Reife verrathen die Aufsätze des jugendlichen Feuilletonisten, welche sich auf andern Gebieten bewegen. Die Sämmerlichkeit und rohe Gemeinheit dessen, was sich damals als deutsches Lustspiel ausgab, die schulmäßige Pedanterei und hohle Deklamation, welche sich als deutsche Liebesdichtung spreizten, die gedankenleere Länderei der damaligen Anatreontiker, die antik sein wollende Unfähigkeit, welche in der lyrischen Poesie den Reim verwarf, werden von Lessing in aller ihrer Blöße aufgedeckt, und dabei gleichsam spielend die Grundzüge des Richtigen theoretisch hingestellt, während er sie zu derselben Zeit auch praktisch durch eigene Schöpfungen verwirklichte. Er deckt die Erbärmlichkeit der Fabeln des berühmten dänischen Dichters Holberg auf, und weist auf Gellerts geschmackvolle, natürlich einfache Briefe und Dichtungen hin 2). Da er wagt sich an die ersten Größen der damals die Welt beherrschenden französischen Literatur, an Voltaire, Diderot, Rousseau 3). Von Diderot sagt er am Schlusse einer ausführlichen Anzeige von dessen Brief an Batteux sur les Sourds et Muets ic. in welcher er die Manier dieses Schriftstellers in wenigen Meisterzügen charakterisirt: „Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus diesem Schreiben herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als

1) Werke III, S. 177. 191. 207. 237. 239. vergl. 305—306. 377—78.

2) Werke III, 159. 161. 163. 223.

3) Werke III, 197. 202. 206. 376 ff.

© Jahr, Bessing. I.

ſie zu zerſtreuen. Ueberall, wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns „in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit“ (Kleiſt), wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt auch, ein ſolcher Weltweiſer magt es, Meinungen zu beſtreiten, die wir geheiligt haben. Der Schaden iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkart aller Menſchen unter das Joſch der ihrigen bringen wollen.“ Auch hier wieder klingt uns der weiſe Nathan an. — Voltaire wird freilich nur angeſtreift, und zwar zeigt ſich Leſſing damals, wo er unter dem perſönlichen Eindruck des großen Schriftſtellers ſtand, noch etwas befangen für ſeine poetiſchen Leiſtungen. Aber die Kritik von Rouſſeau's Preiſſchrift über den ſchädlichen Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften auf die ſittliche Bildung der Menſchheit iſt geradezu eine epochemachende Arbeit zu nennen.

Rouſſeau hatte gerade damals als ein Achtunddreißigjähriger ſeine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt geſehen hat. Das in unſern Tagen ſo berüchtigt gewordene Wort eines pfäffiſchen Sophiſten, daß die Wiſſenſchaft umkehren müſſe, iſt nur ein ſchwacher Abklatſch von jener Behauptung des Mannes von Genf: daß alle und jede Wiſſenſchaft überhaupt ein Unglück ſei für die Menſchheit und daß ſie von der Religion und Moral gleichmäßig als ſolches betrachtet werden müſſe. Die Akademie von Dijon hatte die Schrift, in welcher Schwärmerei und Eitelkeit ſich in der Aufſtellung eines Unerhörten genügten, im Jahre 1750 mit dem Preiſe gekrönt. Der zweiundzwanzigjährige Berliner Feuilletoniſt zeigte wenige Monate ſpäter die gänzliche Unhaltbarkeit dieſer Paradoxie auf. Der Aufſatz, in welchem dieſe ge-

schaf, ist ein kritisches Meisterstück. Lessing giebt zunächst eine vollständige Uebersicht des Rousseauschen Gedankenganges und beginnt dann seine Kritik desselben mit einem Geständnisse, das ihn noch mehr ehrt, als die darauf folgende siegreiche Widerlegung der Paradoxien Rousseau's. Die Einseitigkeit, ja die Absurdität, mit welcher derselbe die Einfachheit der Natur im Gegensatze zu der Verschrobenheit und Unnatur damaliger Kulturzustände hervorhob, machte Lessing nicht blind gegen die Großartigkeit der Grundidee und die Berechtigung des Wahren in ihr. Er gestand, daß er eine „heimliche Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn derselbe zu weit gehe.“ „Wie glücklich wäre Frankreich, ruft er aus, wenn es viele dergleichen Prediger hätte!“ Dann aber schlägt er das ganze Paradoxiengebäude, das damals die Welt staunen machte, mit einem einzigen Schläge in Trümmer. Er zeigt, daß die Blüthe der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats in der Geschichte der Völker „zwei Dinge sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Er weist darauf hin, daß Rousseau's Kenntniß der Geschichte überaus mangelhaft und ebendarum seine Folgerungen verkehrt sind. „Alles, sagt er, hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Bierrathen oder ohne Kunst und Bierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das wigige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblüht?“ Rousseau hatte behauptet, Künste und Wissenschaften verminderten die kriegerischen Eigenschaften eines Volkes.

Lessing entgegnete: es sei noch die Frage, ob wir das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten hätten. „Sind wir deswegen auf der Welt, ruft er aus, daß wir uns unter einander umbringen sollen?“ Und wenn ja die Künste und Wissenschaften den strengen Sitten nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheit entheiligen? Beide können der Tugend dienen.“ Und so schließt er mit dem einfachen Satze: „die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt an uns, wenn sie uns schädlich sind.“ Es ist bekannt, daß Lessing antik genug dachte und empfand, um eine Censur des Staats im Gebiete der bildenden Künste für durchaus gerechtfertigt zu halten, während er jede Beschränkung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung als Tyrannei, als ein Attentat gegen das Reich der Wahrheit verwarf. 1) Gegen Rousseau zeigt sich Lessing auch vier Jahre später in einer Anzeige seiner Schrift „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“, liebevoll anerkennend, und weiß die sittliche Seite seiner Wärme und Ueberzeugung gebührend zu ehren. In der Anzeige von Rousseau's späterer Schrift über den Ursprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menschen (V. 56—57 Lachm.) heißt es unter Anderm: Rousseau sei auch hier wieder „der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so gebilligt wären, ansehe, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugehe, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen seinen spekulativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz anderen Tone, als ein

1) Laokoön II., Werke VI. S. 382 u. 383.

feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennuz oder Prahlerei zum Lehrer der Weltweisheit gemacht haben"; — ein Urtheil, mit welchem Lessing, wie der neueste Geschichtschreiber der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit Recht bemerkt ¹⁾, den innersten Kern Rousseau's treffend bezeichnet.

Lessing's Bildung stand auf dem Fundamente des klassischen Alterthums. Aber seine Begeisterung für dasselbe machte ihn schon damals nicht blind für dessen Schwächen und Flecken. Was man noch heute nicht selten vermisst, jene richtige Schätzung der alten Schriftsteller, welche den Werth ihrer Schriften für die kulturgeschichtliche Erkenntniß der Vergangenheit von dem absoluten Werthe derselben an und für sich trennt — schon der zweiundzwanzigjährige Lessing besaß diese richtige Schätzung vollkommen. Bei Gelegenheit moderner Liebesdichtungen kommt er auf Ovid zu sprechen. Er nennt dessen „Kunst zu lieben“ unschätzbar in Bezug darauf, daß wir durch sie und fast nur durch sie allein, ein Bild von der gesellschaftlichen Kultur des Römervolkes, einen Begriff, wie er sich ausdrückt, „von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feineren Sitten, von dem Geschmade in ihren Ergöhungen, dem Tone in ihren Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Empfindungen“ gewinnen. Aber verhehlt ebensowenig, daß jenes Gedicht eine Seite habe, von welcher aus betrachtet das Urtheil anders lauten müsse, und das sei die Seite, „auf welcher es seinem Titel widerspreche“. „Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, während er bei denen, die ihn nicht zurecht zu legen wissen, ein Berleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehrte die Wollust, jene sinnliche, die ohne Bärtlichkeit des Herzens vom Genusse zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet.“

1) Hettner, Th. II. S. 426.

Sollte man nicht meinen, Goethe habe diese Worte vor Augen gehabt bei dem Ausrufe seines in Sinnlichkeit versunkenen Faust:

So taumel' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.

Und neben dem allen — welche Gelehrsamkeit verräth dieser jugendliche Literat und Feuilletonist in seinen kritischen Anzeigen der Fortsetzung des Bayleschen Dictionairs von Chaufepié, oder des Gelehrtenlexikons von Föcher! Man sieht, er hatte sich die Bibliothek des alten Rüdiger, die er bei seiner Ankunft in Berlin zu ordnen übernommen hatte, trefflich zu Ruse gemacht, und sich namentlich in der Gelehrtengeschichte, für welche er von früh auf eine Neigung gehabt hatte, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, eine Fülle von Kenntnissen erworben, um die ihn schon damals mancher Professor beneiden mochte.¹⁾ Und so universal angelegt war dieser große Mensch, daß er schon damals sogar ein reiferer Politiker war, als die meisten seiner Zeit, daß er die Unzulänglichkeit aller abstrakten Theorien auf dem Gebiete dessen, was man damals „Regierungskunst“ nannte, mit klarem Blicke durchschaute, und nur ein ironisches Lächeln für alle die gutmüthigen Pedanten hatte, welche auf diesem Gebiete von ihrer Studirstube aus durch systematische Rathschläge praktisch wirken zu können meinten. „Übermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst,“ so beginnt er die Anzeige eines solchen Buches, „das recht gut sein würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre. Oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich unterfängt, daraus ein System zu machen, nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Größe eines Regenten und dergleichen mitgebracht hat.“

1) Danzel I. 173. 216.

Ganz im antiken Geiste will er die Politik nur von Politikern, die Staats- und Regierungskunst nur von praktischen Staatsmännern und Regenten behandelt wissen. „Man überlasse,“ fährt er mit einer huldigenden Wendung gegen den großen Preußenkönig fort, „man überlasse solchen Stoff denen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben, demjenigen insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Aber auch dieser, schreibt er, würde nur für diejenigen eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar sein, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über dieselben Völker regieren.“¹⁾ Liegt nicht ein ganzes Buch politischer Weisheit in diesen wenigen schlichten Worten, einer Weisheit, an die noch heut zu Tage zu erinnern nicht ohne Nutzen scheint?

Auch als Selbstkritiker sehen wir ihn auftreten in der Anzeige seiner kleinen Lieder und der ersten beiden Bände seiner Schriften, ohne falsche Bescheidenheit, aber auch ohne alle Spur von Autor-Eitelkeit, immer klar, sicher, selbstbewußt und seiner fortschreitenden Entwicklung gewiß. So heißt es in der Anzeige seiner Kleinigkeiten (1751), die er zum Theil schon vor drei Jahren veröffentlicht hatte: „kann man es dem Verfasser zur Last legen, wenn sein Geschmac vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jezo vielleicht ist?“ Wie liebenswürdig und anmuthig ist hier dies „vielleicht“!

Ueberhaupt hat man wohl schon aus dem bisher Mitgetheilten einen Begriff von der Anmuth und Grazie, wie von der Klarheit und Bestimmtheit der Sprache und des Stils gewinnen können, welche Lessing schon damals eigen waren. Auch geißelt er selbst mit schonungsloser Schärfe (III. 386) die Rohheit und Nachlässigkeit,

1) Werke III. 190.

mit welcher damals, wie zum Theil noch jetzt, in Uebersetzungen aus fremden Sprachen die deutsche Sprache mißhandelt wurde. Und von der damals wie heute noch grassirenden deutschen Uebersetzungswuth, die selbst nach dem Schlechtesten greift, ruft er einmal aus: „Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen?“

Das epigrammatisch Schlagende der Wendungen und Sätze, das Lessings spätern kritischen Schriften einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, findet sich gleichfalls schon in diesen Jünglings-Aufsätzen vorgebildet. „Nichts ist leichter,“ sagt er einmal, „als Bayle zu vermehren, aber nichts schwerer, als ihn Baylisch zu vermehren.“ In der Anzeige von Gellerts Musterbriefen ist die ganze Theorie des Briefstils in die epigrammatische Wendung zusammengedrängt: „die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt,“ und Herders berühmtes Wort: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch,“ hat Lessing ausgesprochen, ¹⁾ als Herder noch auf seinem Dorfe lesen lernte. Die Sucht, in einem Feuilleton immer nur das Allerneueste zu besprechen, — kann man sie anmuthiger persifliren, als es Lessing thut, wenn er bei der Anzeige eines poetischen Werkes, welches ein Jahr zuvor (1750) erschienen war, mit Bezug auf die lateinische Jahreszahl (MDCCL) des Titels sagt: „Sollten wir glauben, daß ein Auszug daraus deshalb mißfallen würde, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I steht?“

Diese Beweise von der Art und Würdigkeit wie von dem Umfange der Wirksamkeit, welche der jugendliche Lessing als Feuilletonist

1) Werke III. 379. Mit diesen Worten beginnt Lessing die Anzeige der Schrift *L'esprit des nations*. In dieser Anzeige spricht Lessing das kühne Wort aus: „Eigentlich zu reden hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen.“

einer sonst durchaus unbedeutenden Zeitung bethätigte, sind fast sämmtlich seinen Aufsätzen aus dem Jahre 1751 entnommen. Sie ließen sich noch beträchtlich vermehren, wenn wir die Artikel aus den Jahren 1752 bis 1755 in ähnlicher Weise durchgehen wollten. Wir würden dort sehen, wie er auf die Vortrefflichkeit der Cervantes'schen Novellendichtung und auf die Wichtigkeit der Aristotelischen Poetik hinweist; wie er den damals auftretenden Wieland mit leiser aber sicherer Hand auf seine Vielschreiberei und allzu große Breite aufmerksam macht, und wie er seine von ächtem Rationalgefühl befehlte Polemik gegen den französischen Uebermuth fortsetzt, wobei er einmal in dem Streite Voltaire's mit einem andern französischen Schöngelste, bei welchem es wieder gegen die Deutschen hergegangen war, in den Ausruf ausbricht: „Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zwei Mal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gefeßtem und gesundem Verstande fehlt?“ Aber freilich: die Lehre, das Ausland nicht zu verachten, die damals ein liebenswürdiger Franzose, Bernard, seiner Nation gab, werden, wie Lessing meint (III. 245), kluge Franzosen ihren Landsleuten noch unzählige Mal umsonst wiederholen. Ueberhaupt wird Voltaire in den Aufsätzen der nächsten drei Jahre schon etwas schärfer angefaßt, und die Verspottung seiner Vers techniques, in welchen Voltaire damals alle Namen und Hauptthaten der deutschen Kaiser in eine Uebersicht gebracht hatte, ist von schneidender Schärfe. Bei dem Anblick dieser Arbeit, mit der sich in Deutschland nur die untergeordnetsten Geister abgeben, meint Lessing, sei es zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bliebe, zuletzt sogar Chronodisticha machen dürfte; und das vielleicht aus keiner anderen Absicht, als um sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, sowie er zum Exempel in Frankreich die Henriade und in England den Brutus und den Tod Cäsars gemacht

habe". Der Doppelschmel dieses Epigramms ist nur zu fühlbar, und daß der junge Lessing den Meister des Witzes selbst mit dessen eigener Waffe angriff, war eine Kühnheit, die den Zeitgenossen noch größer als uns erscheinen mußte. Daneben mußte er aber doch bei einer andern Gelegenheit (III. 379) Voltaire's fruchtbare und neue historische Betrachtungsweise gebührend anzuerkennen. ¹⁾

Ueberschauen wir die Gesamtheit dieser kritischen Erstlingsversuche des Berliner Feuilletonisten Lessing, so sehen wir, daß seine Thätigkeit keineswegs eine planlose ist, sondern einen inneren Zusammenhang aufzeigt. ²⁾ Denn sie umschreibt den ganzen Kreis der damaligen ästhetischen und literarischen Interessen, sie weiß überall die Hauptpunkte derselben klar in den Vordergrund zu rücken und bei scheinbar fragmentarischer Form im Wesentlichen erschöpfend zu behandeln. Sie stellt endlich in dem zweiundzwanzigjährigen Kritiker einen Menschen vor uns hin, der alle die besprochenen Erscheinungen selbstständig zu beherrschen und an ihren Ort zu setzen, ihren Werth zu würdigen und ihre Tragweite zu ermessen versteht.

Viertes Kapitel.

Lessing und Voltaire in Berlin.

In solcher Thätigkeit auf dem Gebiete ästhetischer Produktion und historischer Kritik waren drei Jahre vergangen, als Lessing den Entschluß faßte, Berlin für eine Zeit lang zu verlassen und seinen Studien eine andere Richtung zu geben.

Viele Umstände trafen zusammen, um ihn zu diesem Entschlusse

1) Bral. Feltner Geschichte der Literatur des 18. Jahrh. II. S. 212.

2) Danzel I. S. 212.

zu bestimmen. Mit Mylius war er über der Herausgabe der „Beiträge“ zerfallen, und die Zeitschrift selbst, die er mit so viel zuversichtlichen Hoffnungen begonnen hatte, war aufgegeben worden. Zu eigner dramatischer Production fehlte der Anreiz einer Bühne, die Berlin damals nicht besaß. Seine lyrischen Versuche hatte er durch eine Sammlung derselben, die er 1751 unter dem Titel „Kleinigkeiten“ herausgab, abgeschlossen. Wie er selbst über diese Poesien schon damals urtheilte, sieht man aus seiner Selbstkritik und aus der späteren Vorrede zum ersten Bande seiner Schriften. ¹⁾ Der große Beifall, den diese Sachen fast überall fanden, täuschte jedoch den jungen Dichter nicht über den Werth und die Bedeutung der ganzen Gattung dieser Dichtungen. Ihm war schon als Zweiundzwanzigjährigem die Wahrheit jenes Goethe'schen Wortes aufgegangen, „daß die Muse das Leben zwar zu begleiten, aber nicht zu leiten versteht“, und sein Epigramm:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid,
Doch seid Ihr sonst nichts mehr mein Herr? das thut mir leid!

spricht diese Wahrheit sehr unumwunden aus. Dazu kam, daß ihm manche Verhältnisse und Bekanntschaften, in welche ihn die Noth seiner Berliner Anfänge hineingedrängt hatte, mehr und mehr lästig werden mochten. Auch seine journalistisch kritische Thätigkeit, bei der es denn doch sehr häufig auf ein geistiges von der Hand in den Mund leben hinauslief, konnte ihm auf die Dauer nicht zusagen. Er fühlte, daß es ihm in Berlin mit seinem bisher erworbenen Kapital von Wissen und Gelehrsamkeit wie seinem Freunde Mylius gehe: „daß er von dem Erworbenen zehren müsse, ohne etwas hinzu verdienen zu können.“ ²⁾ Er beschloß daher zur Wiederaufnahme ernstler wissenschaftlicher Studien sich nach Wittenberg zu begeben,

1) Werte III. S. 190 u. 267—269.

2) Werte IV. S. 445.

wo eben sein zweiter Bruder die Universität bezogen hatte. Auch ein rein äußerlicher Umstand kam hinzu: das Bedürfnis, seine in der Literatur gewonnene selbstständige Stellung auch äußerlich durch eine akademische Promotion abzuschließen, und statt des *Studiosus medicinae*, wie er noch immer hieß, als wohlbestallter Magister der freien Künste aufzutreten. Ehe er jedoch Berlin verließ, sollte ein Conflict, in welchen er mit dem berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts, mit dem damals in Berlin lebenden Voltaire gerieth, den guten Namen des jungen Literaten in bedenkliche Gefahr und ihn selbst zu einer Bekanntheit bringen, wie sie ihm ein dreißigjähriges Leben und Arbeiten in Berlin nicht gewährt hatte.

Lessings erste Berührung mit Voltaire fällt in die Anfangszeit seines Berliner Aufenthalts. Es war ein sonderbarer Zufall, der den einundzwanzigjährigen Jüngling Lessing mit dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Voltaire in der preussischen Hauptstadt zusammenführte, und dieser Zufall knüpft sich an eine Episode aus Voltaire's Leben, die allerdings auf eine bisher von der französischen Nationalleitelkeit möglichst verschleierte Stelle der Biographie und Charakteristik Voltaire's ein unerfreuliches Schlaglicht wirft. Ich muß dieselbe hier ausführlich erzählen, da sie ihrem genauern Verlaufe nach sehr wenig bekannt ist, während zugleich Lessings spätere Stimmung gegen Voltaire durch sie erst ihre volle Erklärung erhält. ¹⁾

Lessing hatte bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem französischen Sprachlehrer Richier de Loubain, einem gutmüthigen und strebsamen jungen Manne, Bekanntschaft gemacht, dessen Umgang ihm in seinen Studien der französischen Sprache und Literatur ebenso förderlich war, wie jenem durch den Verkehr mit dem jungen deutschen Schriftsteller das Verständniß deutschen Wesens und

1) Die Quellen unserer Darstellung sind Klein's Annalen der Gesetzgebung Bd. 5. S. 215—257, und die Schriften Friedrichs des Großen.

deutscher Schriftwerke zugänglich wurde. Dieser Richter, den Voltaire einige Zeit darauf zu seinem Geheimsecretair angenommen hatte, war es, der eines Tages seinen jungen Freund in dessen Dachstübchen am Nikolaitirchhofe ¹⁾ aufsuchte, um ihm einen Antrag zu machen, der Lessing einen sehnlichen Wunsch erfüllte und ihm die persönliche Bekanntschaft des großen Voltaire verschaffen sollte. Der berühmte Dichter der *Henriade* war nämlich damals (1750) in einen überaus bedenklichen und für seinen Ruf sehr gefährlichen Rechtsstreit verwickelt. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als um ungesetzlichen Bücher, um Gewaltthätigkeiten verschiedener Art und um eine Anklage wegen Fälschung, gerichtet gegen den größten Geist Frankreichs und bereits zum Prozesse bei dem Berliner Kammergerichte vorgeschritten. In diesem Prozesse führte Voltaire zum großen Theil seine Sache selbst mit eigens ausgearbeiteten Eingaben und Streitschriften. Für diese suchte er einen deutschen Uebersetzer, und Richter schlug für dieselbe seinen jungen Freund vor. Lessing, damals ohnehin auf Broderwerb ähnlicher Art angewiesen, ging natürlich auf diesen Vorschlag bereitwillig ein. Es war keine Kleinigkeit für den armen Literaten, der damals, wie alle Welt, verehrend und bewundernd zu einem Voltaire hinauffah, diesem großen Manne persönlich nahen, für ihn arbeiten und aus seinem Dachstübchen eine Zeit lang sich täglich zu Voltaire's Tafel im Königsschlosse, dessen Thurmgemächer derselbe damals bewohnte, begeben, und seiner wenn auch sehr gemessenen Unterhaltung sich erfreuen zu dürfen. Durch seine Uebersetzerarbeit wurde er aber

1) Lessing war damals so arm, daß er anfänglich mit einem älteren Landmannne, dem „kleinen Bauzner“ Neumann, auf einer Stube wohnte. Seine erste eigene Wohnung in Berlin war „eine sehr kleine Stube“ im zweiten Stock eines „sehr kleinen Hauses“ am Nikolaitirchhofe in Berlin (Lessing Werke XIII, S. 16, Anmerk.). Es ist das jetzt mit No. 10 bezeichnete Haus, das seit einigen Jahren umgebaut, in seinem früheren Aussehen nur noch durch eine Zeichnung erhalten ist, welche die Familie von Lessing's Freunde David Friedländer hat in Kupfer stechen lassen. Es ist noch heute nicht durch eine Inschrift bezeichnet!

auch zugleich nach und nach in die Einzelheiten jenes merkwürdigen Rechtsbandels eingeweiht, auf dessen Ausgang damals ganz Berlin mit einer neugierigen Spannung blickte, die freilich dem großen Manne ungleich weniger günstig war, als seinem Gegner. Dieser Gegner war ein jüdischer Bankier in Berlin, Namens Abraham Hirsch, und die Sache, um die es sich handelte, war folgende.

König Friedrich II. hatte in dem Friedensschlusse von Dresden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beendigte, durch einen besondern Artikel für die Interessen derjenigen seiner Unterthanen zu sorgen gesucht, welche sächsisches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, in Besitz haben möchten. Jener Artikel bestimmte nämlich, daß solche Scheine von Sachsen zum vollen Nennwerthe eingelöst werden sollten. Da nun in Sachsen selbst der Cours dieser Papiere beträchtlich gesunken war, so konnte es nicht fehlen, daß sich die Speculation dieser Sache bemächtigte, und Friedrich der Große sah sich genöthigt, drei Jahre später ein ausdrückliches Verbot gegen die Annahme von Steuerscheinen in Preußen zu erlassen. Aber der große König sollte durch seinen eigenen Freund und Liebling die Erfahrung machen, daß sich dergleichen Dinge des Geldverkehrs nicht auf dem Wege von Regierungsmaßregeln ordnen lassen. Der Dichter der Henriade war nämlich kaum nach Berlin gekommen, als sein speculativer Geist auch schon den großen Vortheil herausfand, welchen er, unterstützt durch seine Stellung als persönlicher Freund und Günstling des Königs, ¹⁾ aus einem Geldgeschäfte mit solchem sächsischen Papiergelde ziehen konnte, daß man nur in Sachsen aufzukaufen und heimlich nach Preußen einzuführen brauchte, um es schließlich durch Wiederverkauf an die sächsischen Behörden mit einem Gewinne von einigen dreißig Prozent zu verwerthen. Voltaire war habfüchtig. Von Jugend auf war sein Bestreben, wie Goethe sich

1) Wie alle Welt in Berlin sich damals vor Voltaire beugte, erzählt Formey in den *Souvenirs d'un citoyen* I. p. 235 ff.

in seiner milden Weise ausdrückt, auf Erwerb im Großen, auf nahes Verhältniß zu den Herren der Erde und auf Benutzung desselben zu seinen Zwecken gestellt gewesen, weil er selbst zu den Herren der Erde gehören wollte. Allein, wenn er auch das Geld nur als Mittel zur Freiheit liebte, — „nicht leicht“, sagt Goethe, „hat Jemand sich so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein“ — so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er zur Erlangung des Mittels, das ihm sein fürstengleiches späteres Leben in Ferney bereiten sollte, auch Wege zu gehen nicht scheute, die seinen Ruhm und seinen Charakter besleckten.

Was er in Berlin that, war solcher Art. Er trat mit einem jüdischen Bankier Abraham Hirsch in Verbindung und bewog denselben, nach Dresden zu reisen, um daselbst auf seine Rechnung für eine große Summe sächsische Steuerscheine anzukaufen. Er wußte dem Hebräer, dem vor Entdeckung und Strafe bange war, die Sache so vorzustellen, als ob er der stillschweigenden Einwilligung seines Gönners, des Königs, sicher sei, was ihm um so leichter wurde, als er damals in der That sich in Berlin einen großen Einfluß anmaßte und als erklärter Günstling des Königs Prinzen und Gesandte auswärtiger Mächte in eigenen Audienzen empfing und mit einem demüthigenden Stolze behandelte. Abraham Hirsch verstand sich also endlich dazu, das Geschäft zu übernehmen. Er empfing von Voltaire theils in Wechsell auf Paris, theils in baarem Gelde die zum Ankaufe der sächsischen Papiere nöthigen beträchtlichen Summen, für die er seinerseits wieder dem Dichter der Henriade durch Hinterlegung werthvoller Diamanten Sicherheit leistete. Kaum aber war er nach Dresden abgereist, als sein Glaubensgenosse und Geschäftsrival, der bekannte spätere Münzpächter Ephraim, sich bei Voltaire melden ließ, ihm den Abraham Hirsch zu verdächtigen und sich selbst als einen vortheilhafteren Vermittler für jenes Geschäft darzustellen wußte, indem er sich erbot, ihm Steuerscheine zum doppelten Betrage der Summe aus Sachsen zu verschaffen, wofür er

nichts verlangte, als den Schutz und die Gunst des einflussreichen Günstlings. Voltaire war unvorsichtig genug, dies Anerbieten anzunehmen. Er schrieb nach Paris und ließ dort seine eigenen Wechsel, auf die er den Hirsch angewiesen, protestiren, ohne demselben auch nur davon Nachricht zu geben. Dieser, der dadurch in mannigfache Verlegenheit gerieth, kam unverrichteter Sache nach Berlin zurück und machte Herrn von Voltaire in aller Unterthänigkeit sehr bittere Vorwürfe, verlangte Schadenersatz und drohte mit gerichtlicher Klage. Indessen kam es doch zu einer gütlichen Vereinigung, in Folge deren Voltaire sogar versprach, seinen hintergangenen Geschäftsfreund für die gehaltenen Verluste durch einen Anlauf von Diamanten, die er zum Theil bereits in Händen hatte, zu entschädigen. Allein auch hier ward Ephraim der böse Dämon beider. Er wußte Voltaire glauben zu machen, daß er von Hirsch mit den Diamanten übervortheil sei, obgleich Voltaire dieselben nach der Lage des Hofjuweliers Reclam angenommen hatte, während die Juweliere, durch welche Ephraim die Diamanten nachträglich abschätzen ließ, Leute waren, welche von diesem reichen Hebräer völlig abhingen. Voltaire verfuhr jetzt völlig gewaltthätig. Er ließ den Hirsch auf das Zimmer eines ihm befreundeten hohen Militärs kommen, mißhandelte ihn thätlich, behielt andere Pretiosen, die er sich von ihm zur Ansicht hatte bringen lassen, als Entschädigung wegen jener angeblichen Uebervortheilung eigenmächtig zurück, und erwirkte gegen den armen Juden, als dieser mit einer Klage drohte, sogar durch seinen Einfluß einen Verhaftsbefehl, der den Vater des Verhafteten so erschreckte, daß ein Schlagfluß dessen Tod herbeiführte: kurz Voltaire benahm sich in Berlin ganz nach der Manier, in welcher damals bei ihm zu Hause übermüthige Seigneurs mit Niedriggeborenen umzuspringen pflegten. Zugleich war er Taktiker genug, sich auch öffentlich den Vortheil des Angreifers zu sichern. Er reichte eine Klage ein, in welcher er das ganze Sachverhältniß auf den Kopf stellte. Er leugnete das ganze Geschäft, soweit es die Steuerscheine betraf, ab, und beging zu dem

Ende sogar eine Fälschung an einer Handschrift. Ja, er erbot sich sogar, in einer Eingabe an das Gericht, zu beschwören, daß diese Fälschung keine solche sei! Das Gericht, welches von dem Gegentheile überzeugt war, ließ ihn nun zwar nicht zur Ableistung des Eides zu und bewahrte ihn dadurch vor dem körperlich vollzogenen Meineide, ja, es verurtheilte sogar den Gegner Voltaire's um eines formalen Vergehens wegen zu einer kleinen Geldstrafe; allein damit war die Sache noch keineswegs zu Ende. Denn der so aufs Aeußerste gebrachte Jude trat jetzt mit der Behauptung vor: Herr von Voltaire habe sich sogar eine betrügerische Austauschung der ihm übergebenen Juwelen zu Schulden kommen lassen, und erbot sich dafür den Beweis zu liefern. Dies letztere ward ihm vom Gericht bewilligt. Aber der Dichter der Henriade hielt es für räthlich, diesen Beweis nicht abzuwarten und beeilte sich, dem Juden einen Vergleich anzubieten, durch welchen der Letztere noch einen ansehnlichen Vortheil erhielt, während Voltaire einen Verlust von tausend Thalern erlitt. Der Jude nahm den Vergleich an, da es ihm nicht um Rache, sondern um sein Geld zu thun war.

So kam Voltaire aus diesem sehr schmutzigen Handel noch mit einem blauen Auge davon. Aber die Achtung des großen Königs vor dem sittlichen Charakter des Mannes, den er als den geistreichsten Schriftsteller seines Jahrhunderts bewunderte, war für immer verscherzt. Voltaire hatte Anfangs auf die königliche Gunst getrotzt; aber er mußte nur zu bald erfahren, daß der große König in Sachen der Gerechtigkeit keinen Spas verstand. Sobald dieser von dem Handel Kenntniß erhielt, befahl er, denselben „mit unparteiischer Strenge zu untersuchen.“ Den verhafteten Juden ließ er sofort auf freien Fuß stellen. An Voltaire schrieb er: „Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen bekannt, und man hat darüber große Klage bei mir geführt.“ Er verbat sich sogar den Besuch des Dichters, der ihm nach Potsdam folgen wollte, mit den Worten: „Wenn Ihr Euch dem Ausbruche Eurer Leidenschaften überlaßt, und mit

aller Welt Streit anfangt, so werdet Ihr mir gar kein Vergnügen machen hierher zu kommen, und Ihr könnt eben so gut in Berlin zurückbleiben.“ Als endlich Voltaire ihm meldete, daß er seinen Prozeß gewonnen habe, gratulirte ihm derselbe dazu (28. Febr. 1751) in einer so sarkastischen Weise, daß sie über des großen Königs Ansicht von der Sache keinen Zweifel läßt: „Weil Ihr den Prozeß gewonnen habt, so wünsche ich Euch Glück dazu. Es ist mir sehr lieb, daß diese häßliche Geschichte einmal zu Ende ist. Ich hoffe, daß Ihr keine Händel weiter haben werdet, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testamente, denn dadurch wird immer Eure Ehre verletzt, und mit allen Euren Talenten, die Ihr als der schönste Geist Frankreichs aufzuweisen habt, bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit deren Aufführung Ihr Euren Ruhm schändet.“ Aber noch deutlicher spricht gegen Voltaire die satirische Komödie, „der prozessirte Tantalus“ (*Tantale en procès*), in welcher Friedrich der Große damals den habfüchtigen Dichter verspottete. Eine überaus humoristische Darstellung des ganzen Handels, welche derselben vorangeschickt ist, bestätigt zugleich die aktenmäßige Darstellung desselben in allen Punkten.

Und Lessing? Man kann sich denken, was dieser reinlichste der Menschen, dessen ganzes Leben seine peinliche Ehrenhaftigkeit und uneigennützigte Großmuth zumal in Geldsachen bewährt hat, empfinden mußte, als er durch das ihm übertragene Uebersetzergeschäft den Einblick in diesen schmutzigen Handel erhielt, in welchem sein durchdringender Scharfzinn nur zu bald das Wahre herausfand. Aber so adlig war dieser herrliche Mensch, daß er in keinem seiner Briefe — selbst nicht, als Voltaires Kleinlichkeit, wie wir bald sehen werden, ihm und seinem Freunde Michier durch einen gemeinen Verdacht eine sehr empfindliche Kränkung bereitete — jemals seine gewonnene Kenntniß von Voltaires bewiesener Schwäche wider denselben benutzte. Sein feines Gefühl hielt sich gebunden, weil er durch Voltaire selbst, wenn auch gegen dessen Absicht, solche Kunde erlangt hatte.

Sogar die Epigramme, die er auf den Prozeß gemacht und im Freundeskreise mündlich mitgetheilt hatte, gab er zum Theil erst später und ohne Namenbezeichnung heraus. Sie bezeugen deutlich, wie er über Voltaire's Stellung in jenem Handel dachte. Die Habsucht desselben kennzeichnete er durch das überaus witzige Epigramm „Der geizige Dichter“:

Ihr fragt, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir? der Dichter? Er, den Welt und Nachwelt liebt? —
Weil nach des Schicksals argem Schluß
Ein jeder Dichter — darben muß.“

Nach Lessings Tode fand sich unter seinen Papieren ein Blatt, auf welchem es bei Gelegenheit einer Fabel des lateinischen Fabeldichters Phrädus hieß: „Die eigentliche Moral ist diese, daß es eine sehr thörichte Sache ist, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt sind. So hätte man z. B. bei dem Prozesse, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten sehr wohl zu dem Juden sagen können:

*Tu non videris perdidisse quod petis!*¹⁾

und zu Voltaire:

*Te credo suripuisse, quod pulchre negas!*²⁾

Aber noch vernichtender ist Lessings Urtheil ausgesprochen, in dem ebenfalls erst später veröffentlichten Epigramme (Werke I. S. 32 u. 33), an dessen Schluß der Grund, weshalb es dem „schlauesten Hebräer von Berlin“ nicht gelungen sei, „von Frankreich's Witzigen den Witzigsten zu schnellen“, mit den Worten gegeben wird:

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr B** war ein größerer Schelm als er.

1) „Du forderst, scheint es, was Du nicht verloren hast!“

2) „Du, glaub ich, hast gestohlen, was Du listig leugnest.“

Und mit eben diesem Manne sollte nun der junge deutsche Schriftsteller in eine Verwickelung gerathen, die durch Voltaire's Leidenschaftlichkeit und kleinlichen Verdacht Lessings eigenen sittlichen Charakter einen schweren Mafel anzuhängen drohte.

Voltaire hatte nach Beilegung seines Processes Berlin im Frühlinge des Jahres 1751 verlassen und sich mit seinem Secretair Michier nach Potsdam begeben, wo er sein *Siècle de Louis XIV.* vollendete. Als sie im December nach Berlin zurückkamen, bewog Lessing seinen Freund Michier, ihm den ersten Theil des noch nicht ausgegebenen Werkes auf einige Tage unter dem Siegel des Geheimnisses zur Lectüre anzuvertrauen. Ein unglücklicher Zufall, den Lessings Gutmüthigkeit und die Indiscretion eines seiner Freunde herbeiführte, war Schuld, daß Voltaire die Sache erfuhr. Der Philosoph, außer sich darüber, daß irgend Jemand sein neues Werk gesehen, ehe dasselbe noch in die Hände der Mitglieder des königlichen Hauses übergeben worden war, und dem ärgsten Verdachte Raum gebend, ließ sogleich seinen Secretair rufen. Dieser gestand den Hergang der Sache und seinen begangenen Fehler, den er mit seiner Freundschaft für Lessing zu entschuldigen versuchte, und eilte zu diesem, um ihm das geliehene Exemplar abzufordern. Unglücklicherweise hatte aber Lessing, der von alledem nichts ahnte, schon Berlin verlassen und, was noch übler war, im Drange der Abreise das entliehene Buch mitgenommen. Jetzt brach Voltaire's Born los. Er überhäufte Michier mit den niedrigsten Schmähungen, beschuldigte ihn, das Werk entwendet zu haben, um es durch Lessing übersetzen oder gar nachdrucken zu lassen, zwang ihn, auf der Stelle einen beleidigenden Brief, dessen Worte er ihm dictirte, an seinen Freund zu schreiben, in welchem er demselben das mitgenommene Buch abforderte, und jagte dann den unglücklichen jungen Mann mit Schimpf und Schande aus seinem Dienste. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden, wohl aber Lessings Antwort an Michier, mit welcher er die Zurücksendung der entliehenen Bogen begleitete. Sie

war französisch geschrieben, weil Lessing, der den Zusammenhang sogleich ahnte, die Absicht hatte, daß auch Voltaire sie lesen sollte. Dies geschah in der That, und Voltaire fand nicht einmal für gut, den Brief, der in seine Hände gelangt war, seinem verabschiedeten Secretair mitzutheilen, welcher erst zweiunddreißig Jahre später, nach Lessings Tode, durch dessen Bruder Karl, der den Entwurf des Briefes unter den Papieren des Verstorbenen fand, von demselben Kunde erhielt. Es ist zu charakteristisch für beide Theile als daß ich ihn nicht mittheilen sollte:

Vous me croyez donc capable, Monsieur, d'un tour des plus traitres? et je Vous parais assez méprisable, pour me traher comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raison, que parceque la force n'est pas de mise.

Voilà l'exemplaire, dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé sans Votre lettre, qui est la plus singulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que je m'étais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant déjà sous presse. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupations littéraires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce soit. Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se faudroit donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire. — — C'est un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je Vous prie; il n'est pas de moi. — Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuses, et les voilà. J'ai pris sans Votre permission avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abusé de Votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais est-ce ma faute, si contre ma curiosité ma bonne foi n'est pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi.

Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parceque ils nous ennuyent partout? Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnaître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierai si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnaissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en suis au désespoir; dites lui donc que nous sommes amis, et que ce n'est qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un philosophe. Je suis etc.

Da aber diese eben so geistreiche als bündige Antwort Lessings nicht gleich am ersten Posttage eintraf, so ließ sich der leidenschaftliche Dichter der Henriade dazu herbei, selbst an Lessing einen zweiten eigenhändigen Brief zu schreiben, der ihm noch weniger Ehre als der erste macht. Denn obschon er von Richters Unschuld überzeugt und gewiß sein mußte, daß sein Buch nicht entwendet und daß es ebenso wenig Lessings Absicht war, dasselbe zu übersetzen, so stellte er sich doch, als glaube er das Erstere und besorge das Letztere, um den Großmüthigen, Freisinnigen und Duldsamen zu spielen, und während er dem jungen deutschen Literaten mit ausgesuchter Höflichkeit und Achtung begegnet, vergiftet er doch nicht, ihn mit seinem Kammerherrnschlüssel und mit der Hand der Gerechtigkeit zu bedrohen. Dieser Brief, der selbst in der Adresse die kleinliche Angst des französischen Philosophen charakterisirt, ¹⁾ lautete wie folgt:

1) Sie lautet:

à Monsieur

Monsieur Lessing, Candidat en Médecine à Vittenberg.
 et s'il n'est pas à Vittenberg, renvoyez à Leipzig pour être remis à son père,
 ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipzig, qui saura sa demeure.

On Vous a déjà écrit, Monsieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a dérobé, et qu'on a remis entre Vos mains. Je sais, qu'il ne pouvoit être confié à un homme moins capable d'en abuser, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait insérer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort considérable de le traduire dans létat, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de souffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruinerez Mr. de Francheville, qui est un très honête homme, et qui est l'éditeur de cet ouvrage. Vous sentez, qu'il seroit obligé de porter ses plaintes au public et aux magistrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je serais très affligé, si la moindre négligence de Votre part dans cette affaire mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle nécessité, de rendre ses plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monsieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a déjà redemandé en mon nom. C'est un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'essuie. Je serois très satisfait, que non seulement Vous traduisiez le livre en Allemand, mais que Vous le fassiez paroître en Italien, ainsi que Vous l'avez dit au précepteur des enfans de Mr. de Schulenburg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renseignements nécessaires, et je récompenserai avec plaisir la bonne foi, avec laquelle Vous m'aurez rendu ce que je Vous redemande. On sait malheureusement dans Berlin, que c'est mon secrétaire Richier, qui a fait ce vol. (!) Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; et je lui pardonnerai même, en faveur de la restitution, que j'attends de Vous. Ayez la bonté de me faire

tenir le paquet par les chariots de poste, et comptez sur ma reconnaissance, étant entièrement à Vous

Voltaire

Chambellan du Roi.

Dieser Brief, in welchem Lessing seinen unschuldigen Freund als einen gemeinen Dieb, und sich selbst, trotz aller eingestreuten Schmeicheleien doch zwischen den Seilen als dessen Betrugsgenossen behandelt sah, empörte ihn dergestalt, daß er jetzt alle Rücksichten von sich warf, und dem gepriesenen Vertheidiger der Unschuld in den stärksten Ausdrücken sein unwürdiges Betragen in einem lateinisch geschriebenen, für uns leider verloren gegangenen Briefe vorhielt, von dem er selbst später gegen Richier äußerte: „Voltaire werde diesen Brief schwerlich an das Fenster gesteckt haben“.

Seinen Charakter von Lessings peinlicher Ehrenhaftigkeit mußte dieser ganze Vorfall, wenn er denselben auch durch eine kleine Fahrlässigkeit selbst herbeigeführt hatte, äußerst widerwärtig berühren. Sein Ruf war durch denselben angetastet worden, da man die Sache im Publikum sehr verschieden erzählte, ja sogar verbreitete, er habe Berlin aus Furcht vor Voltaire's Unwillen verlassen. Sein Freund Mylius schrieb ihm nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Hiersein waren“. Selbst Friedrich der Große scheint von dem Vorfalle zu Lessings Ungunsten Kenntniß erhalten zu haben, und wir werden späterhin sehen, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, die Bemühungen Lessings, in Berlin festen Fuß zu gewinnen, fehl schlagen zu lassen. Aber auch für Lessings späteres Verhalten gegen Voltaire ist es nicht ohne Bedeutung, daß der große Gegner Voltaire's, der dem hochmüthigen Franzosen den gemachten Lorbeerfranz des tragischen Heldenthums so unbarmherzig vor den Augen der erstaunten Welt zerpfücken sollte, seine erste und letzte persönliche Begegnung mit dem gefeierten Dichter in solcher Weise gehabt, und durch sie den „eignen Stel“

vor dem sittlichen Charakter des großen Schriftstellers gefaßt hat, vor dessen Geiste damals ein ganzes Jahrhundert, einen Friedrich den Großen an der Spitze, huldigend das Knie beugte. Jugendeindrücke wie die, welche Lessing bei dieser Gelegenheit empfangen hatte, vergessen sich nicht so leicht; und die fast grausam übermüthige Behandlung, in welcher Lessings zermalmender Wiß zwölf Jahre später mit dem Abgott des achtzehnten Jahrhunderts sein Spiel trieb — dieser Lessing'sche Wiß, der nach Heine's Ausdruck „mit der Maus spielt, che er sie würgt“ — sie wurde keineswegs allein, wie Gerwinus meint, durch Voltaire's poetischen und kritischen Dünkel hervorgerufen. Vielmehr wurzelte die Abneigung, welche der Kritik Lessings jene Schärfe des Hohnes gegen den Schriftsteller beimißte, in seinem früh gefaßten Widerwillen gegen den niedrigen Charakter des Menschen, von welchem er selbst sich zu überzeugen, und unter dessen Folgen er selbst in seiner Jugend bitter zu leiden gehabt hatte.

Für Lessings Freund Michier schlug übrigens das durch Voltaire über ihn gebrachte Unglück zum Glück aus. Prinz Heinrich von Preußen nahm ihn in seine Dienste, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath seinen Jugendfreund Lessing mehrere Jahre überlebte. Wir finden ihn noch 1768 in engem, persönlichem Verkehr mit dessen intimsten Berliner Freunden, Nicolai und Mendelssohn. Er war ein lebenswürdiger Mensch und so sehr Franzose, daß er trotz der üblen Behandlung, die er von Voltaire erfahren, doch mit seines Freundes Lessing späteren Angriffen auf denselben in der hamburgischen Dramaturgie sehr übel zufrieden war, ¹⁾ wie er denn auch von dem großen Schriftsteller seiner Nation stets mit Anhänglichkeit und Achtung zu sprechen, ja selbst das von demselben erlittene Unrecht mit Voltaire's Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen pflegte. Diesen selbst aber erreichte die Nemesis sehr bald darauf,

1) XIII. 139.

als ihn in Frankfurt aus ähnlichem Grunde ein Schicksal traf, das er ohne allen Zweifel dem unschuldigen Lessing in noch härterem Maasse bereitet haben würde, wenn seiner Leidenschaft und seinem Argwohne die Gewaltmittel eines Friedrich des Großen zur Verfügung gestanden hätten. ¹⁾

Fünftes Kapitel.

Lessing in Wittenberg.

(Dezbr. 1751 bis Novbr. 1752.)

Lessing hatte sich bisher in Leipzig ausschließlich auf dem Gebiete der dichterischen, in Berlin auf dem Felde der ästhetisch kritischen Produktion bewegt. Dort hatte der Dramatiker, hier der geschmackvolle Prosaiter seine Schule gemacht und in beiden Gebieten, trotz seiner Jugend, bereits alle seine deutschen Zeitgenossen übertroffen. In Wittenberg, wohin ihn das Bedürfnis ernstester Studien rief, sehen wir den Dreiundzwanzigjährigen „in das innerste Heiligthum bücherwürmerischer Gelehrsamkeit“ eindringen und auf diesem Gebiete einen deutschen Gelehrten besiegen, der auf demselben damals als der erste gelten konnte.

In Wittenberg fand Lessing seinen zweiten Bruder, der dort Theologie studirte, sowie einen ehemaligen Meißener Schulgenossen F. J. Schwarz, einen jungen gelehrten Theologen, der später Professor der Theologie in Leipzig, damals eine Stellung an der Wittenberger Universitätsbibliothek bekleidete. Der erstere theilte seine Studentenwohnung mit dem Bruder, der sich noch immer in den dürftigsten Umständen befand; der andere erleichterte dem Freunde

¹⁾ Man lese Børnhaagens meisterhafte Darstellung dieser Episode in dem Berliner Geneal. Kalender von 1837. (Wieder abgedruckt in Børnhaagens Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften Theil VIII. S. 172—284.)

die Benutzung der Bibliothek, die Lessing mit einem solchen Eifer studirte, daß er sich wohl später zu rühmen pflegte: es sei auf derselben kein einziges Buch, das er nicht in Händen gehabt habe. Nach der aufreibenden Arbeit des schriftstellerischen Producirens für den Tagesbedarf genoß er hier mit um so größerem Behagen die kurze Muse eines Jahres ruhiger Studien, deren Ertrag sein in Berlin stark verausgabtes Wissenskapital neu ergänzen und verstärken sollte.

Was aber die Gegenstände dieser Studien selbst betraf, die sich zwischen Gelehrtengeschichte und klassischer Philologie theilten, so begegnen wir hier wieder jener charakteristischen Eigenthümlichkeit Lessings, zufolge deren er, dessen Sinn stets vorzugsweise auf das Leben im Ganzen gestellt war, immer auch seine Studien gern an den Ort und die Umgebungen anknüpfte, wo und unter welchen er grade lebte. So rief der Aufenthalt auf einer fast ausschließlich theologischen Universität, welche zugleich die Wiege der Reformation gewesen war, in ihm, dem Sohne eines gelehrten Theologen, dem Nachkommen eines Theilnehmers an den Reformationsbewegungen des sechszehnten Jahrhunderts, gleichsam von selbst das früh gewonnene Interesse an der Geschichte der Reformation und der Reformatoren wieder wach. Dies Interesse verband sich zugleich mit seiner Neigung für die Gelehrtengeschichte, welche ihm das Studium Bayle's eingeflößt hatte. Er unterwarf das Gelehrtenlexicon von Jöcher, der damals in diesem Fache den ersten Rang in Deutschland einnahm, einer Kritik, die er zu einem selbstständigen Buche auszuwehnen beabsichtigte; gab aber, obschon von demselben bereits einige Bogen gedruckt waren, seine Arbeit auf, als jener ihn bat, ihm lieber seine gesammelten Materialien zur Berichtigung und Verbollständigung seines eigenen Werkes zu überlassen. Die Achtung, mit welcher der gelehrte Professor und Doctor der Theologie dabei den jungen Literaten, der ihn doch sehr scharf angegriffen hatte, behandelte, beweist uns, welchen Respekt Lessing schon damals als Gelehrter den ersten Männern der Kunst einflößte.

Die Früchte seiner Studien der Reformationsgeschichte liegen uns vor in jenen Abhandlungen, die er „*Rettungen*“ betitelte. Danzel, der überhaupt die geistige Verwandtschaft Lessings mit Bayle in schlagenden Analogien nachgewiesen hat, findet mit Recht auch in diesem Titel den Grundgedanken der Bayle'schen Tendenz ausgesprochen. Diese Tendenz ist das Streben, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit überall an die Fehler, Mißverständnisse und Ungerechtigkeiten Anderer verbessernd, berichtigend und vertheidigend anzuknüpfen. Es liegt zugleich in diesen „*Rettungen*“ ein tiefer Zug edler Humanität und Gerechtigkeitsliebe, der uns die Lektüre noch heute interessant macht, obschon uns die vertheidigten Männer, wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, wenig mehr angehen. Die großen Grundwahrheiten der Toleranz und Humanität, der Freiheit und Gerechtigkeit, und die warme Liebe, mit der der Vertheidiger das Andenken jener heute vergessenen Männer gegen ungerechte Anklage in Schutz nimmt, — sie sind es, die noch heute zu unserm Herzen sprechen. Wer außer den Fachgelehrten kennt noch die Schriften des berühmten Mailänder Naturforschers und Mathematikers Hieronymus Cardanus, den Lessing in einer dieser „*Rettungen*“ gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigt? Aber wen interessirt es nicht zu sehen, wie Lessing diesem außerordentlichen Manne, von dessen mit Rousseau'scher Nacktheit geschriebener Selbstbiographie er bewundernd ausruft: er wünschte, jeder große Mann möchte ein solches Werk mit derselben Aufrichtigkeit schreiben, — die erste Anregung zu der Idee seines Nathan und das Grundmotiv seiner „*Erziehung des Menschengeschlechts*“ verdankt? Denn das Wesentliche der gegen Cardanus erhobenen Anklage lief darauf hinaus, daß dieser freisinnige Denker sich die Andeutung erlaubt hatte, daß neben der christlichen die anderen Religionen keineswegs absolut verwerflich seien. Freilich, die Kühnheit, mit welcher fünf- undzwanzig Jahre später der Dichter des Nathan die Sache des Cardanus ganz zu der seinigen machte, fehlt noch dem zweiund-

zwanzigjährigen Jünglinge, der überdies durch Rücksichten kindlicher Pietät in der öffentlichen Äußerung seiner freien Ansichten beschränkt war. Auch die „Rettung des Lemnius“ lieft sich noch heute fast mit dem Interesse einer Novelle, obschon ohne Lessing kein Mensch mehr etwas von diesem Wittenberger Poeten und seiner ungerechten Verfolgung durch den großen Reformator wissen würde. Aber noch höher steht das Interesse, aus welchem Lessing sie schrieb: das Interesse jenes Gerechtigkeitsgefühls, das kein Bedenken trägt, einen übel Behandelten selbst gegen die größten Autoritäten in Schutz zu nehmen, das Flucht vor ungerechten Richtern für eine Pflicht der Selbsterhaltung erklärt, und an dem Beispiele eines der größten Männer, an Luthers Beispiele nachweist: „wie tief Leidenschaft und Rachsucht auch den redlichsten heiligsten Mann erniedrigen.“ Verehrung vor der Größe und Thatkraft Luthers, aber Bekämpfung des starren Lutherthums, seiner Intoleranz und päpstlichen Tyrannegelüste, das ist der Kern dieser Schrift. Denn jede Religion und Sekte, die von der Duldung nichts wissen wollte, war ihm ein Papstthum, und dies lutherische Papstthum der Unduldsamkeit fand er in dem Wittenberg seiner Zeit noch sehr stark vertreten. 1) Ein Wittenberger Professor hatte dem Papst Benedikt XIV. seine Schriften zugesendet, und dafür von dem Kardinal Staatssekretär Valenti ein schmeichelhaftes Dankschreiben erhalten. Grund genug für die Wittenberger Seloten, darüber Beter zu schreien und in der Schloßkirche zu predigen: „Luthers Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevler, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Mure, zu schreiben“; 2) und Grund genug für Lessing, diese lutherischen Seloten durch das Epigramm zu verspotten.

1) Werke III. S. 277.

2) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 312—13.

„Er hat den Papst gelobt, und Wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt! Wenn's noch der Teufel wäre,
So lieben Wir es gelten!

Lessings Stellung zu Luther in dieser Zeit ist so bezeichnend für ihn, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Nichts liege ihm ferner, sagt er in seinen unmittelbar nach jenen „Rettungen“ geschriebenen Briefen (1753), als einen der größten Männer, die jemals die Welt gesehen, verkleinern zu wollen. „Luther“, fährt er fort, „steht bei mir in solcher Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten; sie sind sogar für mich lehrreicher, als alle diese zusammengenommen.“ Denn grade seine Fehler seien es, wegen deren auch diejenigen Theologen ihn loben, deren ganzem bösen Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkte, „daß sie im Grund ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind, sondern ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder so groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben habe, da dieser doch so manche Jahrhunderte lang jenes Sklave gewesen.“ Diese Worte mag Goethe vor Augen gehabt haben, als er ihren Sinn in die Klagerime faßte, in denen ein Lutherischer Geistlicher spricht:

„Heiliger lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe Dir Gott!“

Und nicht nur das Lutherthum, auch das Christenthum selbst will er der freien vergleichenden Prüfung unterworfen wissen. „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene

Prüfung. Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen.¹⁾ Bei aller Anhänglichkeit an den Glauben seiner Jugend sind doch die Grundzüge von Lessings späterer freier Denkweise schon in dieser Periode deutlich zu erkennen, und die Sonderung von Religion und Philosophie als zweier getrennter Gebiete, die er später in produktiver Weise vollzog, tritt schon hier auf dieser Stufe bei ihm hervor.

Neben diesen Studien und Arbeiten nahm Lessing eifriger, als es in Berlin hatte geschehen können, auch die Alten, namentlich die römischen Dichter wieder vor. Das Studium des römischen Epigrammendichters Martial regte ihn zu eigener Produktion in dieser Gattung der Poesie an, und so entstand hier der größte Theil seiner Epigramme, die keineswegs alle bloß nachahmende Umbildungen älterer Originale sind, sondern deren viele auch durch das ihn umgebende Leben selbst hervorgerufen wurden. Eins dergleichen haben wir so eben kennen gelernt, und es wird uns erzählt, daß sich damals Alles ihm in ein Sinngedicht verwandelte, ja daß er gelegentlich auch sich selbst nicht verschonte. Daß er von persönlichen Auslegungen, auch da wo sie nicht begründet waren, zu leiden gehabt,²⁾ können wir ihm glauben (Werke III. S. 278—79), weil es in der Natur der Sache liegt. Servinus denkt sehr mit Unrecht überaus gering von Lessings Leistungen auf diesem Felde. Danzel ist gerechter. Er nennt Lessing den ersten, der bei uns das Epigramm im Sinne des Bizarres und der scharfen komischen Pointe behandelte. Und so gering Lessing selbst seine Epigramme ansah — er that das im Grunde

1) Werke IV. S. 53.

2) Werke III. S. 278—279.

mit allen seinen Arbeiten, sobald sie abgeschlossen waren — so ist es doch sehr unrichtig, neben den einzelnen Geschmacklosigkeiten in den Wigen seiner *Thrag* und *Stag*, wie *Servinus* thut, die vortrefflichen Pointen so vieler andern Epigramme zu übersehen. Ich will nicht von den zahlreichen Epigrammen auf die Frauen reden, in denen das damals allerdings sehr vernachlässigte Geschlecht mit seiner Koketterie und Sinnlichkeit, seiner Eitelkeit und Schlumperei meist sehr schlecht wegkommt, und die Ehe fast durchaus nur in dem Lichte eines komischen Unglücks erscheint. Aber der Vorwurf, daß diese Behandlung des Geschlechts von Seiten eines noch so jungen Mannes nur auf konventionelles Vorurtheil und angenommene Manier hinaus laufe, ist doch nichts weniger als richtig; denn *Lessing* ließ diese Epigramme stehen, ja er vermehrte sie sogar, als er sie volle achtzehn Jahre später neu herausgab; und wenn er lange Zeit bei seinen nächsten Bekannten für einen Weiberfeind oder Weiberverächter galt ¹⁾, so hatte das seine guten Gründe in der damaligen fast durchgehenden Bildungslosigkeit des Geschlechts, von dem er noch 1770 an seine *Eva König* schrieb: „Viele Weiber sind gut, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein.“ Freilich sind die Epigramme fast durchgehend satirisch-witziger Art, und wir haben in der Episode von *Lessings* Zusammenstoß mit *Voltaire* gesehen, wie vernichtend er das Epigramm dieser Art zu handhaben wußte; doch fehlt es auch nicht ganz an solchen, wo ein schöner tiefempfundener Gedanke ohne alle satirische Beimischung den Ausgangs- und Endpunkt bildet. Ich erinnere hier nur an das wundervolle Epigramm:

Die Wohlthaten.

„Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schützte,
Sind beides, Büt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein. Wie leicht verquilt ein Spalt.“

1) Werke XIII. S. 131.

Sie behalten uns vor, später zu zeigen, wie Lessing die Beschäftigung mit dieser Dichtungsform durch jene berühmte Abhandlung über das Epigramm zum Abschlusse brachte, welche Herder selbst ein Epigramm nannte.

Nächst Martial beschäftigte ihn in Wittenberg das Studium des Horaz. Die „Rettungen des Horaz“ an Tendenz und Geist den früher besprochenen Rettungen ähnlich, an Geist und Tragweite der Gedanken aber denselben bedeutend überlegen, gaben seiner liebevollen Bewunderung und seinem eindringenden Verständnisse für diesen „philosophischen Dichter“ Ausdruck, der, wie er es bezeichnet, Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band zu bringen und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzündenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.¹⁾ Die Rechtfertigung des Horaz gegen die Beschuldigungen ekelhafter Wollust, unmännlicher Feigheit und leichtsinniger Irreligiosität giebt ihm Veranlassung, sich über die Natur des dichterischen Schaffens überhaupt auszusprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: daß der wahre Dichter immer wesentlich mit Freiheit über dem von ihm Geschaffenen stehe, und daß grade bei Horaz diese freie Erhebung über den Ernst des Lebens nichts weniger als ein Mangel an Ernst, daß sie vielmehr nur ein bewußter Zug heiterer Selbstironie sei.

An diese Horazischen Studien aber sollte sich bald darauf ein Vorfall knüpfen, der Lessing zu einem Auftreten veranlaßte, das ihn mit einem Schlage zu dem gefürchtetsten Polemiker seiner Zeit erhob und seinen Namen durch ganz Deutschland genannt machte.

Ein von dem Gleim'schen Kreise weit über Gebühr gepriesener und zum deutschen Horaz gestempelter mittelmäßiger Poet, der Pastor Lange zu Laublingen bei Halle, hatte eine schlechte Ueber-

1) Werke IV. S. 7.

Stahr, Lessing. I.

fegung der Oden des römischen Dichters, den der eitle Mann als seine Domäne betrachtete, herausgegeben. Sie war dem großen Preußenkönig gewidmet und von demselben gnädig aufgenommen, von den Freunden des Uebersetzers aber, selbst von einem Hagedorn, als die erste geschmackvolle Verdeutschung des beliebten römischen Dichters überreich belobt worden. Nur Lessing, der doch früher als Leipziger Student den, für uns jetzt völlig ungenießbaren eigenen Dichtungen Lange's große Theilnahme geschenkt hatte, fand in dieser Uebersetzung, an welcher der Verfasser neun Jahre gearbeitet haben wollte, die stümperhafteste Schülerarbeit, und nahm keinen Anstand, dies Urtheil öffentlich auszusprechen und mit Beweisen zu belegen. Lange versuchte eine Vertheidigung, welche indessen nur die Folge hatte, daß Lessing sich entschloß, ihn noch härter anzufassen. Zu allem Unglück für den armen Pastor wurde Lessing's Stimmung gegen ihn noch durch einen Zwischenfall verschärft. Durch die gutmeinende Taktlosigkeit eines Freundes von Lange, der von dem letzteren die vollständige Niederlage abzuwenden versuchte, war Lessing ohne sein Verschulden bei Lange in den Verdacht gerathen, als habe er die Absicht gehabt, sich seine Kritik von ihm ablaufen zu lassen, und Lange war unvorsichtig genug, diesen Verdacht in einem öffentlichen Blatte als eine Thatsache auszusprechen. Solche An-tastung seines sittlichen Charakters konnte Lessing nicht ohne die schärfste Ahndung lassen. Schon zweimal, in dem Konflikt mit Voltaire und mit Föcher, hatte man seinen Ruf in ähnlicher Weise, wenn auch nicht öffentlich, anzugreifen versucht. Der poetische Laublinger Pastor war der erste, der es öffentlich wagte, ihn als eine Art literarischen Freibeuters darzustellen. Lessing entschloß sich, ein Exempel zu statuiren; und die Strafe war schrecklich. Das „Bademecum für Samuel Gottlob Lange“ verhalf zwar dem Namen des unglücklichen Horaz-Uebersetzers zur Unsterblichkeit, aber es vernichtete ihn als Schriftsteller in der Gegenwart vollständig.

Das Bademecum war die erste selbstständige kritische Schrift

Lessings. Sie war gerichtet gegen einen Mann, den die damalige Zeit zu ihren großen Dichtern, zu den ersten Autoritäten des Geschmacks und der Bildung zählte, und gegen eine Leistung desselben, die bisher Niemand anders als rühmend zu erwähnen gewagt hatte. Der Erfolg war außerordentlich. Ein Mann wie Michaelis schrieb in den Göttinger gelehrten Anzeigen: diese Schrift Lessings, — oder wie er sich ausdrückt, „diese nachdrückliche und doch nicht ungestittete Satyre voll Gelehrsamkeit und nicht ohne Kunst“ — werde bleiben, wenn Lange's Arbeit längst vergessen sein werde. Alle gelehrten Zeitschriften traten auf Lessings Seite. Die unerbittliche Grausamkeit, der vernichtende Hohn und die souveräne Verachtung, mit welchen Lessing in dieser Schrift seinen Gegner behandelt, kommen auf Rechnung seiner gerechten Entrüstung über die Antastung seiner eigenen sittlichen Würde. Ohne diese Aufreizung hätte er vielleicht seinem Gegner die zweite Bücktigung erlassen, ¹⁾ oder sie doch milder geübt. Daß er seinen Brief an den Gegner gleich Anfangs vollkommen nach dem Muster einer Predigt eintheilt, ist ein ganz vortrefflicher Zug humoristischer Ironie, und wenn er am Schlusse seine Polemik mit den Worten recapitulirt: „Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen, kurz daß Sie keine von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden“, so müssen wir hinzufügen, daß Lessing noch mehr gethan hat, indem er mit seiner Kritik zugleich dem ganzen Treiben der Halle'schen Dichterschule, welcher Lange angehörte, und deren ästhetisches Orakel der Halle'sche Professor Meier war, das Urtheil der Oberflächlichkeit und Nichtigkeit sprach. ²⁾ Was übrigens den Titel „Vademecum“ betrifft, so gab ihn Lessing seiner Abhandlung deshalb, weil der

1) Werk III. S. 445.

2) Danzel I. S. 252 ff.

hochmüthige Lange die in kleinem Duodezformat erschienenen Schriften Lessings mit dieser Bezeichnung zu belegen für gut befunden hatte.

Weder das Bademeccum, noch die sonstigen kritischen Arbeiten Lessings aus der bisher betrachteten Periode seines Lebens sind indessen zu jenen großartigen Leistungen produktiver Kritik zu zählen, welchen Lessing später den Namen des „ersten Kritikers von Europa“ verdanken sollte. Im Ganzen steht er hier, wie Dangel richtig bemerkt, noch überwiegend auf dem Boden der negativen Kritik, deren Ziel und Interesse das formell richtige Denken ist. „Er versucht sich hier gleichsam erst in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharffsinns und der schlagenden Dialektik, mit denen er dann später im Dienste der produktiven Kritik selbst siegreiche Genieschlachten liefern sollte.“

Inzwischen ging Lessings Wittenberger Aufenthalt zu Ende. Er hatte bereits am 29. April 1752 durch die Doctorpromotion den Titel eines Studiosen der Medizin, den er noch in Wittenberg führte, gegen den eines Magisters der freien Künste vertauscht. Länger zu verweilen und sich zu einer akademischen Laufbahn vorzubereiten, fehlte es ihm ebensowohl an Lust und Neigung als an Geld. Er hatte zudem fast ein ganzes Jahr lang ohne die geringste Unterbrechung anstrengend gearbeitet, und es war kein Wunder, daß sein lebhaftes Naturell und seine Neigung zu größeren und weiteren Lebensverhältnissen ihn nach Berlin zurückzogen. Er verließ daher gegen Ende des Jahres 1752 das traurige Wittenberg, und kehrte ohne die Abmahnungen seiner Eltern zu beachten in die preussische Hauptstadt zurück.

Drittes Buch.

Die Periode der beginnenden Reise. — Berlin und Leipzig.
1753 — 1758.



Erstes Kapitel.

Nicolai und Mendelssohn.

Die drei nächsten Jahre, welche Lessing in Berlin verlebte, waren für seine Entwidlung von folgenreicher Wichtigkeit. Er gewann im Laufe derselben eine feste Stellung in der literarischen Welt, und knüpfte Verbindungen mit Männern an, die in ihrer Weise für das geistige Leben des protestantischen Nordens von Deutschland eine historische Bedeutung gewannen, und deren Freundschaft ihn auf seinem ganzen Lebensgange begleiten sollte. Auch das Verhältniß zu seiner Familie stellte sich nach und nach ins Gleiche, jemehr sich allmählig dem Vater die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Sohn, dessen Schriften nicht nur auf den Büchertischen vornehmer Damen ihren Platz, sondern auch von Seiten hochgeachteter Univeritätsgelehrten und Theologen, wie Michaelis, rühmende Anerkennung fanden, denn doch wohl nicht mehr als ein mißrathener angesehen werden könne. Dazu kam, daß Lessings Fleiß ihm die Mittel verschaffte, nicht nur sich selbst ohne Belästigung der Eltern anständig zu unterhalten, sondern diesen sogar durch mannigfache Unterstützung der jüngeren Brüder sehr willkommene finanzielle Erleichterungen zu gewähren. Man begriff zwar in der Familie noch immer nicht, wo es mit des Sohnes Lebensplan hinaus sollte, aber man fand sich allmählig in dessen Thun und Treiben, zumal da er es an Aufmerksamkeit aller Art für den Vater nicht fehlen ließ, den er mit

Zeitungen und Journalen, mit Büchern und literarischen Neuigkeiten fleißig versah, und der sehr bald die ersten Bände der gesammelten Schriften seines Sohnes nicht ohne eine gewisse Genugthuung empfing. Die Art und Weise, wie dieser sich durch die Vorrede, mit welcher er die Schriften seines inzwischen auf jener gelehrten Reise zu Grunde gegangenen früheren Lebensgenossen Mylius begleitete, 1) von dem sitten- und grundsatzlosen Literatenthume scharf absonderte, als dessen Repräsentant freilich jener unglückliche junge Mann in vielfacher Beziehung galt und gelten konnte, trug gleichfalls dazu bei, seine Ausöhnung mit dem Vater und seine Stellung dem Publikum gegenüber zu befestigen.

Ein Literatenleben, wie Lessing es seither geführt hatte, und jetzt in Berlin weiter fortführte, ist wie der Krieg, der den Krieg ernähren muß. Lessing ist, mit einziger Ausnahme der Breslauer Jahre, sein ganzes Leben lang nicht aus der Nothwendigkeit herausgekommen, sich die spärliche Muse zu freien Schöpfungen durch Arbeiten zu ermöglichen, bei denen die Rücksicht auf den Erwerb eine Hauptrolle spielte. Auch während dieser drei Jahre seines zweiten Aufenthalts in Berlin mußte ein großer Theil seiner Thätigkeit dem Zweck der Selbsterhaltung gewidmet sein. Dahin gehört die Wiederaufnahme seiner kritischen Feuilletonschriststellerei für die Berliner Zeitung, die wir bereits früher besprochen haben, sowie seine Uebersetzungen von Werken aus der französischen, englischen und spanischen Literatur, bei denen er zum Theil die Sprachen erst erlernte. Dennoch aber waren auch diese Uebersetzungen ohne Vergleich besser als Alles, was damals in Deutschland in solcher Art geliefert wurde, und die Auswahl, welche er traf, war niemals von gewöhnlicher Speculation, sondern immer von einem bestimmten wissenschaftlichen Interesse geleitet. Seine literarische Thätigkeit in dieser Zeit war ungeheuer. Neben jenen Uebersetzungsarbeiten, welche unter andern die Geschichte der

1) Werke IV. S. 442—459.

Araber von Marigny und das Werk des Spaniers Quarte über die Prüfung der geistigen Anlagen zu Lage förderten, erschienen im Laufe dieser drei Jahre auch die ersten sechs Bände seiner gesammelten Schriften und die drei ersten Hefte der „theatralischen Bibliothek“, welche erst im Jahre 1758 mit dem vierten Hefte abgeschlossen wurde. Daneben besorgte er die Herausgabe der Schriften seines Freundes Nyltus, verfaßte zusammen mit Mendelssohn die Schrift: „Pope ein Metaphysiker“, welche eigentlich eine Satire auf die Berliner Akademie war, machte Studien zu einer Fortsetzung von Marigny's Geschichte der Araber nach spanischen Quellen, und arbeitete an einer neuen Uebersetzung des damals berühmten Werks „die bezauberte Welt“ von dem Holländer Balthasar Decker († 1698), dem kühnen Bekämpfer des theologisch und juristisch so gräueltoll gemißbrauchten Glaubens an Hexerei und Zauberkunst, wobei er es zugleich auf eine geschichtliche Darstellung aller durch dies Werk herbeigeführten Streitigkeiten abgesehen hatte. Zu diesem Ende hatte er alle dahin bezüglichen Schriften schon in Wittenberg gesammelt, und knüpfte jetzt mit ausländischen Gelehrten Verbindungen an, die ihn mit Beiträgen unterstützten.¹⁾ Auch hier war es wieder das Interesse der Humanität und Geistesbefreiung, welches ihn hauptsächlich bewegte, und das ihn auch zu dem erneuten Studium des Cardanus und der italienischen Freidenker Giordano Bruno und Thomas Campanella hinzog, aus deren Schriften er wichtige Auszüge nebst eigenen Bemerkungen vorbereitete. Endlich beabsichtigte er die Gründung mehrerer Zeitschriften, von denen indessen nur eine unter dem Titel: „das Beste aus schlechten Büchern“, und auch von dieser nur ein Heft erschien.

Trotz dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit blieb ihm dennoch Zeit übrig für den Umgang mit zahlreichen Freunden, auf den Lessing um so weniger verzichten mochte, je mehr sein ganzes Wesen

1) Werke XII. S. 30.

auf lebendigen Verkehr gestellt und für lebhaftere persönliche Mittheilung in hohem Grade begabt war. So finden wir denn in seinem Kreise den geschickten Kupferstecher Wilhelm Meil und den Schauspieler Brüdner, den Musiker Kirnberger, den gelehrten jüdischen Arzt Gumpertz und den feinsinnigen für deutsche Literatur und Philosophie empfänglichen und thätigen Franzosen Frémontval. Auch mit Ramler, dem kritisch poetischen Schönegeist, und mit Sulzer, dem philosophischen Aesthetiker des damaligen Berlin, sehen wir ihn in Verbindung getreten, von denen jedoch der acht Jahre ältere Sulzer sich nach außen hin den Anschein zu geben beflissen war, Lessing gegenüber eine Stellung einzunehmen, wie wir sie später Herder gegen den Jüngling Goethe beanspruchen sehen. Zu diesen allen gesellte sich ein Leipziger Universitätsbekannter, der „Keine Dazuner“ Neumann, der sogar eine Zeit lang mit Lessing zusammen wohnte. Er war seines Zeichens auch ein Literat und Poet, der ein Heldengedicht Nimrod in vierundzwanzig Büchern zu Stande brachte, von dem Lessing eine sehr komische Anzeige machte; ¹⁾ übrigens ein gutmüthig heiterer Mensch der weniger selbst Wichtig hatte, als er geeignet war, andere wichtig zu machen, und der es nicht übel nahm wenn ihn Lessing einmal, als er eine Schrift über Verstand und Glück geschrieben hatte, mit den Worten begrüßte: „Mensch, wie hast Du Dich unterfangen mögen über zwei Dinge zu schreiben, die Du nie gehabt hast!“

Wichtiger aber war die Verbindung, in welche Lessing mit Nicolai und Mendelssohn trat.

Friedrich Nicolai, ein geborener Berliner, war als Lessing von Wittenberg nach Berlin zurückkehrte, erst zwanzig Jahre alt, Men-

1) Werke III. 250 und 251. Dort heißt es unter anderem: „Der Dichter hat seinem Witz völlig den Lauf gelassen, und sich mit Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße gewählt; an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht „dort auch Octameter und Pentameter hätte sollen mitunterlaufen lassen.“

Mendelssohn mit Lessing gleichaltrig. Nicolai hatte den Buchhandel gelernt und dabei als ein junger strebsamer Mann sich durch Lektüre und Selbststudium eine ungewöhnliche autodidaktische Bildung erworben. Schon als Neunzehnjähriger hatte er Gottsched in einer anonym herausgegebenen Schrift erfolgreich angegriffen, in welcher er den englischen Dichter Milton gegen die Beschuldigung des Plagiats mit Hilfe einer englischen Schrift über denselben Gegenstand vertheidigte. Noch mehr Aufsehen erregten die gleichfalls anonym von ihm herausgegebenen „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“, in welchen er die Einseitigkeiten der beiden großen sich bekämpfenden Literaturparteien Gottscheds und der Schweizer aufzuzeigen suchte, und auf die Nothwendigkeit einer strengen prinzipiellen Kritik für das Gedeihen der deutschen poetischen Production hinwies. Lessing, der diese Briefe noch während des Druckes las, fühlte sich um so mehr zu dem Verfasser hingezogen, als es ihm nicht entgehen konnte, daß er hier einen Schriftsteller vor sich habe, den er wohl mit Fug als seinen Schüler ansehen konnte. Nicolai hatte sich in der That wesentlich an Lessings kritischen Aufsätzen und Briefen geschult, und selbst Styl und Manier desselben dergestalt sich zum Muster genommen, daß manche Literaten, wie z. B. Sulzer, anfangs sogar jene Nicolai'sche Schrift für ein Werk Lessings hielten, wie denn selbst noch Lachmann einen Aufsatz Nicolai's „über die Englische Schaubühne“ unter Lessings Werke aufgenommen hat. 1) Noch direkter war Lessings Einwirkung auf den zweiten Freund, den er während dieses erneuten Aufenthaltes in Berlin gewann und mit dem er, mehr noch als mit Nicolai, bis an sein Ende in der engsten Verbindung blieb, auf Moses Mendelssohn, den er zuerst in die Literatur einführte. Mendelssohn, der Sohn eines armen jüdischen Schulmeisters in Dessau, war als junger Mensch von sechszehn Jahren nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter

1) Werke IV. 308 ff. Dangel I. S. 281.

unglaublichen Entbehrungen und Hindernissen aller Art sich philosophischen und mathematischen Studien hingegeben und daneben sich nicht nur Kenntniß der lateinischen Sprache, sondern auch der deutschen Literatur und Sprache erworben hatte. Er war damals Faktor in dem Handlungshause eines reichen jüdischen Seidenfabrikanten, bei dem er früher Hauslehrer gewesen war. Ein Freund Lessings, der zuvor genannte Dr. Sumpers, ein Mann von vielseitiger Bildung, später Secretair bei dem Marquis d'Argens, benutzte Lessings Neigung für das Schachspiel, um dem schüchternen Mendelssohn, der ein vorzüglicher Schachspieler war, die Bekanntschaft mit Lessing zu verschaffen, der sehr bald in ihm den vorzüglich begabten Menschen entdeckte. Lessing ließ einen Brief Mendelssohns, in welchem dieser seine Nation gegen eine Bemerkung von Michaelis in dessen Rezension von Lessings Schauspiel „die Juden“ in Schutz genommen hatte, in seiner theatralischen Bibliothek abdrucken und schickte das Heft an Michaelis mit einem Briefe, in welchem er eine höchst ehrenvolle Charakteristik von dem Verfasser gab, in dem er nichts Oeringeres, als „einen zweiten Spinoza aber ohne dessen Irrthümer“ zu erblicken glaubte.¹⁾ Ebenso ließ er ohne Mendelssohns Wissen dessen Erstlingschrift, die „Philosophischen Briefe“ drucken, und wie groß auf dieselben nach Form und Inhalt Lessings Einwirkung gewesen sein muß, sieht man am besten daraus, daß selbst ein so feiner Kritiker und Verehrer Lessings wie Michaelis diese Briefe, welche anonym erschienen waren, für eine Arbeit Lessings halten konnte.

Durch Lessing wurde Mendelssohn später mit Nicolai bekannt, und bald gestaltete sich zwischen den drei jungen Männern, die damals obenin dicht bei einander wohnten, ein enger Zusammenhang. Mendelssohn pflegte Lessing in seiner Wohnung am Nikolaitirchhofe früh Morgens, ehe er in sein Geschäft ging, von 7 — 9 Uhr

1) Werke XII. S. 27.

regelmäßig zu besuchen und philosophische und literarische Gegenstände mit ihm durchzusprechen. Besonders war es das Interesse an der englischen Literatur, in welcher die Bildung Mendelssohns wie Nicolai's vorzugsweise wurzelte, welches Lessing mit beiden verband und bald zu gemeinsamer Thätigkeit veranlaßte. Er schrieb mit Mendelssohn zusammen die Schrift „Poze ein Metaphysiker,“ ¹⁾ durch welche eigentlich eine ungereimte Precisaufgabe der Berliner Akademie verspottet wurde, die einen Dichter für einen systematischen Philosophen gehalten hatte. Wenn diese Schrift auch nicht das Aufsehen erregte, welches die Verfasser sich davon versprochen, so empfand doch die Akademie den Stich sehr wohl, und Lessing begann jetzt auch in der höheren Berliner Gelehrtenwelt ein mit Furcht vermishtes Aufsehen zu erregen. Beauzobre nannte ihn in einem Briefe an Gottsched einen *ecrivain mordant*, dem man „einige Lehren“ geben müsse, und ein anderer Akademiker, Sulzer, sprach seinen Unmuth gleichfalls in vertrauten Briefen gegen Freunde aus. Er schrieb an Bodmer: „Lessing ist ein Mischmasch von Gutem und Schlechtem und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht bekommen, denn es scheint, als ob er sich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm sein, wenn er sich etwas einließe.“ — Lessing und sich fürchten! Man erstaunt, wenn man diese Aeußerungen akademischen Hochmuths liest, die offenbar verächtlich herabsehen auf Lessings Verlehr mit Schauspielern, Juden und unstudirten Literaten wie Brückner, Mendelssohn und Nicolai, lauter Leute, die der damalige Pedantismus des zünftigen Gelehrtenthums noch ungleich tiefer unter sich achtete als der heutige, und die eben deshalb Lessing

1) Vergl. Fetting, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts I. S. 289.

gerade vorzugsweise zu seinem näheren Umgang wählte. Lessing erscheint ferner in Sulzers Augen, wie wir sehen, bereits als das Haupt einer eigenen Schule, einer Berliner Literaturpartei; und allerdings wäre ihm nichts leichter gewesen, als sich zu einem solchen Parteihaupte zu machen, hätte nicht sein freier selbstständiger Geist, dem alles Eliquen- und Sektenwesen lebenslang zuwider war, ihn davor bewahrt. Vielmehr regte ihn die Wirkung auf andere, zu der er jetzt durchgedrungen war, nur dazu an, sich ebensowohl in Gemeinschaft mit, als im Gegensatze zu ihnen nur desto freier fortzubilden. ¹⁾

Die Zeit dieses zweiten Berliner Aufenthalts war überhaupt eine glückliche und fröhliche Zeit in Lessings Leben. Die ersten bedeutenden Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die Anerkennung der besten Zeitgenossen, die Freundschaft und der persönliche Verkehr mit jungen strebenden Männern und geistreichen Frauen ²⁾ und die geistige Anregung, welche aus demselben hervorging, verbunden mit dem ersten frischen Frühlingshauche, der das geistige Leben der Nation und ihre Literatur zu durchwehen begann, — dies Alles vereinigte sich mit Jugend und Jugendmuth, mit dem Gefühle der Kraft und Gesundheit und mit dem freudigen Bewußtsein, für seinen Lebensgang den richtigen Weg trotz aller Hindernungen verfolgt und eine Zukunft von grenzenlosem Horizonte vor sich zu haben. Von dieser glücklichen Stimmung glebt auch der Plan eines burlesken Heldengedichts Zeugniß, welchen Lessing mit Nicolai entwarf, dem er die Ausführung in Knittelversen überließ. Es war eine Satire gegen Gottsched und dessen Verfolgung der Klopstock'schen Poesie. Gottsched war als ein literarischer Don Quixote dargestellt, der als fahrender Ritter, mit seinem Leibpoeten und Schüßlinge Schönauß als Schildknappen, Deutschland durchzog, um die Feinde der wahren Poesie,

1) Dangel I. 275.

2) Werke XII. 38.

die Seraphe und Engel, welche durch Klopstock in die Welt gekommen, zu vertilgen, wobei es denn an den lächerlichsten Abenteuern nicht fehlte, die durch Zeichnungen von Lessings Freunden Meil und Breitenbauch humoristisch illustriert werden sollten. Man kann den ergötzlichen Entwurf in einer Anmerkung von Nicolai zu dem ersten Briefe von Mendelssohn an Lessing nachlesen.¹⁾

Das Interesse an der englischen Literatur, welches Lessing mit seinen beiden Berliner Freunden verband, hatte ihn indessen zu einer dramatischen Schöpfung angeregt, für welche ihm das zerstreute Berliner Leben nicht Ruhe genug gewährte. Es war das bürgerliche Trauerspiel *Miß Sara Sampson*, zu dessen Ausarbeitung er sich mitten im Winter zu Anfang des Jahres 1755 auf acht Wochen nach Potsdam in die Einsamkeit eines Gartenhauses zurückzog. Doch ehe wir uns zur Betrachtung dieses wichtigsten dramatischen Werks aus Lessings Jugendperiode wenden, wollen wir zuvor auf die früheren Lessingschen Dramen dieser Periode einen überschauenden Blick werfen.

Zweites Kapitel.

Dramatische Jugendarbeiten.

Die sieben Jugenddramen Lessings, von denen er selbst jedoch zwei, die Lustspiele „*Damon*“ und „*die alte Jungfer*“, schon wenige Jahre nach ihrer Abfassung vollständig verwarf und aus der Sammlung seiner Schriften ausschloß, gehören sämtlich seiner ersten Leipziger Lebensperiode, sowie den unmittelbaren Nachwirkungen derselben an.

1) Werke XIII. S. 6 u. 7.

Diese damals auf der Bühne wie von der Kritik mit größtem Beifall aufgenommenen Lustspiele waren schon am Ende von Lessings Laufbahn veraltet und theilweise von der Bühne verschwunden. Während die dramatischen Werke seiner gereiften Periode, seine Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise, noch immer zu den Sierden unserer Schaubühne und zu den Schätzen unserer Literatur zählen, sind jene Jugendarbeiten heutzutage einer völligen Vergessenheit anheimgefallen, aus der sie erst der Literaturforscher wieder hervorgezogen hat, dem wir die wichtige Einsicht in das Verhältniß des jugendlichen Lessing zu seinem Vorgänger Gottsched verdanken. Es ist von Danzel mit überzeugender Gründlichkeit nachgewiesen worden, daß Lessing selbst über dies Verhältniß keineswegs im Klaren und weit davon entfernt war, sich einzugestehen, daß die ganze dramatische Thätigkeit seiner ersten Periode auf einem Grunde und Boden ruhe, den erst der von ihm so bitter und nicht immer ganz gerecht angegriffene Leipziger Altmeister der damaligen deutschen Literatur eben so mühsam als verdienstlich bereitet hatte.

Gottsched hatte den Muth gehabt, seine Reform der deutschen Literatur aus dem Principe der formalen Bildung auch auf das am meisten verrothete Gebiet des Theaters und der dramatischen Dichtkunst auszudehnen, und es war ihm gelungen, beide durch Würde des Inhalts und der Form auf eine Stufe zu erheben, auf der die Bühne als Ausdruck der Bildung und der guten Gesellschaft jener Zeit gelten und die Theilnahme derselben beanspruchen durfte. Das Mittel, dessen er sich dazu bedient hatte, war die Verpflanzung der französischen Kunstform, besonders in der von ihm seinem Zweck gemäß vorzugsweise kultivirten Tragödie, auf deutschen Boden. Wie er die Tragödie, so hatte seine berühmte Frau, Victoria Gottsched, eine geborene Kulmus aus Danzig, die Komödie übernommen. Sie hatte Molière's Misanthropen in Prosa übersetzt, den „poetischen Dorfjunker“ von Destouches auf die Bühne gebracht

und in drei Original-Lustspielen sich zum Theil an Motive des naturalistischen Dänen Holberg ¹⁾ angelehnt. So geistlos roh und prosaisch auch diese Stücke der Gottsched waren, so standen doch ihre Schüler und Nachfolger, die Mylius, Krüger, Sellert, Schlegel und wie sie sonst heißen, meist noch weit unter ihr. Die Darstellung der gemeinsten Wirklichkeit mit satirischer oder moralischer Tendenz, wo in der Regel der Schmutz brutaler Schlechtigkeit das Komische vertritt, ist der Inhalt dieser Stücke, von deren Art und Weise die beiden von Lessing selbst später verworfenen Dramen ein ungefähres Bild geben können.

Auf solchem Boden erwuchsen Lessings erste dramatische Versuche. Sie standen äußerlich noch ganz auf dem Gottsched'schen Standpunkte. Die Form ist die von Gottsched eingeführte französische, die Einheiten der Zeit und des Orts sind ängstlich beobachtet; die Hauptcharaktere abstrakte Schemen ohne alle Individualisirung oder nationale Färbung, die übrigen Personen ebenfalls mehr oder weniger konventionelle Typen und Masken. Selbst die Namen derselben, der Damon, Valer, Adrast, Theophan u. s. w., sind nach französischem Vorgange aus dem Alterthume entlehnt, und es war ein außerordentlicher Fortschritt, als Lessing später zuerst moderne Namen in das Drama einführte, ein Fortschritt zur lebendigen Individualisirung, der ein ganz neues Prinzip vertritt.

Aber dennoch bestand schon in Lessings erstem Auftreten ein wichtiger Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern. Bei Gottsched war das Drama nur Mittel zur Förderung eines prinzipiellen Zweckes, für Frau Gottsched nur Mittel zu moralischer Unterweisung gewesen. Sie hatten, der eine seine Tragödie, die andere ihre Lustspiele, ohne inneren poetischen Trieb, gleichsam nur zur Hervollständigung der deutschen Literatur gemacht. Lessing aber dichtete seine Dramen aus innerem Drange, er dichtete sie im

1) Brug, Holberg S. 131. 222.
Sta h r, Lessing I.

unmittelbaren Zusammenhange mit der Bühne und für die Schauspieler, von denen er seinerseits zu lernen beflissen war. Diese Jugendversuche waren erweckt worden durch sein Studium der römischen Lustspieldichter, zumal des Plautus, und der kernige Witz, der lebendige Dialog dieses Dichters waren nicht ohne Einfluß auf Lessings dramatischen Stil geblieben, während er zugleich früh eingesehen hatte, daß die Handlung, der lebendig bewegte und wohl motivirte Verlauf der Begebenheit, welche die „Fabel“ bildet, im Drama das Wesentliche sei. Nach allen diesen Seiten hin stehen diese jetzt vergessenen dramatischen Jugendarbeiten Lessings dennoch bereits hoch über allen seinen deutschen Vorgängern und Zeitgenossen, sowie auch darin, daß er mit seinen Dramen wie mit dem „jungen Gelehrten“ und dem „Freigeist“ an die Wirklichkeit eigener äußerer und innerer Erlebnisse anzuknüpfen und die wichtigsten Fragen des Lebens und der Wissenschaft in sie hinein zu arbeiten suchte. Auf gleichem Boden mit jenen stand er nur dadurch, daß auch er sich der Kunstform nach ganz an die französischen Muster angeschlossen, und selbst wo er seine Stoffe aus der alten Lustspiel-dichtung oder aus dem Englischen Drama entlehnte, dieselben auf den Boden der französischen Kunstform verpflanzte. 1) Aber schon der französische Lustspieldichter, an den er sich vorzugsweise angeschlossen, der naturalistische Marivaux, aus dem er gleich in seinem ersten Stücke, in dem jungen Gelehrten, die stehende Figur der Lisette, des intriguanten, schnippischen und pfliffigen Kammermädchens, entlehnte, war ein Revolutionair in den Augen Gottscheds und der Gottschedianer, und Lessing, der seine Weise nachahmte, war für sie ein Heros trat gegen den Wunderbau der altklassischen französischen Komödie.

Wir haben früher gesehen, wie Lessing gleich in seinem dramatischen Erstlingswerke „der junge Gelehrte“ auf Leben und

1) Dies Alles findet man entwickelt und nachgewiesen bei Danze I. S. 130—162.

Erfahrung zurückging. ¹⁾ Dasselbe ist der Fall mit einem zweiten Stücke, der Freigeist. Auch in dieses Stück hat der jugendliche Lessing sein ernstestes Denken und Sinnen und seine inneren und äußeren Erlebnisse hineingearbeitet; denn wir haben schon früher bemerkt, wie nahe ihn der hier bearbeitete Stoff persönlich berührte. ²⁾ Die Fabel des Stückes ist kurz diese. Der Freigeist Adrast hält alle Geistlichen für Schurken und Heuchler. Er hat auch einige üble Erfahrungen mit ihnen gemacht, in welche Lessing gewisse Ereignisse, die seine eigene Familie betrafen, verwebt hat. ³⁾ Von dieser Anschauungsweise soll er nun belehrt werden, und zwar ist es Theophan, ein junger frommgläubiger Geistlicher, aber zugleich ein eben so moralisch ehrenhafter und duldsamer Charakter, der durch sein Benehmen den Freigeist zu dem Eingeständnisse bringt, daß er mit seiner Ansicht: die gläubige Frömmigkeit erziehe selbst in den Geistlichen nur Heuchler und Schelme, ein schweres Unrecht begangen habe. Die Bedienten beider Hauptpersonen sind jeder als die Carrikatur seines Herrn gezeichnet. Johann, der Diener des Adrast, ist ein ganz gewöhnlicher Schuft, der die freigeisterische Aufgeklärtheit seines Herrn dadurch praktisch macht, daß er aus ihr die Lehren des gemeinsten Egoismus zieht, weder an Gott noch an den Teufel zu glauben sich anstellt, und doch mitten in seinen atheïstischen Prahlereien durch einen Scherz der Lisette zum Glauben an beide zurückgebracht wird. Martin, der Bediente Theophans, dagegen ist seinerseits eine lebendige Darstellung der stupiden Verdammer im Sinne der gegen Aufklärung und Freigeisterei fanatisch eifernden Pastoren. Das Ganze schließt mit einer Doppelheirath, und das Grundthema ist nicht, wie Danzel meint, die Lehre von der Feindesliebe, sondern die Ausführung des Satzes: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Mit diesem Stücke hatte der junge Lessing zugleich ein seinem Vater

1) S. oben S. 26 u. S. 41.

2) S. oben S. 64.

3) Werte I. S. 423 verglichen mit Lessings Leben von Karl Lessing, I. S. 180.

gegebenes Wort eingelöst, und ohne Zweifel wird der wackere Pastor primarius wenigstens diese „Komödie“ nicht ohne Wohlgefallen gelesen haben. Von einigen didaktischen Längen abgesehen, ist der Dialog sehr lebendig und die Zeichnung der beiden Bedientenfiguren in der fünften Scene des zweiten Akts verräth eine Kraft drastisch witziger Charakteristik, um die ihn mancher heutige Lustspielsdichter zu beneiden haben dürfte. Zugleich aber ist dies Drama insofern ein Vorläufer zu einem der vollendetsten dramatischen Werke der reifen Periode Lessings, als in dem Freigeiste wie in der Minna von Barnhelm das Tüchtige und Ehrenhafte eines Standes als solchen, im Gegensatz zu der bisher allein üblichen Verspottung ganzer Stände durch die Komödie, zum Gegenstande der Behandlung gemacht erscheint.

Während Lessing so in diesen beiden Stücken sich dem Stoffe nach ganz auf dem Boden seiner Zeit und seiner eigenen unmittelbaren Lebenserfahrung bewegt, ist dagegen das dritte von Lessing allerdings in späterer Zeit mehrfach umgearbeitete Stück: Der Misogyn (Weiberfeind) ein reines Produkt der Anregung durch römische und griechische Lustspielsdichter, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. Ein weiberfeindlicher Vater will seinen Sohn Valer nicht die schöne Pylaria heirathen lassen. Diese verkleidet sich als Mann und wird so als ihr eigener Bruder Lelio in das Haus des Weiberfeindes eingeführt, den sie für sich einzunehmen und schließlich durch List dahin zu bringen weiß, daß er die Heirath geschehen läßt. Mit dieser Intrigue parallel läuft eine zweite, vermöge deren die Tochter des Weiberfeindes, Laura, mit ihrem Geliebten Leander durch die List eines alten Advokaten verbunden wird, der den Weiberfeind beredet, Leanders Unglück zu machen, der obenein einen Prozeß, den er mit dem Weiberfeinde hat, verloren geben will, wenn er die Hand der Tochter erhält. Eine komische Episode bildet die Verliebtheit Laura's in den Pseudo-Lelio, die allerdings dadurch, daß sie sogar bis zum

Aufgebenwollen des Verlobten führt, vielleicht das Maas des Erlaubten überschreitet.

„Die Juden“ sind ein reines Tendenzdrama, der Zweck ein durchaus moralischer: Bekämpfung des damals noch in seiner ganzen Stärke gegen das unterdrückte Volk selbst in dem Reiche Friedrichs des Großen herrschenden Vorurtheils. Nach dieser Seite hin ist das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmüthigster Feindesliebe giebt, der würdige Vorbote des Nathan. Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten vielfach sittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, hatte in Berlin Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Gesetz das Volk verfolgten, dem zwei seiner nächsten Freunde, Mendelssohn und Gumpertz, angehörten, und der letztere dürfte ihm nach Mendelssohns Aeußerungen als Portrait für seinen Juden gedient haben. Michaelis tadelte das Stück in seiner Kritik vom ästhetischen Gesichtspunkte aus. Er fand mit Recht die Figur und die Handlungsweise des Juden nicht hinreichend motivirt, die Absichtlichkeit zu willkürlich und die Handlung zu unwahrscheinlich. Aber es war ein kühner Gedanke des Jünglings Lessing, einem Vorurtheile so öffentlich entgegenzutreten, dem selbst ein philosophischer König, wie Friedrich der Große, noch unterworfen war, einem Vorurtheile, dessen über das ganze Volk ausgesprochenes Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne, zu gestatten schien. Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Haffe gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Noch zwanzig Jahre nach Lessings „Juden“ scheute ein Schläger sich nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub öffentlich vorzumerfen. Man muß die damalige Gesetzgebung und den aus ihr hervorgehenden Zustand der Juden selbst

unter der Herrschaft des aufgeklärtesten Königs seiner Zeit kennen, um es zu begreifen, was edle, nach Bildung strebende Mitglieder dieses Volks, wie Lessings Freunde, Mendelssohn und Gumpertz, bei den Ausstellungen empfanden, welche selbst ein Michaelis gegen das Lessingsche Stück erhob. Die hierüber von Lessing selbst gemachten Mittheilungen ¹⁾ sind von kulturgeschichtlichem Interesse, wie das Lessing'sche Drama selbst, das die erste in Deutschland erhobene Stimme war für dieses Volk, das damals selbst in Preußen und Berlin noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehen und Kindererzeugung nicht minder wie sein Brodterwerb den strengen Beschränkungen grausamer Geseze unterlagen, welche selbst den „Schuß“ nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, und den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadthore, das er passirte, seinen Leib wie eine Waare zu verzollen. Lessings Stück, so schwach es uns jetzt erscheint, übertraf dennoch nicht nur alle damaligen deutschen Dramen; es war auch zugleich eine große sittliche That im Interesse der befreienden Humanität.

Ueber den Rest der Lessing'schen Jugenddramen können wir uns kürzer fassen. Die „alte Jungfer“ ist eine reine Platitude, eine Verhöhnung der bürgerlichen Kärrinnen, die sich mit ihrem Gelde einem verkommenen adligen Schuldenmacher an den Hals werfen. Der „Schuß“, eine Nachbildung des Plautus, lehnt sich ganz an diesen an, und ist trotz des sichtbaren Strebens, dem antiken Vorbilde mehr Handlung und eine genauere psychologische Motivirung zu geben, doch ohne Frage dem Gehalte nach das unbedeutendste unter Lessings dramatischen Erstlingsversuchen.

Die Fragmente und unvollendeten Entwürfe von Trauerspielen stehen nach Form und Inhalt ebenfalls noch ganz auf französischem Standpunkte. Nur das Trauerspiel „Genji“, das den Untergang des Berner Patrioten Samuel Genji behandelte, den im Jahre 1749

1) Werke IV, 217—224.

die Berner Aristokratie enthaupten ließ, war ein wahrhaft kühner Wurf. Denn hier wagte Lessing sich, wie keiner seiner Vorgänger gethan, an einen historischen Stoff der unmittelbaren Gegenwart und an die großen Gegensätze der bürgerlichen Freiheit und der privilegierten Despotie, deren Kampf vierzig Jahre später ein so welterschütterndes Schauspiel liefern sollte. Er hielt sich streng an die geschichtliche Wahrheit und behielt selbst die Namen der bei dem Vorgange theiligten Personen bei. ¹⁾ Trotz der Unbehüllichkeit der schleppenden Alexandriner und der genauen Weibehaltung der herkömmlichen Einheiten des Orts und der Zeit, sieht man doch, daß in diesem Fragmente, welches ein allgemeines Aufsehen erregte, ein neuer freierer Geist die ersten Flügelschläge versucht. Es ist dies derselbe Geist, der wenige Jahrzehnde später aus den Reihen jener ehrerbietigen Schüler des deutschfranzösischen Pedantismus, dessen Vertreter Gottsched war, die unsterblichen Begründer unserer klassischen National-Literatur, Lessing an ihrer Spitze, hervorgehen ließ. Die Einwirkung Shakspeare's, dessen Julius Cäsar Lessing in dem ersten Jahre seines Berliner Aufenthalts (1749) durch die sehr treue Uebersetzung des früheren Preussischen Gesandten in England, v. Borch, kennen gelernt hatte ²⁾, ist deutlich sichtbar. Sie zeigt sich auch in den Bruchstücken und Entwürfen anderer Trauerspiele, in dem „befreiten Rom“ und dem „Alcibiades in Persien“, ja selbst unter den Gedichten dieser Periode ist die kurze, mit einer ironischen Wendung schließende Charakteristik der wider Cäsar verschworenen vier Republikaner ³⁾ Brutus, Cassius, Decimus und Cimber auf diese Anregung durch Shakspeare zurückzuführen. Dennoch war es nicht Shakspeare und das ältere englische Drama, an welches Lessing mit der letzten und bedeutendsten seiner dramatischen

1) Werke IV, 330—344.

2) Danzel: Gottsched und seine Zeit, S. 148, giebt Proben von dieser in Alexandrinern verfaßten ersten Uebersetzung des Shakspeare'schen Werks.

3) Werke I, 66—67.

die Helden derselben Heroen, Könige und Fürsten verlangte, indem er einen historischen Vorgang der unmittelbaren Gegenwart, den politischen Reformversuch einer schweizerischen Gemeinde, und schlichte Bürger einer kleinen Republik in Scene setzte. Noch ein Schritt weiter, und der Anfang der literarischen Revolution, durch welche er der Befreier Deutschlands von der Renaissancepoesie und der Begründer der freien Poesie werden sollte, war gemacht.

Lessing that diesen Schritt. Er schrieb seine *Miß Sara Sampson*, die erste bürgerliche oder vielmehr die erste Familien-Tragödie der deutschen Literatur. Die Anregung dazu gab ihm das Studium der englischen Literatur, in welcher die Styltheorie der französischen Renaissancepoesie niemals feste Wurzel gefaßt und die Tragödie schon seit Shakspeare ihre Stoffe ohne Unterschied aus allen Kreisen des Lebens entnommen hatte. ¹⁾ Die vorzugsweise sogenannte „bürgerliche Tragödie“ entstand in England zu derselben Zeit, wo in Frankreich das rührende oder sogenannte „weinerliche Lustspiel“ aufkam, und Lessing, der seine Augen überall hatte, sprach sich in seiner *Theatralischen Bibliothek* über beide Neuerungen aus, ²⁾ während er sich bereits mit dem Entwürfe zu seiner *Miß Sara* trug. Zwei wichtige Erscheinungen der Zeit sind es, an welche er sich mit diesem Werke anlehnte: der berühmte englische Familienroman *Clarissa*, und das Drama „der Kaufmann von London“ von Georg Lillo. In Beiden hatte sich die Poesie auf das Gebiet der Moral des bürgerlichen Lebens begeben und die inneren Zustände der Familie von ihrer ernstern und tragischen Seite aufgefaßt. Lessings scharfer Blick sah hier plötzlich das langersehnte Neubruchsfeld für die dramatische Poesie eröffnen, und er zögerte keinen Augenblick, es anzubauen. Es ist ein Irrthum Danzels, wenn er Lessings *Miß Sara Sampson*,

1) Vergl. Fetting, *Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, I. S. 494, und die vortreffliche Darstellung des bürgerlichen Drama's in England, S. 491 ff. — Danzel I, 296 ff.

2) Werke IV. S. 109 ff.

in welcher er ein Werk ganz neuer Gattung und eine durchaus eigenthümliche Auslegung des Princips dieser Dichtungsart so richtig erkennt, als eine Zusammensetzung aus den Grundmotiven der beiden obengenannten englischen Dichtungen bezeichnet. Das Stück ist vielmehr durchaus Original in Fabel und Ausführung, wenn auch Namen und Sitten aus dem Englischen entlehnt sind und das Ganze auf dem Boden englischer Zustände spielt.

Die Klippe für das bürgerliche Trauerspiel liegt in der äußern Umschränktheit seiner Personen durch das Gesetz, dem sich die Leidenschaften der Heroen, Könige und Fürsten und Aller, die auf der Menschheit Höhen wandeln, eben vermöge ihrer äußern Stellung zu entziehen vermögen. Die Reinigung der Leidenschaften, die sich in der höheren Tragödie durch die eigne Natur der sittlichen Conflict vollzieht, und „das große gewaltige Schicksal“,

„welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“,

sie werden in den niedern Sphären bürgerlicher Zustände nur zu leicht hinabgezogen zu der Prosa des gemeinen Kriminalverbrechens und zu der Ausgleichung durch Galgen und Rad, wie sie jene erste bürgerliche Tragödie des Engländers Lillo denn auch in Wirklichkeit aufzeigt; und an die Stelle der poetischen Gerechtigkeit im Sinne innerlicher Lösung des tragischen Conflict tritt die nackte Moral-tendenz der Abschreckungstheorie. Lessing hat später in der Hamburger Dramaturgie das bürgerliche Trauerspiel im Gegensatz zu dem heroischen unter Berufung auf einen Ausspruch Marmontels mit nicht ganz zureichenden Gründen vertheidigt (VII, S. 62 ff.); ja er ist so weit gegangen, es für etwas Gleichgültiges und Neben-sächliches zu erklären „welchem Stande die leidenden Personen in der Tragödie angehören“. Es war das Mißverständniß eines aristote-lischen Ausspruchs, was ihn zu dem Irrthume verleitete, den Satz aufzustellen: das Unglück derjenigen, deren Umstände den un-frigen am nächsten kommen, müsse natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mittelid

hätten, so hätten wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht mit Königen". Diese Ansicht, welche zugleich eine Schranke in Lessings Geiste anzeigt, und nach der es consequenterweise für die verschiedenen Stände der Menschen auch verschiedene Tragödien geben müßte, braucht heutzutage nicht mehr widerlegt zu werden. Sie hing mit einer Schwäche der Beurtheilung, mit jener Vorliebe für das Rührende, zusammen, auf deren Standpunkt der Dichter der *Miß Sara Sampson* sich selber noch befand.

Das Große in Lessings Leistung war, daß er die bürgerliche Tragödie stofflich von jener Prosa des kriminalistischen Elements befreite, daß er ein neues, ihr eigenes Gebiet tragischer Conflictte auffand. Indem er in das Innerste des Familienlebens, in das Tiefste der individuellen Seelenzustände, Kämpfe und Verirrungen hineingriff, gewann er auch für die niederen Sphären des Menschenlebens ein Feld, wo sich der absolute Werth, die Freiheit, die souveräne Unumschränktheit des Individuums geltend machen konnte, die der Tragödie nothwendig ist. Dieses Feld aber ist die Familie. Denn nur auf dem Boden der Familie und in den Beziehungen des Herzens kann auch der bürgerlich eng umschränkte Mensch frei, souverän, Held sein.

Der Inhalt von Lessings *Miß Sara Sampson* ist folgender: Mellefont, ein junger reicher Wüßling, der ein großes Vermögen im Verkehr mit vornehmen Wüßlingen und galanten Frauen durchgebracht hat, faßt zuletzt eine Leidenschaft für die Tochter eines Baronets Sir William Sampson, die mit Eheversprechen und Entführung aus dem Vaterhause endet. Zwar liebt er seine Sara wirklich, aber seine Verbindung mit ihr durch die religiöse Weihe, nach welcher das unglückliche Mädchen dringend verlangt, zu legitimiren, hindern ihn zwei Umstände. Er hat sein Vermögen durchgebracht und sieht sich deshalb auf eine Erbschaft angewiesen, deren Erhebung testamentarisch mit einer Heirathsklausel verknüpft ist. Er thut allerdings Schritte, diese Klausel mit Aufopferung eines Theils der Erbschaft

zu beseitigen, aber dennoch ist es ihm auch mit der Ehe selbst nicht ganz Ernst, nicht darum, weil er Sara nicht nach ihrem vollen Werthe liebt, sondern weil er überhaupt durch das lange ungebundene Leben — er ist ein Dreißiger — eine Scheu gegen den äußern Zwang, gegen das „Soll“ der Ehe hat. Aber er ist außerdem auch anderweit gebunden. Er hat zehn Jahre lang in den Fesseln einer jungen schönen, mit allen Künsten der Koketterie vertrauten Wittve, einer Dame der großen Welt, gelebt, von der er sich nur in Folge jener Leidenschaft für Sara getrennt hat. Mistriß Marwood ist darüber außer sich gerathen. Mellefont hat sie nicht nur verlassen und „einer Laune“ geopfert, er hat ihr sogar die Tochter entrisen, die sie ihm geboren, und das zehnjährige Kind in eine Pension gebracht. Die Marwood weiß sich wieder in den Besitz des Kindes zu setzen, und zugleich den Aufenthaltsort des ungetreuen Liebhabers auszufundschaffen, gegen den sie allerdings in einem gewissen Rechte ist, wenn sie ältere Ansprüche geltend macht, zumal da sie ihn auf ihre Art noch liebt, und jedenfalls seinen Namen als Deckmantel ihrer bürgerlichen Ehre und gesellschaftlichen Stellung nicht missen will. Sie reist ihm mit der Tochter nach, und bringt zugleich Sara's Vater auf die Spur seiner entflohenen Tochter. Bei der ersten Begegnung gelingt es ihr, durch die Rolle großmüthiger Aufopferung und zärtlicher Liebe, unterstützt durch die Bitten des Kindes, einen Eindruck auf das schwache Herz Mellefont's zu machen, ja, sie hat ihn fast schon wieder zu sich zurückgeführt, als bald darauf sein Gewissen erwacht. Er erklärt ihr seinen festen Entschluß, sich von ihr zu trennen, trotz ihren Medeadrohungen, die selbst bis zu einem Mordversuch gegen ihn gehen, gestattet ihr aber endlich, da sie sich besiegt und gedemüthigt stellt, ihrem Wunsche gemäß, wenigstens ihre Nebenbuhlerin zu sehen, und derselben unter dem Namen einer seiner Verwandten zu nahen. Die Marwood hat darauf gerechnet, Sara durch Eröffnungen wahrer und falscher Art von Mellefont zu trennen. Als ihr dies fehl schlägt, ist ihr einziger Gedanke: Rache. Und

so vergiftet sie ihre in Ohnmacht gefallene Nebenbuhlerin, indem sie der Kammerjungfer derselben statt eines niederschlagenden Pulvers ein Giftpulver unterschleibt, das sie ursprünglich für sich selbst bestimmt hatte. Dann entflieht sie, ihr und Mellefont's Kind zum Schutze gegen Verfolgung als eine zweite Medea mit sich nehmend, und Mellefont, der in demselben Augenblicke, wo der versöhnte Vater Sara's ihn als Sohn begrüßt, die Geliebte sterben sieht, ersticht sich an ihrer Leiche, ebensowohl im Uebermaße des Schmerzes, als wie er sehr unpassend hinzusetzt: „um sich wegen des Geschehenen zu strafen.“

Wir brauchen uns bei den Fehlern und Schwächen des Stücks nicht lange aufzuhalten. Sie liegen offen zu Tage, nicht nur in einzelnen Rohheiten der Sprache, ¹⁾ in der oft langweiligen Breite der abstrakten moralischen Reflexionen und des deklamatorisch salbungsvollen Kanzeltons, in der weichlichen Haltung wie in der „raffinirten selbstquälerischen Casuistik“ der verführten Tochter, — lauter Dinge, die an den Ton des Richardsonschen Romans erinnern, — sondern auch in gewissen Schwächen der Komposition selbst, in welcher dem Zufalle ein zu absichtlicher Spielraum der Entscheidung durch die unmotivirte Unvorsichtigkeit Mellefont's gelassen wird. Die Weinerlichkeit endlich, der große Nachdruck, der auf „das Rührende“ gelegt wird, dieser hochgesteigerte Empfindungsston, der uns jetzt bei dem kräftigen und nüchternen Lessing so wunderbar anmuthet, das alles erklärt sich aus dem Umstande, daß das Rührende das Stylprincip der Zeitrichtung war, dem Lessing huldigte, und das er sich dann auch mit seiner Mitleidstheorie nach Aristoteles theoretisch zurechtlegte und begründete. Aber dies Alles wird überwogen durch die prinzipielle Bedeutung des Werks, das mit einem Schläge den Zauberbann der Renaissancetragödie zerbrach, und dem

1) Dahin gehören z. B. Ausdrücke wie „Niederträchtige“, „Weibsbild“ (S. 30. 31) deren sich Mellefont gegen Marwood bedient, und die Rohheit, mit welcher er die Mutter seines Kindes in Gegenwart des letzteren „die Schande ihres Geschlechts“ nennt.

Inhalt wie der Form nach — denn Lessings Miß Sara ist in Prosa geschrieben — einer ganz neuen Gattung der dramatischen Poesie freie Bahn eröffnete. Wenn auch die neugewonnene Freiheit noch nicht vollständig war, wenn auch diese erste deutsche Familientragödie noch nicht unser deutsches, sondern fremdes Leben mit fremden Sitten, Zuständen und Namen, und in einer selbst noch fremde Färbung tragenden Sprache vorführte: so war doch mit dieser Dichtung Lessings ganzer bisheriger Standpunkt vollständig überwunden und die Möglichkeit gegeben, zehn Jahre später durch die Minna von Barnhelm auch jenen letzten Rest der Abhängigkeit von fremden Elementen abzustreifen.

Aber auch abgesehen von solcher historischen Bedeutung war diese Dichtung nach allen Seiten hin ein großer Fortschritt, und die Bewunderung, die sie bei den Zeitgenossen erregte, wohl begründet. Zum erstenmale sah man hier in einer Tragödie, die ganz ausschließlich sich auf dem Gebiete des einfach Menschlichen, der Wirklichkeit des täglichen Lebens bewegte, individuelle mit feiner Menschenbeobachtung ausgestattete Charaktere statt abstrakter Schemen von Tugend und Laster, hörte man eine Sprache, die statt des hohlen Stelzenpathos des Alexandriners die naturwahre Energie der wirklichen Leidenschaft und den Ton charaktervoller Bestimmtheit hatte. Und wenn in Mellefont das Urbild der beliebten Goetheschen halben Charaktere, der Clavigo, Weislingen, Fernando u. s. w., mit einer bewundernswürdigen Kunst ausgeprägt erscheint, so ist der Charakter der Marwood, nach welcher das Stück eigentlich heißen sollte, eine Gestalt von solcher Großartigkeit, wie sie auf diesem Gebiete seitdem kaum wieder erreicht worden ist. An diesen Charakter hätte ein Bearbeiter des Stücks, das in seiner ursprünglichen Gestalt allerdings nicht mehr ausführbar ist, anzuknüpfen, um mit geringer Mühe ein Drama von großer Wirkung auch für die heutige Bühne herzustellen.

Während Lessing damit beschäftigt war, die letzte Hand an seine

Dichtung zu legen, befand sich gerade die Ackermannsche Schauspielergesellschaft in Berlin, wo sie vom 29. Mai bis zum 7. Juni Vorstellungen auf dem Rathhause gab.¹⁾ Der Besuch war indessen so gering, daß Ackermann, welchem Lessing sein Stück übergeben hatte, sich nicht entschließen mochte, dasselbe in Berlin zur Aufführung zu bringen. Diese erfolgte daher am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin sich Lessing selbst begab, um sein Werk in Scene zu setzen und die Proben zu leiten. Gleichzeitige Briefe von Freunden und Feinden des Dichters bezeugen die außerordentliche Wirkung, welche das Stück auf die Zuschauer übte. „Sie saßen“, wie Ramler an Gleim schreibt, „vier Stunden wie Statuen, und zerflossen in Thränen.“ Es ist interessant, daß dieselbe Truppe wenige Tage darauf den „Kaufmann von London“ spielte, und also den Zuschauern die Gelegenheit bot, das verwandte englische mit dem deutschen Stücke zu vergleichen. Der später so berühmte Schröder, damals ein zehnjähriger Knabe, trat in der Mädchenrolle der Arabella auf.²⁾ Ackermann spielte den Mellefont, den später Echhoff übernahm, und Brückner zu einer seiner Lieblingsrollen machte.

So war denn mit Lessings Miß Sara das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutschland gegeben und zugleich die Reihe derjenigen tragischen Stoffe eröffnet, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorzugsweise behandelt wurden.³⁾ Wie für die deutsche dramatische Literatur, so war auch für die deutsche Schauspielkunst dies Werk Lessings das Ei des Kolumbus. Indem er die Prosa, den schlichten natürlichen Ausdruck für edle ernste Vorgänge einführte und den ersten großen Erfolg des deutschen Drama's auf das stärkste Gefühl im Leben des deutschen Volks, auf das Familien-Interesse gründete, wies er den Schauspieler auf die Naturwahrheit der Empfindungen und des Ausdrucks hin, stellte er

1) Schröders Leben von Mayer I. S. 28.

2) Schröders Leben von Mayer II. S. 140.

3) Gerwinus V, 372.

ihm zum ersten Male die Aufgabe, ganze Menschen und naturwahre Charaktere darzustellen, „in denen die Verschmelzung der Gegensätze zu einem Individuum alle Feinheit der Charakteristik herausforderte.“¹⁾ So ward er auch für die deutsche Schauspielkunst der Befreier von den Fesseln des Herkommens und der angelernten fremden Conventio[n].

Der demokratische Zug und Drang, welcher sich in der Erscheinung des bürgerlichen Familiendrama's kundgiebt, entging dem scharfen Auge Goethe's nicht, als er das Lessingsche Stück zu denjenigen rechnete, „welche den Werth des mittlern und des unteren Standes zur Anschauung zu bringen dienen.“ Der dritte Stand begann Interesse an sich selbst zu finden, sich und seine Geschichte der höchsten Form poetischer Darstellung werth und würdig zu achten. England, Frankreich und Deutschland zeigen in dieser Beziehung dasselbe Schauspiel, und wohl kann man sagen, daß die literarische Revolution gegen die Fürsten und Könige der Renaissance-tragödie eines der Vorspiele war, die der politischen Revolution gegen die Könige und Fürsten der Wirklichkeit bedeutungsvoll vorangingen.

Viertes Kapitel.

Ein Keiserversuch und seine Folgen.

Der Erfolg seiner Miß Sara Sampson auf dem Theater wie in der Kritik erweckte bei Lessing aufs Neue die Sehnsucht nach einer Verbindung mit der lebendigen Bühne, die er in Berlin seit-her schmerzlich entbehrt hatte.

1) Vergl. die vortreffliche Schilderung von Gd. Desvrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Th. II. S. 125—128.
Stahr, Lessing. I.

Denn diese erste Stadt Norddeutschlands, der Königsitz des großen Friedrich, hatte vor hundert Jahren noch kein deutsches Theater! Lessing hat diesen Zustand in einem seiner Literaturbriefe mit grellen Farben geschildert.¹⁾ Des Königs Vorliebe für französische Literatur und französisches Theater hielt jeden Aufschwung deutscher Schauspielkunst in seiner Hauptstadt zurück. Um die Zeit von Lessings erstem und zweitem Aufenthalte in Berlin herrschte dort ein wüstes Theatertreiben unstät herumziehender Schauspielverbände in ärmlichen Buden, von deren Vorstellungen sich alles, was auf Bildung Anspruch machte, fernhielt. Selbst die Adermann'sche Gesellschaft konnte dort im Jahre 1755 nur sieben Vorstellungen zu Stande bringen. Die Schönemann'sche Gesellschaft, welche seit 1743 ein Generalprivilegium für Preußen besaß, hatte einen starken Rivalen an der Hande von Franz Schuch, welche von 1754—59 in einer Bretterbude auf dem Sensd'armenmarkt und später in dem heutigen Finanzministerium ihre rohen Stegreifkomödien und Harlekinaden spielte. So elend sie waren, so wurden sie doch von Lessing fleißig besucht, der hier zuerst die Volkskomödie von Doktor Faust aufführen sah, und sogar für Madame Schuch 1754 einen Epilog dichtete (I, 209). Noch zehn Jahre später, als der Schauspieldirektor Döbellin mit der Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm zuerst das Interesse der Berliner für das vaterländische Drama erregte, war das Theater in Berlin um ein Vierteljahrhundert hinter den meisten Städten Mitteldeutschlands zurück, und erst seit 1771 ward durch Koch daselbst zu einem stehenden deutschen Theater wenigstens der Grund gelegt.

Was Lessing suchte, konnte er damals nirgends anders finden, als an dem Orte, wo seine theatralische Neigung und sein Talent für das Drama zuerst erweckt worden war, in Leipzig, dem Mittelpunkt der deutschen Bildung und des Geschmacks der damaligen

1) Werke VI. 213—214.

Zeit. Dort hatte seit 1751 der ihm von der Neuber'schen Gesellschaft her befreundete Schauspieler Heinrich Gottfried Koch ein eigenes Theater gegründet, und für dasselbe den genialen Schauspieler Brückner, einen feingebildeten, mit Lessing schon in Berlin eng befreundeten Mann gewonnen. Lessing verließ daher im Herbst 1755, seiner Gewohnheit nach ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, Berlin, und siedelte nach Leipzig über. Die deutsche Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben, das Drama zum würdigen Spiegelbilde der nationalen Bildung zu erheben, schien ihm nach dem so eben errungenen Erfolge mehr als je eine Lebensaufgabe, an deren Lösung er seine beste Kraft zu setzen entschlossen war. Er trat mit der Koch'schen Bühne in die engste Verbindung und lebte und webte ganz wie vor Jahren mit und unter den Schauspielern. Er ließ seine von Weiße verkürzte Sara auf Neue aufführen und half seinem Freunde Brückner selbst die Rolle des Mellefont einstudiren. Er las die Lustspiele Goldoni's, der damals als Theaterdichter und Dramaturg in den Städten Oberitaliens umherzog, und fühlte sich auf's Neue zur dramatischen Produktion angeregt. Eins jener Lustspiele, *l'Erede fortunata*, eignete er sich sofort an, indem er es selbstständig bearbeitete. Koch sollte es noch vor dem Drucke aufführen. Zu fünf andern entwarf er den Plan. Indessen das erste Stück wurde nur bis zum Ende des zweiten Akts¹⁾, die andern gar nicht ausgearbeitet, da Lessing sich während des Drucks der „glücklichen Erbin“ mit seinem Leipziger Verleger überwarf und zugleich bald darauf eine Verbindung einging, welche seinem Leben auf mehrere Jahre hinaus eine völlig andere Wendung zu geben versprach.

Eine Natur wie die Lessing's, die so ganz auf lebendige Anschauung und unmittelbare Erkenntniß des Lebens und der Welt gestellt war, mußte nothwendig von der lebhaftesten Begierde

1) Werke II. S. 473. 477.

erfüllt sein, Leben und Welt in größerem Umfange kennen zu lernen, als es ihm bis jetzt vergönnt gewesen war. In der That war Reiselust sein Leben lang ein hervorragender Zug in Lessings Wesen. Schon in Berlin hatte er daher nicht übel Lust gehabt, einen Ruf an die neu errichtete Universität Moskau als Professor der deutschen Sprache und Beredtsamkeit anzunehmen¹⁾, da man in Berlin und in Deutschland nichts für einen Mann wie er, thun zu wollen schien. Glücklicherweise blieb diese Schmach wenigstens Deutschland erspart, da statt seiner vielmehr sein spezieller Gegner, der Gottschedianer Johann Gottfried Reichel, der Verfasser der *Bodmerias*, nach Moskau berufen wurde.

Aber Lessing war sechsundzwanzig Jahre alt, er war frei und ungebunden durch ein Amt, und zu einer festen Stellung, wie sie ihm genehm gewesen wäre, war keine Aussicht vorhanden. Umso mehr drängte es ihn, diese Freiheit zu nützen, und er zeigte sich bereit, einen Vorschlag Sulzers anzunehmen und als Hofmeister mit einem jungen Schweizer auf Reisen zu gehen, als ihm plötzlich in Leipzig selbst ein ungleich vortheilhafterer Antrag ähnlicher Art gemacht wurde.

Ein junger reicher Leipziger Patrizier, Binkler, Besitzer des stattlichen Hauses zur Feuertugel, suchte einen Begleiter für eine dreijährige Europäische Bildungsreise. Man schlug ihm Lessing vor, und beide Theile gingen auf den Vorschlag ein. Lessing war überglücklich. „Ich muß zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein“, schrieb er an seinen geliebten Freund Mendelssohn am 8. Dezember 1755. „Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, der ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mit auf

1) Werke XII. 30.

die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so angenehm und nützlich zu machen, als ich sie mir nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset sein."

Die Reise sollte Ostern 1756 angetreten werden. Bis dahin wollte er seine sechs neuen Lustspiele beenden, und damit für's erste seine dramatische Laufbahn beschließen. „Ich muß eilen“, schrieb er, „meine Kindereien vollends auszutramen; je länger ich damit warte, desto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmal selbst über sie fällen dürfte.“ Man sieht, er selbst fühlte schon damals, daß dieses Anschließen an Goldoni gegen seine Miß Sara ein Rückschritt, ein Rückfall in die alte konventionelle maskenartige Form des Lustspiel-drama's war, für das er später mit seiner Minna der Reformator werden sollte. Auch die mehrjährige Unterbrechung seiner angestregten schriftstellerischen Produktion war ihm erwünscht. Es liegt ein tiefer Ernst in den Worten, welche er in Beziehung darauf an Mendelssohn richtete: „Sollte das Publikum mich als einen allzu fleißigen Schriftsteller ein wenig demüthigen wollen, sollte es mir seinen Beifall auch deswegen mit versagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen: daß es von künftige Ostern an drei ganze Jahre nichts von mir zu sehen noch zu hören bekommen soll.“

Bevor er jene Reise antrat, hatte er noch die Freude, seine Eltern nach achtjähriger Trennung wiederzusehen. Er traf mit ihnen in Dresden zusammen, wohin er auf einige Wochen gegangen war, um für seine Reise in den dortigen Kunstsammlungen einige

Vorstudien zu machen, während sie selbst sich dorthin begeben hatten, um einen versöhnenden Vergleich mit einem Freibergischen Prediger zu schließen, dessen Pastoralklugheit sie um eine ganz ansehnliche Erbschaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umständen, gebracht hatte. Lessing mußte mit seinen Eltern nach Hause reisen, und die Freude über das Wiedersehen des stattlichen Sohnes war so groß, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte, in welchen der würdige Pastor primarius bloß aus dem Grunde gewilligt hatte, um nicht durch die Aufdeckung der schmachlichen Betrügerei eines verwandten Amtsbruders ein nachtheiliges Licht auf den geistlichen Stand zu werfen. ¹⁾ Von Kamenz ging Lessing zurück nach Dresden, wo er Heyne, der damals noch Kopist auf der Brühl'schen Bibliothek war, kennen lernte, aber seinen spätern großen Mitstrebenden Windelmann, der damals gleichfalls dort lebte, und sich bereits zu seiner italienischen Reise anschickte, nicht sah. In Leipzig benutzte er den Verkehr mit seinem alten Lehrer Christ gleichfalls zur Vorbereitung für seine kunstwissenschaftlichen Reisezwecke, und trat dann am 10. Mai mit seinem Begleiter die Reise an.

Das nächste Ziel derselben war Holland. Man reiste damals unendlich langsamer und beschwerlicher, aber auch unendlich gründlicher, als wir heutzutage uns vorzustellen vermögen. Denn die Reisenden brauchten nicht weniger als achtzig Tage, ehe sie über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leuwarden, Franeker, Harlingen und die Südersee am 29. Juli Amsterdam erreichten, von wo aus Lessing seinem Vater einen kurzen Reisebericht sandte. ²⁾ Leider ist das Tagebuch dieser Reise, welches Lessings Bruder noch besaß, verloren gegangen, und wir sind daher

1) Karl Lessing I. S. 182—183.

2) Werke XII. 42.

außer Stande, über die Interessen, welche Lessing auf dieser Reise vorzugsweise verfolgte, Ausführlicheres zu berichten. Nur das wissen wir, daß er alle Kunstsammlungen fleißig besuchte, und seinen Begleiter dazu vermochte, eine reiche Folge von Kupferstichen anzukaufen. Auch die dramatischen Interessen begleiteten ihn auf dieser Reise. Er lernte in Hamburg den größten deutschen Schauspieler seiner Zeit, Konrad Gelfhof, persönlich kennen und bewundern, und versprach ihm beim Abschiede, ein Stück Weisse's für ihn zu bearbeiten; ¹⁾ und in einem Briefe, den er aus Embden an seinen Berliner Freund Nicolai richtete, kündigte er demselben an, daß er ihm eine Anzahl Bemerkungen über das bürgerliche Trauerspiel, die er unterwegs niedergeschrieben, senden werde. Von Amsterdam aus wurden Reisen in die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen unternommen, und man war eben im Begriffe, nach England hinüberzugehen, als die Nachricht von dem Einfalle des Preußenkönigs in Sachsen Lessings Reisegefährten in der Mitte des Septembers zur schleunigen Rückkehr nach Leipzig bewog, wo bereits in seinem Hause der preußische Kommandant General Haufen sein Quartier genommen hatte.

Lessing war über diese Wendung der Dinge um so untröstlicher, als sich dadurch das ganze auf vier Jahre berechnete Reiseprojekt, auf das er so große Hoffnungen gebaut hatte, zu zerschlagen drohte, wie es sich denn auch wirklich zerschlug. Anfangs zwar hoffte er immer noch, daß sein Genosse die Reise nach einigen Monaten von Neuem beginnen werde, und blieb deshalb vor der Hand in Leipzig, so widerwärtig ihm auch dieser Zustand der Ungewißheit war. ²⁾ Er sollte ihm bald noch mehr verleidet werden. Noch Ende November glaubte er an die Wiederaufnahme der Reise, deren nächstes Ziel jetzt England sein sollte. Er meldet dies seinem

1) Weisse's Selbstbiographie, S. 37.

2) Werke XII. 45—46. Er hielt sich deshalb auch in der ersten Zeit dort „ganz incognito“ auf. XII. 85.

Freunde Nicolai mit den merkwürdigen Worten: „Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde (Mendelssohn) zubringen, als in England. Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann.“¹⁾ Auch in einem Briefe an denselben Freund vom 29. März des folgenden Jahres (1757) ist noch von der Reise die Rede. Aber schon im Mai denkt Lessing daran, wieder nach Berlin zurück zu gehen. In der That hatte sein Gefährte nicht nur die ganze Reise aufgegeben, sondern was schlimmer war, die politischen Verhältnisse Sachsens hatten auch einen vollständigen Bruch zwischen ihm und Lessing herbeigeführt.

Die Sache war diese. Lessing, so viel Ursache er auch persönlich hatte, den Ausbruch eines Krieges zu verwünschen, der ihm einen wichtigen Lebensplan so unerwartet durchkreuzte, war doch zu einsichtsvoll und zu frei gesinnt, um in das allgemeine Geschrei der Verwünschung des großen Königs und seiner Unternehmungen einzustimmen, das ihn in dem mit Einquartierung und starken Kontributionen heimgefügten Leipzig überall umgab. Er suchte vielmehr seinen Standpunkt über den streitenden Parteien zu behaupten; und während man ihn in Berlin für den Verfasser einer Preußenfeindlichen Broschüre hielt, die ihrem wirklichen Autor Heyne in dem von Preußen besetzten Dresden große Gefahr bereitete, schrieb man ihm in Leipzig die Autorschaft einer andern gegen das Sächsische Interesse gerichteten Flugschrift zu, wodurch er bei dem patriotischen Theile seiner Landsleute in sehr üblen Ruf kam.²⁾ Beides war nun freilich unrichtig. Allein gewiß ist es, daß Lessing in seinen Tischgesprächen öfters nicht nur lebhaft für Preußen Partei nahm, sondern auch seinen neu gewonnenen Freund, den preussischen Major Kleist und andere preussische Offiziere in die Tischgesellschaft

1) Werke XII. 59.

2) Werke XII. 76.

einführte, in welcher er mit Winkler zu speisen pflegte. Dies bewog den letzteren, der ein beschränkter Kopf und nebenbei ein eingefleischter Sachse gewesen zu sein scheint, mit Lessing offen zu brechen. Er kündigte ihm die Wohnung in seinem Hause auf und verweigerte sogar die Zahlung einer kontraktlich für den Fall des Aufgehens der Reise zugesicherten Entschädigungssumme von sechshundert Thalern. Lessing sah sich gezwungen, einen Prozeß anzustrengen, der erst nach sieben Jahren endgültig zu seinen Gunsten entschieden wurde, was indessen damals für ein Wunder von Beschleunigung galt. ¹⁾

Fünftes Kapitel.

Literarische Brodarbeiten. Untersuchungen über das Drama.

Inzwischen befand sich Lessing zu Leipzig nach jenem Bruche in einer sehr schlimmen Lage. Das Theater war durch den Krieg zerstört und an eine Wiederaufnahme seiner dramaturgischen Interessen nicht zu denken. Die Aussicht auf eine vierjährige sorgenfreie Studienzeit war gleichfalls dahin, und die Vortheile seiner Verbindung mit Winkler hatte er seiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Noth zwang ihn, da er es nicht über sich gewinnen konnte, Anträge von Hauslehrerstellen anzunehmen, zu literarischen Brodarbeiten zu greifen. Er übersehte Hutchesons Sittenlehre der Bernunft und Richardsons Sittenlehre für die Jugend, ja selbst auf Veranlassung seiner frommen Schwester ein Erbauungsbuch, Lav's „Ermunterungen an alle Christen zu einem frommen Leben“. Diese ganze Zeit vom Mai 1757 bis zum Mai 1758 war eine schwere

1) Karl Lessing I. 187.

Zeit für ihn. Er gerieth in harte Noth und es gab Stunden, wo er des bittern Unmuths nicht Herr werden mochte, daß der König, den er als den größten seiner Zeit verehrte, sich so gar nicht um ihn kümmerte. 1) Seine Freunde Kleist, Gleim und Sulzer wendeten vergebens alle Mühe auf, ihm eine feste Anstellung als Bibliothekar in Berlin, ja selbst im Verwaltungsfache, als Kriegs Rath, zu verschaffen. Es schien ihnen eine Schande für Preußen, einen Mann wie Lessing nicht für sich zu gewinnen. „Es wäre nicht erlaubt“, schrieb der treffliche Kleist an Gleim, „wenn wir Herrn Lessing zum zweiten Male wegen Mangel an Unterhalt aus unserm Lande ließen.“ „Arbeiten Sie doch mit daran“, heißt es in einem zweiten Briefe, „daß unser lieber Lessing endlich einmal eine Versorgung erhält. Er ist sehr zu bedauern; so ist es noch keinem von meinen Freunden ergangen.“ Auch Sulzer „bejammert“ es, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, was er für sich verlangt, unmöglich wird.“ 2) Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß Preußen und sein großer Friedrich weder jetzt noch später die Ehre zu gewinnen wissen sollten, zu der Eroberung Schlesiens auch die des größten deutschen Geistes hinzuzufügen!

In Lessings eignen Briefen aus dieser Zeit findet man freilich kaum eine Spur seiner gedrückten Lage. Sein stolzer Geist, von der Energie der Jugend unterflügt, verschmähte es, über persönliche Nothen solcher Art zu klagen, und wenn man seine damals an Mendelssohn und Nicolai geschriebenen Briefe liest, so glaubt man einen Menschen zu sehen, der in sorgenfreier Muse nur die idealsten Interessen der Philosophie und Kunst verfolgt.

In der That war es unter dem schwersten Drucke seiner äußeren Verhältnisse, daß er zuerst sich theoretisch mit den wichtigen

1) Man vergl. den Brief an Hamler. Werke XII 85, und den Entwurf zu der schwermüthigen Ode „Mäcen“. (Werke I. S. 208.)

2) Vergl. Danzel I. S. 331—32.

Fragen über das Wesen und die Bestimmung des Drama's beschäftigte, die er bisher nur einzeln und vorübergehend neben seiner produktiven Thätigkeit auf diesem Gebiete angestreift hatte.

Die Veranlassung dazu gab ein Aufsatz über das Trauerspiel, mit welchem Nicolai seine neubegründete Zeitschrift, die Allgemeine deutsche Bibliothek eröffnet hatte. Das Wesentliche des dadurch angeregten brieflichen Ideenaustausches läuft etwa auf folgende Resultate für Lessings damaligen ästhetischen Standpunkt hinaus. Er vertheidigte zunächst gegen Nicolai die Ansicht von dem moralischen Zwecke des Trauerspiels im Sinne des Aristoteles durch die Erregung des Mitleidens im Zuschauer; denn „der mitleidige Mensch ist der beste Mensch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen gesellschaftlichen Tugenden am meisten aufgelegt“. Das Mitleiden, die Rührung wird dann in den Briefen an Mendelssohn, der den Gegenstand aufnimmt, als wesentliche Wirkung der Tragödie gefaßt, und damit nicht nur das auf Bewunderung gebaute französische Trauerspiel verworfen, sondern zugleich als das einzige wahre, seinem Begriffe und seinem Zwecke entsprechende Trauerspiel dasjenige hingestellt, welches Lessing selbst im Anschluß an die in der neueren englischen Literatur vorherrschende Gefühlsrichtung zuletzt kultivirt hatte, das bürgerliche Familientrauerspiel, die in jeder Scene Rührung und Mitleid erregende Gattung, welcher Miß Sara Sampson angehörte. Endlich erklärt sich Lessing gegen den auf Illusion beruhenden ästhetischen Genuß. Der Begriff der Illusion und ihrer Wirkung ist, daß uns die von der Kunst dargestellten Gegenstände als wirkliche erscheinen. Lessing aber erklärt ganz im Gegentheil: der ästhetische Genuß bestehe eben darin, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die dargestellten Gegenstände in uns hervorrufen, von ihnen selbst als wirklichen vollkommen abstrahiren. ¹⁾

Wie diese Briefe als die Vorläufer zur Dramaturgie gelten

1) Dangel I. S. 360.

können, ¹⁾ so erscheinen die hier angeregten ästhetischen Gedanken zugleich als Vorläufer des Grundgedankens der Kant'schen Schönheitslehre. Während Lessing aber solchergestalt sich selbst über die wesentlichsten theoretischen Prinzipien derjenigen Dichtungsgattung, die ihn bisher am meisten beschäftigt hatte, klar zu werden bestrbt war, arbeitete er ganz im Stillen bereits den Plan zu einem Werke aus, mit welchem er diese Prinzipien aufs neue praktisch zu bewähren gedachte. Dieses Werk war kein geringeres als Emilia Galotti.

Nicolai hatte gerade um diese Zeit in Verbindung mit Mendelssohn seine berühmte literarische Zeitschrift, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ gegründet und am Beginne derselben einen Preis auf das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt. Bekanntlich gewann denselben der junge Dichter von Cronqvist, der jedoch noch vor der Entscheidung starb, mit seiner Tragödie „Rodrus“. Das zweite des Druckes werthgeachtete Trauerspiel war der „Freigeist“ eines anderen jungen Adligen, von Brawe, der nicht lange darauf ebenfalls starb. Lessing hatte an beiden Preisarbeiten großen Antheil genommen, ja er hatte sogar den Verfasser der letzteren bei seiner Arbeit wesentlich gefördert, während das Werk des ersteren ihn einen Augenblick angeregt hatte, denselben Stoff, mit dem er selbst sich schon früher getragen, wieder aufzunehmen. ²⁾ Statt aber diesen Entwurf auszuführen, entschloß er sich, mit einem neuen Drama in die Schranken zu treten. Er hielt jedoch seine Absicht so geheim, daß selbst seine vertrautesten Freunde in Leipzig, Kleist und Weiske, nichts davon erfuhren. Während der letztere glaubte, Lessing habe alles Interesse am Theater verloren, schrieb dieser, der solche Mystificationen mitunter liebte, an Mendelssohn nach Ver-

1) Die Correspondenz über dieses Thema beginnt mit dem Briefe Nicolai's an Lessing vom 31. August 1756 (XIII, 24) und endet mit dem Briefe Mendelssohn's an Lessing vom 14. Mai 1757 (XIII, 56).

2) Werke XII, 110.

lin: 1) „es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte;“ und einige Monate später schrieb er an Nicolai 2) über denselben Gegenstand und bat ihn, die Preisaufgabe für ein Trauerspiel zu wiederholen, weil dann sein junger Dichter mit seiner Arbeit fertig zu werden hoffen dürfte, „von dem ich mir“, setzt er scherzend hinzu, „nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Beilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abge sondert, was sie für den ganzen Staat interessant macht. Er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werthet ist als ihr Leben, für sich tragisch und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgt. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; soviel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben.“

Man sieht, wie tief Lessing damals von der Idee der Familien-tragödie ergriffen war. Er gab darüber den früheren Plan einer Bearbeitung der historischen Virginia auf, von dem sich in seinem Nachlasse noch ein Bruchstück fand (Werke II. 472). Das neue Stück selbst wurde freilich erst funfzehn Jahre später ausgeführt; denn für

1) XII. 100.

2) XII. 104 und 105.

jetzt fehlten dem Dichter in seiner Lage Stimmung und Muße zur Vollendung. Seine Lage in Leipzig ward immer drückender und unbehaglicher. Die Koch'sche Schauspielergesellschaft war durch den Krieg von Leipzig fortgesprengt, und so fehlte Lessing die Aufmunterung der lebendigen Bühne, deren er so sehr bedurfte. Auch der Kreis von Freunden, der sich um ihn gebildet hatte, löste sich mehr und mehr auf. Brawe starb, Ewald ging nach England; Weiße konnte ihm auf die Dauer den Verkehr mit den Berliner Freunden nicht ersetzen. Es blieb ihm nur der liebenswürdige Kleist übrig, mit dem er eine der engsten Freundschaftsverbindungen seines ganzen Lebens geschlossen hatte.

Schon als er in Potsdam seine Miß Sara schrieb, hatte Kleist, der damals dort lebte, seine Bekanntschaft zu machen gewünscht. Jetzt fand ihn Lessing krank in Leipzig, wohin er sehr wider seinen Willen als Major und Chef des Verpflegungswesens geschickt worden war. Ewald Christian von Kleist, geboren 1715, hatte zuerst in Königsberg Jura studirt, aber dabei vorzugsweise seine Neigung der alten und neuen Literatur zugewendet. Gegen seinen Willen durch die Familie gezwungen, die bürgerliche Laufbahn mit der militairischen zu vertauschen, war er zuerst in dänische, dann in preußische Kriegsdienste getreten, doch ohne dem Umgange mit den Muses zu entsagen. Sein Gedicht „der Frühling“, anfangs anonym erschienen, hatte außerordentlichen Beifall erregt, und man versprach sich von dem Dichter bedeutende Leistungen. Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing; aber weder dieser Unterschied der Jahre, noch die Verschiedenheit des Standes hinderten das engste Aneinanderschließen dieser beiden Männer, deren gediegenes, heldenhaftes Wesen, deren Adel des Gemüths und Größe des Charakters sie eben so wie ihre literarischen und humanistischen Neigungen beide unwiderstehlich zu einander hinzogen. Kleist verdankte dem Umgange Lessings, der selbst noch in seinen eignen widerwärtigen Verhältnissen die Spannkraft seines Geistes und die Feiterkeit seines Gemüths be-

wahrte, nach seinem eignen Geständnisse die Genesung von schwerer Krankheit. Lessing ward sein Beräther bei den poetischen Arbeiten, mit denen sich der thatendürstige Kriegermann die unfreiwillige Muse verführte, und die schöne Ode, welche Lessing damals an seinen Freund richtete, ¹⁾ giebt Zeugniß von dem innigen Verhältnisse Beider, und von den großen Hoffnungen, welche Lessing auf Kleists Begabung baute. Als der Letztere, der bei seinem Thatendurste sich sehr unglücklich fühlte, in Leipzig bleiben und die Verwaltung des Lazareths übernehmen zu müssen, statt auf dem Schlachtfelde Vorbeeren zu ersechten, sich einmal lebhaft gegen Lessing über dies Schicksal beklagte, tröstete ihn dieser mit dem schönen Ausspruche Xenophons: daß die Tapfersten immer auch die Mitleidigsten und Hülfreichsten seien. ²⁾ Der Umgang mit ihm war Kleists „einziges Vergnügen“ in Leipzig, und die Trennung von ihm — die eine ewige werden sollte — zerriß ihm das Herz. „Ich habe mich“, schrieb er, als Lessing Leipzig verlassen hatte, an Gleim, „so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir ist als ob er todt wäre oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre.“ Wir sahen schon oben (S. 154), wie theilnehmend er sich seinerseits um die Verbesserung von Lessings äußerer Lage bemühte. Jetzt, als er bald nach der Trennung von dem Freunde selbst ins Feld gerufen ward, wo er auf dem Wette der Ehre bei Kunersdorf (24. August 1759) den Heldentod finden sollte, trug er Gleim auf, aus seinem kleinen Vermögen von 1200 Thalern, das er bei demselben hinterlegt hatte, zweihundert Thaler an Lessing und Kamler zu vertheilen. Er hatte schon in Leipzig dem ersteren in der großmüthigsten und zartesten Weise unaufgefordert seine Lage erleichtert, ³⁾ wie auch Mendelssohns Hilfe dem Freunde nicht gefehlt hatte. Noch mehrere Jahre nach Kleists Tode machte es Lessing

1) Werke I. 205—206. Vergl. Kleists Leben von Krbitz S. 76.

2) Lessing XI. 695.

3) Werke XII. 121.

glücklich, an einem Keffen des Freundes die empfangene Wohlthat reichlich vergelten zu können (XII. 148). Keines Freundes Verlust hat später so wie Kleists früher Tod das Herz Lessings erschüttert.

Neben den bisher erwähnten Arbeiten förderte Lessing während seines Aufenthalts in Leipzig auch das journalistische Unternehmen seines Freundes Nicolai, indem er theils den Druck der dort verlegten „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ leitete, theils auch die dafür eingesandten Arbeiten redigirte und selbst einige, wiewohl nicht eben bedeutende Beiträge zu derselben lieferte. Er ließ die ersten Lieder des „preussischen Grenadiers“ (Gleim) in derselben abdrucken und begleitete sie mit einer kurzen Einleitung.¹⁾ Diese Lieder übten auf ihn eine bedeutende Einwirkung, und er fühlte sich angeregt auf die alten Kriegslieder aller Art, auf Lyrtaus und das deutsche Heldengedicht zurückzugehen und eigene Entwürfe zu Oden an Gleim zu senden,²⁾ unter andern auch den Entwurf zu einer Ode an den großen Preussenkönig, den er schon zwei Jahre früher in Berlin besungen hatte. Aber seine Stellung in Leipzig ward, wie wir gesehen haben, grade auch durch seine politische Gesinnung immer unaushaltbarer. Er sehnte sich mehr und mehr nach Berlin zurück, „wo er nicht länger nöthig haben werde,“ wie er an Gleim schreibt, „es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen trotz alledem und alledem doch ein großer König sei.“³⁾ Als nun vollends auch sein geliebter Freund Kleist den Befehl erhielt, in kurzer Zeit mit seinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu stoßen riß das letzte Band, das ihn in Leipzig zurückhielt, wo ihm überdies die Nähe des Kriegsunheils schon lange zuwider war,⁴⁾ und er verließ es am 4. Mai, um sich eufs Neue nach Berlin zu begeben, wo ihn die dortigen Freunde schon lange mit Sehnsucht erwarteten.

1) Werke V. 77 ff. vgl. XII. 107.

2) XII. 82, 83. I. 205 ff.

3) XII. 82.

4) XII. 100.

Viertes Buch.

Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis Novbr. 1760.

Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.



Erstes Kapitel.

Glein und Kleist.

Es war ein schwungvoll bewegtes Leben, das Lessing bei seiner Rückkehr nach Berlin begrüßte. Die Hauptstadt Preußens wie die ganze preussische Nation erschienen gehoben durch die Großthaten und den Heldenruhm ihres großen Königs, der geschmückt mit den Lorbeern von Lomowitz, Prag und Kospach, einer ganzen wider ihn vereinigten Welt in Waffen Troß bot. Auch Lessing entzog sich dem allgemeinen Eindrucke nicht. Troß seines vorherrschenden Weltbürgerthums fühlte er doch, daß sein Platz auf der Seite des Mannes sei, der, nachdem er das heimtückische Mey des sächsischen Verraths durchbrochen hatte, jetzt neben seinen eigenen politischen Zwecken auch für die Sache des Protestantismus, der Aufklärung und Geistesfreiheit gegen das österreichische Jesuitenthum und gegen russische Barbarei, wie für die Ehre deutscher Nationalität gegen eiteln französischen Hochmuth das Schwert führte. Waren doch alle seine Berliner Freunde, wie Mendelssohn, Ramler und Nicolai, enthusiastische Preußen; dichtete doch sein Freund Gleim seine begeisterten Grenadierlieder zur Verherrlichung des Königs und seines Heldenheeres, und kämpfte doch in dessen Reihen auch der Mann, dem Lessing die tiefste Liebe seiner Seele zugewandt hatte, Gwald Christian von Kleist, ein Sänger und ein Held zugleich.

Fast alle aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Lessings sind an

Glein gerichtet, und fast in allen finden sich Hindeutungen, wenn auch nur kurze, auf die großen Kriegsbereignisse der Zeit. Der Ueberfall von Hochkirch an dem für Preußen so verhängnißvollen sechsten Tage des Oktober, erpreßte ihm freilich wie so Vielen den unmutigen Ausruf: „Wie war es aber immer möglich, sich von den Oestreichern überfallen zu lassen!“ und er kann sich kaum darüber zufrieden geben, daß „dem schläfrigen Daun so ein Streich gelingen mußte!“ Aber „der König hat selbst bald bessere Nachrichten versprochen,“ und so hofft auch Lessing mit seinen Freunden das Beste und daß noch Alles glücklich enden werde; ¹⁾ denn, wie er in der Vorrede zu Gleims Kriegsgliedern sagt: den Preußen sind die Heldentugenden ebenso angeboren, wie den Spartanern des Alterthums. Er läßt Gleims Grenadierlieder zusammendrucken und besorgt die Vertheilung von Exemplaren unter die Regimenter des preussischen Heeres. Er meldet, daß eine Anzahl derselben in Musik gesetzt sei, und daß das Regiment, bei welchem sein Kleist stand, bereits einen Marsch nach einem derselben habe. ²⁾ Aber er kann auch hier den höheren weltbürgerlichen Standpunkt seiner Bildung nicht verleugnen. Ihm sind die Ueberschwenglichkeiten des Gleim'schen Patriotismus zuwider, und er will auch in dem poetischen Angriffe gegen den Kriegsfeind das Maas der Klugheit, die weiter sieht als auf den Augenblick, er will die Bildung der Humanität, die das Verfluchen und Verwünschen „den Pfaffen überläßt“, bewahrt wissen, und so ändert er, was ihm in den Liedern des Freundes dieses Maas zu überschreiten scheint. ³⁾

Nur um seinen Kleist war er bekümmert. Er kannte die nach Auszeichnung dürstende Heldennatur seines Freundes, der, vielfach von seinem Könige zurückgesetzt, vor Begierde brannte, durch kühne Thaten der Hingebung zu beweisen, daß solche Zurücksetzung ihn unverdient betroffen. Kleist ist vielleicht der einzige Mann, der auf

1) XII. 124. 124.

2) XII. 119. 124.

3) XII. 125. 127.

Lessing durch sein ganzes Wesen wie durch seine poetische Richtung einen Einfluß geübt hat, der um so größer war, je mehr Lessing selbst sich dieser edlen Mannesnatur voll Seelengröße und Einfachheit verwandt fühlte. Denn dieser Dichter des Frühlings war eine Gestalt, an deren männlichem Ernste und antiker Simplizität sich wohl selbst ein Lessing aufzubauen konnte: ein Deutscher vom Wirbel bis zur Beih im besten Sinne des Wortes, und auch in der Poesie mit deutschem Ernst auf Ausprägung dieses nationalen Charakters hindringend, ein Dichter, der die Tapferkeit und das kriegerische Heldenthum, die er besang, gleich in der ersten Schlacht mit seinem Heldentode befestigte, getreu den Worten, die er in seinem herrlichen Gedichte an das Preussische Heer im zweiten Jahre des Krieges sich selber zugerufen hatte:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel!
 Einher vor wenig Helden zieh'n.
 Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen zieh'n,
 Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!

Er war der Theodor Körner des siebenjährigen Krieges, nur ohne alles romantische Schönthun mit Leier und Schwert. Denn während er wohl der einzige Offizier im Heere des großen Königs war, der mitten im Getümmel des Feldlagers den Muses huldigte, verbarg er doch seine poetischen Bestrebungen sorgfältig vor den Augen seiner Standesgenossen, wie er denn auch trotz aller Bitten Lessings nicht zu bewegen gewesen war, sein Bild dem neuen Journale Nicolai's vorsezen zu lassen, um nicht „bei seinen Nebenoffizieren lächerlich zu werden, bei denen es, wie er an Gleim schrieb, für eine Art von Schande gelte, ein Dichter zu sein.“¹⁾ Kleist war es, an den Lessing in Gedanken seine berühmten, bald zu erwähnenden Literaturbriefe richtete; er war es, dessen Heldenhaftigkeit ihm zu seinem „Philotas“ die Farben lieh, wie er mit diesem Gedichte selbst

1) Werke XII. 80. 83.

Kleist's Streben nach kerniger Gedrängtheit und Kraft zu dem seinigen machte; und im Umgange mit Kleist sind ihm die Anschauungen geworden, aus denen später die würdige Auffassung und Charakteristik des Soldatenstandes in der Minna von Barnhelm erwuchs. Kleist's männlich offener und gerader Charakter, seine ernste Wahrheitsliebe und Erhabenheit über alle schwächliche Rücksicht persönlicher Eitelkeit waren es, die Lessing's Verhältnis zu den beiderseitigen Freunden Gleim und Ramler, die für solche Rücksicht nur zu empfänglich waren, so lange jener lebte, aufrecht erhielten, da bei ihm ihre Klagen über Lessing's Strenge des Urtheils kein Gehör fanden.

Es scheint, als ob sich Lessing einer Ahnung von dem Schicksale des geliebten Freundes nicht zu erwehren vermochte. „Was ich seinetwegen in Sorgen bin, kann ich nicht sagen!“ schreibt er an Gleim, „ich fürchte, ich fürchte, er wird jetzt mehr zu thun finden, als er sich wünscht.“ Am 24. August 1759 kamen die ersten genaueren Nachrichten über die unglückliche Schlacht von Kunersdorf nach Berlin. Lessing erfuhr, daß sein Kleist verwundet und gefangen sei. Er schrieb an ihn über Danzig nach Frankfurt; er sorgte dafür, da er ahnte, daß er „von den Russen rein ausgeschält sein werde,“ daß ihm in Frankfurt und, falls er nach Preußen und Polen geführt werden sollte, in Danzig hinreichend Geld übermacht werde. Er schrieb an Freunde nach Frankfurt, um ihnen den Verwundeten dringend zu empfehlen. Als sieben Tage später die Nachricht eintraf, daß Kleist an seinen Wunden gestorben sei, kann er es nicht glauben. Er sucht sich und Gleim mit einer Namensverwechslung zu trösten. Es sei noch ein Major Kleist verwundet und gefangen worden, schreibt er an Gleim den 1. September 1759, „dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen.“ Er will selbst nach Frankfurt mitten unter die Feinde eilen. „Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte

ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen und umarmen! —

Und als dann wenige Tage darauf die traurige Gewißheit anlangte, wie ergreifend in seiner großartigen Einfachheit ist der Ausdruck seines Schmerzes über den Verlust des unerseßlichen Freundes! Keiner von allen Briefen zeigt so das ganze Herz des Mannes wie der, welchen er am 6. September an Gleim schrieb: „Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie: manchmal verleitet mich der Schmerz auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden, warum ging er nicht! Es haben sich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man, aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll! Die Elenden, die ihn versäumt haben! — Der Professor Nicolai hat ihm eine Standrede gehalten; ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Die müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das ist im Stande sind. Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber noch eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwätzen zu lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Hamler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen sein Verlangen —

— liebster Stein, das müssen Sie nicht thun! das werden Sie nicht thun!“ — Hier ist der ganze Lessing mit seinem tiefen, reinen und starken Gefühle, mit der ganzen Energie seines Herzens, dessen verlagender Aufschrei zum erhabensten Lobgedichte des verlagten Helden wird.

Lessing hat für diesen Verlust nie mehr einen Ersatz bekommen. Aber heldenhaft wie sein gefallener Freund, erhob er bald wieder sein Haupt aus der tiefen Niedergeschlagenheit, und wandelte seine große Ruhmeslaufbahn weiter, nicht Vergessenheit, aber Stärkung suchend und findend in der Arbeit für die Bildung seiner Nation.

Zweites Kapitel.

Die Literaturbriefe.

Schon in Leipzig sahen wir, daß die Anregung der Stein'schen Kriegsklieder Lessing auf das Studium der altdeutschen Poesie geführt hatte. Der Aufsatz über das Heldenbuch (XI, 30) war um diese Zeit begonnen worden, und er setzte in Berlin diese Studien fort, deren Ergebnisse ihm später durch den Diebstahl eines Bedienten verloren gingen, der viele seiner Bücher und Papiere als Makulatur verkaufte. Wenn die Resultate dieser Forschungen auch jetzt ohne Bedeutung sind, so ist es doch ein Umstand von hoher Wichtigkeit, daß er, der, wie Danzel bemerkt, „bis jetzt wie alle seine Zeitgenossen seine geistige Nahrung und Anregung einzig und allein aus den Werken der Alten und aus den modernen Literaturen gezogen hatte, die mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, jetzt für acht nationale deutsche Poesie Interesse faßte.“ Eine Frucht dieses Interesses war die Bearbeitung und Herausgabe einer Auswahl von Sinngedichten des schlesischen Dichters Friedrich von Logau aus dem

siebzehnten Jahrhundert, die er nebst Anmerkungen über die Sprache des Dichters im Verein mit Kamler unternahm. 1) Daneben aber entwickelte er in dieser Zeit eine außerordentliche Vielgeschäftigkeit, und hatte er, wie Kamler schreibt, „die Hand in zehn Sachen auf einmal.“ Mit diesem trat er damals in die engste Verbindung. „Herr Kamler und ich“, schreibt er an Gleim, „machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles geschrieben haben. Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Chestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen.“ 2) Man sieht, er verlor das Drama, das ihm immer noch als der Kernpunkt nationaler Literatur erschien, nicht aus den Augen. Wir werden auf seine Beschäftigung mit der Faustsage, von der nur das bekannte dramatische Fragment übrig ist, zurückkommen, sowie auf das Trauerspiel Philotas, das gleichfalls dieser Periode angehört. Jetzt aber müssen wir uns einem Unternehmen Lessings zuwenden, das in unserer deutschen Literatur eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervor zu bringen bestimmt war.

Dies Unternehmen sind die berühmten Literaturbriefe. Nikolai hatte sich durch äußere Verhältnisse genöthigt gesehen, sein in Leipzig erscheinendes Journal, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, an Weisse abzugeben. Lessing, der von Anfang an dies Journal nicht in seinem Sinne gefunden hatte, faßte jetzt den Gedanken, ein eigenes kritisches Organ zu gründen, in welchem er mit seinen Freunden Mendelssohn und Nikolai die neueste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte. In der zwanglosen Form von Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier, — bei welchem Lessing an seinen Freund

1) S. Werke Bd. V. Dangel I. 372—376.

2) XII. 119 vergl. 133.

Kleist dachte — wollte man die bedeutendsten, seit dem Beginne des Krieges hervorgetretenen Erscheinungen der Literatur besprechen. Diese Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Namen der Verfasser geheim bleiben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt, und Lessing hielt in diesem Falle um so strenger darauf, je weniger er selbst den Schein eines ihm so verhassten Partei- und Coterietreibens mit seinem Journale auf sich laden und dadurch die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen wollte. Daß er indessen die Seele des Ganzen war, fühlten namentlich seine Feinde und Neider, wie Gottsched und Klop, instinktmäßig heraus, obschon Lessing selbst seine Betheiligung sogar gegen seine nächsten Freunde geheim hielt, und sein wahrer Antheil erst nach seinem Tode aufgedeckt wurde.

Die Literaturbriefe Lessings sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Entstanden in einer Zeit voll gehobener Stimmung der Gemüther, sind sie selbst in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen zuerst gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht, und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werks bemißt. „Die Güte eines Werks“, also lautete Lessings Grundprinzip für seine Kritik, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunsttrichter von einer nachtheiligen Zergliederung absehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten.“¹⁾ An diesem Maße bemessen, erscheinen ihm selbst die Beiträge seiner Mitarbeiter „noch lange nicht streng genug“, während alle Welt über die strenge Kritik der Literaturbriefe Ach und

1) Werke IV. 39.

Behe schrieb. In der That stand Lessing hier bereits auf einem Standpunkte, der ihn selbst von seinen Freunden trennte. Sie begnügten sich, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gewisse allgemeine, aus den anerkannten Meisterwerken, zumal den alten, abgezogene Regeln auf die besonderen Fälle neuerer Produktionen anzuwenden. Lessings Kritik dagegen war darauf gerichtet: das eigne Gesetz, den durch das Bewußtsein vermittelten Prozeß der gegenwärtigen Produktion selbst darzustellen.¹⁾ Dadurch ward er der Schöpfer der modernen Kritik überhaupt, und diese Weise seines Verfahrens ist es, welche nach Danzels schönem Ausdrucke seinen Literaturbriefen „die ewige Jugend“ verleiht und sie zu den ältesten deutschen Schriftwerken macht, die noch heute gelesen werden, während Alles, was vor ihnen liegt, die Schriften der Gottschedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, ja selbst Lessings eigene frühere Schriften in den Schooß der Vergangenheit hinabgesunken und nur noch Gegenstand gelehrter Kenntnißnahme sind.²⁾

Der neue Boden, auf dessen Gewinnung es Lessing mit seinen kritischen Literaturbriefen abgesehen hatte, war aber kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenthümlich deutsche, aus dem innersten Wesen und Leben der Nation hervorgehende Literatur, in welcher sich das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln sollte.³⁾ Wir wissen, daß er später in seiner Minna von Barnhelm das erste Musterwerk einer solchen Literatur hinstellte. Jetzt aber galt es, zunächst den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich zu reinigen. Diese Herkulesarbeit übernahm Lessing mit den Literaturbriefen. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wissens und der Studien, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die leichte Vielschreiberei untergeordneter Geister, die sich

1) Danzel I. 391—92.

2) Danzel I. 392. 412.

3) Danzel I. 443. 459.

nichtsdestoweniger, alle für Genie's hielten und von dienstfertigen Freunden unter Vorbehalt der Gegenleistung auch für solche erklärt wurden, hatten damals in der deutschen Literatur einen Grad erreicht, von dem uns selbst die Literaturbriefe nur einen annähernden Begriff geben können. Mitten unter dieses selbstgefällige Treiben der gedankenlosen und arbeitsscheuen Mittelmäßigkeit schleuderte nun Lessing die zündenden Blitze seiner vernichtenden Kritik. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit dürren Worten aussprach, daß die neueste deutsche Literatur eigentlich nichts der Rede werthes darbiete, mußte einen Schrecken unter allem Volk erregen. Das erste Strafgericht erging über die schlechten Uebersetzer ohne Sprachkenntniß und Wissen, die da übersehten, „um die Sprache zu erlernen, aus der sie übersehten, und dadurch unbeschreiblicher Schaden stifteten.“¹⁾ Diese Dusch, Bergmann, Palthen, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, deren Schuldnabenschnißer aufzudecken ein Lessing sich herabließ, sind jetzt vergessen; aber die Art und Weise, wie er es that, ergöh't uns noch heute, wo wir die heilsamen Wirkungen seiner Strenge in einer Literatur genießen, die wie keine andere die mustergültigsten Uebersetzungen alter und neuer Fremdwerte aufzuweisen hat. Und wie er mit der Bück-tigung der leichtfertigen Uebersetzer begann, so schloß er mit der Hervorhebung eines vortrefflichen, des früh verstorbenen Meinhard, dem er ein verdientes Ehrendenkmal aufrieh'tete.²⁾

Die Literaturbriefe waren nichts weniger als eine regelmäßige Recensiranstalt. Es waren Streifzüge durch das literarische Gebiet, die ein kühner, wohlgerüsteter Kapitän nach eigenem Gutdünken auf die zufälligste Anregung nach allen Seiten hin unternahm. Nicht die besprochenen Bücher und Autoren waren das Wichtige, sondern das, wozu sie ihn anregten, die Gedanken und Grundsätze, welche

1) VI. 7. u. 12.

2) Dangel-Gußrauer II. 1. 6.

sie ihn zu entwickeln, die Wahrheiten, welche sie ihn auszusprechen veranlaßten. So züchtigte er in dem Hannoveraner Dusch die ganze schwülstig gespreizte Belletristik und leichtfertige Vielschreiberei jener Zeit in einer Weise, die zuletzt selbst — ein seltener Fall — den so schonungslos abgestraften Autor zur Einsicht brachte, obgleich derselbe anfangs die verzweifeltsten Versuche machte, wider den Stachel der Lessing'schen Kritik zu ledern. ¹⁾ Er setzt den Kampf gegen die Gottsched'sche Verstandesplatttheit und das von diesem patronisirte Cliquenwesen fort, und dringt vor allem in der Kritik auf diejenige sittliche Wahrhaftigkeit, die sich nicht für Schmeicheleien verleugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser ansteht, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. ²⁾ Er erweitert den Blick auf die Vergangenheit der deutschen Literatur durch die Geschichte des deutschen Hexameters und die Hinweisung auf die vergessenen Logau'schen Sinngedichte, und hebt zugleich die Gedichte Kleists und Gerstenbergs, sowie die Gleim'schen Kriegslieder hervor aus der Masse der Spreu lyrischer Produktionen. Selbst das fremdländische Volkslied entgeht ihm nicht, und die „Kaiwetät und reizende Einfalt“ Lithauischer Volkslieder erscheint ihm lehrreich für die Poeten seiner Zeit. Er zeigt bei Gelegenheit der deutschen Geschichtschreibung, worin der Grund liege, daß wir keine guten Geschichtschreiber haben. „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.“ ³⁾ So sehen wir bei Lessing überall die schöngestaltende,

1) Vergl. Werke VI. 197.

2) Werke VI. 181 ff.

3) VI. 146.

formgebende Kunst in ihr Recht eingesetzt neben dem stofflichen Gehalte, den der Fleiß des Forschers gewinnt. Sätze aber wie der: „daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt“, greifen in das tiefste Leben desjenigen hinein, dessen Forderung Lessing zuerst aufzustellen unternahm, in das Leben einer wahrhaft nationalen Literatur.

Das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, liegt ihm in diesen Literaturbriefen so sehr am Herzen, daß er es selbst einem Leibniz nicht verzeihen kann, von den geistigen Fähigkeiten seiner Nation gering gedacht zu haben. Leibniz hatte einmal geäußert: der einzige nationale Geistesvorzug des Deutschen sei der Fleiß. „Nun wundere man sich noch“, ruft Lessing aus, „wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht abprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte französische Nation auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.“

Darum eben, weil er seine Nation heben, ihr ein Recht auf Selbstgefühl geben wollte, war er so streng gegen die, welche es selbst an jener Tugend des Fleißes fehlen ließen, und ganz in Leibnizens Sinne dringt er auf Gründlichkeit und gelehrte Kritik in der Wissenschaft, und auf eine Gelehrsamkeit, die nie vergißt, daß sie nicht Selbstzweck sein darf, sondern das Leben schöpferisch befruchten soll. Aber während er solche Schriftsteller schonungslos abstrafte, vergaß er doch die Gerechtigkeit selbst gegen einen Dusch nicht, und räumte willig ein, daß derselbe Gutes leisten könne, wenn er seine Kraft gehörig zu Rathe halten und auf die ihr gemäßen Gegenstände beschränken wolle. Einen förmlichen Erziehungsprozeß sehen wir Lessing in dieser Hinsicht an demjenigen unter den jungen

deutschen Schriftstellern in seinen Literaturbriefen vornehmen, dessen große Begabung sein scharfes Auge selbst mitten unter den größtlichen Verirrungen erkannte, an Wieland. Der dreiundzwanzigjährige Wieland, der damals in der Schweiz lebte und sich dort als Klopstocks Nachfolger geberdete, hatte sich 1756 beikommen lassen, die heitern Dichtungen eines U3 und Anderer für unchristlich und sittenlos zu erklären, und die geistliche Censur gegen solches Uergerniß aufzurufen. Lessing weist ihm nach, daß er durchaus nicht berufen sei, den Vertreter der Christlichkeit zu machen. In einer Reihe von Briefen voll unübertrefflicher Feinheit und überlegenen Geistes zeigt er, daß Wielanden dazu nicht mehr als Alles fehle, daß für ihn die Religion eigentlich nur ein schöngeistiges, ein poetisches Empfindungs-Interesse habe, daß er von der Dogmatik nichts wissen wolle, und dagegen den englischen Philosophen Shaftesbury anpreise, der gerade der gefährlichste weil der feinste Gegner der Religion sei. Er weist ihm nach, daß er selbst zu einem Vertreter der schweizerischen Literaturrichtung um so weniger berufen sei, als er weder mit den Ansichten der Schweizer übereinstimme, noch auch nur ihre Sprache rede. Er zieht ihm unbarmherzig den Mantel religiöser Hohenprieesterlichkeit und seraphischer Ueberschwenglichkeit aus, mit welchem der unreife leichtbewegliche Wieland damals sich und seine Muse drapirt hatte. Und als dieser endlich mit seinem Trauerspiele Lady Johanna Gray hervortrat (1759), begrüßt Lessing dasselbe mit den Worten: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Aber diese Freude hält ihn nicht ab, auch an diesem Produkte nicht nur die ästhetische Schwäche und Unreife, sondern obenein noch ein ganz vollständiges Plagiat aus dem Engländer Rowe mit einer wahrhaft entzündenden Ironie aufzudecken; ein Plagiat, bei dem der fromme Seraphiker so überaus leichtfertig verfahren war, daß in seiner deutschen Tragödie sogar eine Person aus einer von ihm ausgelassenen Episode des englischen Originals zurückgeblieben war!

Aber über solchem lustigen Scherze wird der Ernst nicht vergessen. Dies schlechte historische Trauerspiel giebt ihm zugleich Gelegenheit, das Verhältniß des Dichters zum historischen Stoffe zu besprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: daß der Dichter Herr über die Geschichte sei.¹⁾ Und wenn er früher einmal gesagt hatte, daß unter gewissen Bedingungen ein Jüngling noch eher eine Tragödie als ein Lustspiel machen könne, so will er dies doch jetzt nur von den Erstlingsversuchen im Allgemeinen verstanden wissen, und prägt der nach dem Kranze der tragischen Muse voreilig haschenden Jugend die Wahrheit ein, „daß die Tragödie das Werk des reifen Mannesalters, nicht der Jugend sei.“²⁾ Seines Freundes Weiße elendes Trauerspiel Eduard II. giebt ihm Gelegenheit, auf den jammervollen Zustand der deutschen Bühne und dessen Ursachen ein scharfes Schlaglicht zu werfen, und zugleich über den Wig der Leidenschaft und des Schmerzes die herrlichsten Bemerkungen zu machen.³⁾ Ja, wir finden in den Literaturbriefen bereits jene kühne Hinweisung auf Shakspeare's Größe gegenüber der französischen Tragödie eines Corneille, welche später in der Hamburger Dramaturgie ihre volle Entwicklung finden sollte.⁴⁾

Vor Allem aber sind es zwei Dinge, die er in den Literaturbriefen scharf in's Auge faßt: die ästhetisch religiöse Verschrobenheit der Klopstockianer und der damit zusammenhangende geistliche Hochmuth, der sich in den moralisirenden Wochenchriften dieser Partei ungebührlich breit machte.

Wir haben gesehen, wie achtungsvoll Lessing gleich bei seinem ersten kritischen Auftreten auf Klopstock als die einzige wahrhaft bedeutende Erscheinung der deutschen schönen Literatur jener Zeit hinwies. Aber so wenig er sich damals über die Schwächen des

1) VI. 166.

2) VI. 212.

3) VI. 215—216.

4) VI. 41.

Messiasdichters verblendete, so wenig war er jetzt geneigt, es ruhig mit anzusehen, wie die Klopstock'sche Lyrik mehr und mehr in ein gedankenleeres Empfindungspathos ausartete, das seiner inneren poetischen Armuth durch religiöse Glanzfarben aufzuhelfen suchte. Lessing, dem seiner ganzen Natur nach nichts so sehr am Herzen lag als strenge Sonderung der geistigen Gebiete, wollte von dieser Durcheinandermengerei von Poesie und Dogmatik nichts wissen. Er tadelte es offen, daß die Orthodogie den Dichter Klopstock zum Pedanten machte, der sogar in seinen Gedichten das „Schicksal“ in „Vorsehung“ und die „Muse“ in eine „Sängerin Sions“ umwandelte. Er sprach es freimüthig aus: Klopstock's geistliche Lieder mit ihren prächtigen Tiraden seien „so voller Empfindung des Dichters, daß der Leser oft gar nichts dabei empfinde.“¹⁾ Ein Anhänger Klopstock's hatte eins dieser Lieder gedankenreich genannt. „Wenn das gedankenreich ist“, erwidert Lessing, „so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist.“ Er giebt gerne zu, daß Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen sein möge. „Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat erheben können.“ Es war damals, als Goethe noch in den Kinderschuhen ging, nothwendig, selbst einen Klopstock und die Seinen darauf hinzuweisen, daß der Zustand subjektiver Erregtheit des Dichters im Augenblicke des Schaffens eher ein Hinderniß und Nachtheil, als ein Vortheil sei für das, was er schaffe.

Aber bedenklicher noch als die ästhetische war die sittliche Verfliegenheit, mit welcher sich Klopstock und die Seinen in ihrem

1) VI. 260.

Staßf., Lessing. I.

Journal „der Nordische Aufseher“ als christliche Moral- und Sittenprediger aufdrängten. Dies Journal war eine Nachahmung der moralisirenden englischen Wochenchriften, ¹⁾ und sollte seinen Stiftern Klopstock, Cramer und Basedow dazu dienen, „eine spezifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen“. Man erinnert sich aus Goethe's Leben, wie Klopstock noch zwanzig Jahre später sich anmaßte, einem Goethe und seinem Fürsten gegenüber das Amt eines Gewissensaufsehers zu übernehmen, und wie schlecht ihm dies Unterfangen bekam. ²⁾ Der „Nordische Aufseher“ wollte diese Rolle über ganz Norddeutschland ausdehnen. Er hatte gleich bei seinem Erscheinen mit dem hochmüthigen Pastoralstabe begonnen: „daß man ohne Religion kein rechtchaffener Mann sein könne.“ Das war eine Verfündigung gegen Vernunft und Humanität, die der große Vorfechter beider am wenigsten ungestraft hingehen lassen konnte. Lessing deckt die Seichtheit und Unklarheit wie die Anmaßlichkeit einer solchen Behauptung in ihrer ganzen Blöße auf. Er weist nach, daß die poetisch religiöse Ueberschwenglichkeit, welche Denken und Empfinden verwechself, hier auch in die profaische Behandlung einfacher Fragen eingedrungen sei, ja er stellt sich sogar auf den streng theologischen Standpunkt, und zeigt auch auf diesem die ganze Blöße dieser seichten Moralschwäger auf. Die Wuth, mit welcher sich die Angegriffenen gegen ihn wandten, die Schimpfreden, mit denen einer derselben ihn als einen „Abscheu der Welt“ bezeichnete, vermehrten nur Lessings Humor und die Wucht seiner Streiche, mit denen er dann schließlich diese Schwäger so gründlich aus dem Heiligthum der Litteratur hinaus geißelte, daß er damit dem ganzen Wesen der moralischen Wochenchriften in Deutschland ein für allemal ein Ende machte. Diese gegen den „Nordischen Aufseher“ gerichteten Litteraturbriefe sind Meisterstücke

1) Vergl. über dieselben Fetzners Liter. Gesch. b. 18 Jahrb. S. 260—281.

2) S. Zewes: Goethe's Leben. I. S. 291—292

Lessing'scher Polemik, deren dramatische Kraft und Lebendigkeit, deren schlagender Wig ihre Lektüre noch immer im höchsten Grade genussreich macht, wenn auch die Cramer und Basedow längst vergessen und nur noch, wie Insekten im klaren Golde des Bernsteins, in Lessing's Polemik erhalten sind.

Brittes Kapitel.

Lessing's Fabeln. — Philotas. — Faust.

Die beiden wichtigsten Arbeiten Lessing's, welche in die Periode der Literaturbriefe fallen, sind seine Beschäftigung mit der Fabel und sein Trauerspiel Philotas.

Die Theorie der Schweizer, daß das Wunderbare verbunden mit einem moralisch nützlichen Bezuge auf den Menschen das Wesen der Fabel ausmache, hatte sie dahin geführt, der Aesopischen Fabel den Vorrang vor allen anderen Dichtungsgattungen anzuweisen.

So wunderbar uns jezt, bemerkt dazu Goethe in seiner Selbstbiographie, eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwehr sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte.* Indessen hatte Lessing's Interesse für die Fabel denn doch noch andere und tiefere Gründe. Es hing zusammen mit seinen philologischen Studien in Leipzig und mit den durch seinen Lehrer Christ erhaltenen Anregungen, und nicht minder mit seinem Streben, eine beliebte Dichtungsgattung der Zeit aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, besonders Lafontaine's, auf die Bahn des klassischen Altmeisters Aesop zurückzuführen. Zugleich aber war es

ihm mit seinem Interesse für diesen „gemeinsamen Rain der Poesie und Moral“ nicht sowohl um die Fabeldichtung selbst zu thun, sondern dieselbe diene ihm nur als Mittel, um gewisse, viel allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen.¹⁾ Dangel bezeichnet die Tendenz, die sich hier bei Lessing kund giebt, als eine Tendenz der Vereinfachung, die er durch einen Anschluß an das Alterthum, also dadurch ausführe, daß er das, was er für das Richtige hält, als das Wesen einer Erscheinung des Alterthums entwickle. Die Schweizer, Bodmer an der Spitze, deren Theorie und Praxis auf diesem Gebiete durch Lessing über den Haufen geworfen wurde, griffen Lessings Arbeit mit einer Bitterkeit an, von der in den Literaturbriefen eine Probe erhalten ist.²⁾

Was uns indessen jetzt noch an der Abhandlung Lessings interessiert, das sind, wie gesagt, die wichtigen allgemeinen Gesichtspunkte, zu denen er sich in derselben erhebt. Denn hier spricht er es zuerst aus: daß das wahre Gedicht als solches Selbstzweck sein müsse. Er macht sich von der moralischen Theorie der Dichtkunst los, indem er die lehrende Moral in der Poesie auf die Fabel beschränkt. Damit sondert er die Fabel von der reinen Dichtkunst ab, und stellt die letztere ganz auf die Erregung der Leidenschaften und auf den Begriff des Pathos, sowie auf den vollkommen abgeschlossenen Verlauf der „Handlung“, deren wahren Begriff er hier zuerst entwickelt. Er zeigt den Irrthum derjenigen Aesthetiker auf, „welche einen so engen und materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern, während doch auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei.“ Er weist nach, daß Handlung in der Fabel

1) Dangel I. S. 414—434.

2) Lessings Werke VI. 263—273.

und Handlung in Epöe und Drama zwei grundverschiedene Dinge sind. Die Handlung der beiden letztern, sagt er, ¹⁾ muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung in der Fabel braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine (belehrende) Absicht damit erreicht. Der epische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzweck. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzt, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können; der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maasgabe der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht.*

Also: die in sich abgeschlossene Handlung, der durch eine Reihe nothwendiger, motivirter Veränderungen gehende innere und äußere Verlauf eines menschlichen Vorgangs, frei von jeder moralisch lehrhaften Tendenz — das ist es, was Lessing in dieser Abhandlung als den Kern derjenigen Dichtung, die ihn vor allen beschäftigte, und in welcher er mit Recht die höchste Blüthe aller Poesie erkannte, als den Kern der dramatischen Dichtung hinstellt. Und wie bei ihm immer das kritische Erkennen mit dem praktischen Hervorbringen

1) V. S. 379.

Hand in Hand ging, so sehen wir ihn zu derselben Zeit den Versuch unternehmen, nicht nur die Fabel, sondern auch das Drama praktisch auf seine wesentlichsten Bestandtheile zurückzuführen. Dieser Versuch war

das Trauerspiel Philotas.

Philotas, ein junger Königssohn, fast noch Knabe, ist in dem ersten Kampfe, an dem ihm sein Vater Theil zu nehmen gestattete, von den Feinden gefangen genommen worden. Verzweifelt über sein Geschick, sieht er Thron und Vaterland, für die er sich begeistert in den Kampf gestürzt hatte, jetzt durch seine Gefangenschaft von noch größerer Gefahr bedroht, da sein Vater Alles opfern wird, um den einzigen Sohn zu befreien. Der Gedanke, daß sein Tod ein Glück für sein Vaterland sein könne, zuckt durch seine Seele. Da plötzlich verkündet ihm der König, in dessen Gefangenschaft er gerathen, daß in demselben Gefechte auch sein eigner Sohn von den feindlichen Kriegern gefangen worden, und daß er entschlossen sei, eine Auswechslung Beider dem Vater des Philotas vorzuschlagen. Philotas selbst soll einen unverdächtigen Boten an seinen Vater mitsenden, damit dieser die Gewißheit erhalte, sein Sohn lebe noch. Da erwacht bei dem Heldenjünglinge der Gedanke auf's Neue, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Vortheil des Krieges in die Hände zu spielen. Er beredet seinen Mitgefangenen, den Parmenio, einen alten Kriegshauptmann, der seinem Vater jene Botschaft überbringen soll, die Auswechslung um einen Tag zu verspäten, und mit dem eignen Schwerte des Königs Aridäus, das dieser ihm auf seine Bitte hat reichen lassen, damit er nicht unbewehrt vor den Kriegern erscheine, durchsicht er sich vor den Augen des Königs das nur für Ehre und Vaterland schlagende Herz.

Dies der Inhalt des Stück, das in einen Akt zusammengebrängt, mit der ungeschminkten Prosa seiner Sprache, mit der

Einfachheit seiner Motive, und dem gleichsam concentrirten Gehalte seines Pathos, selbst einem kurzen spartanischen Schwerte gleicht. Auch das, was hier die Handlung bildet, ist kurz und einfach wie ein wohlgezielter Schwertstoß; und eben diese Kürze und Concentration ist es, welche Lessing mit dieser Dichtung zu versinnlichen beabsichtigte. Sein Philotas führt die Tragödie auf das Allerwesentlichste zurück, auf die reine „Handlung“, wie sie in den Untersuchungen über die Fabel bestimmt worden war. Daher die Kürze und Knappheit der Ausführung, die prosaische Form, die er ja auch für die Fabel zu demselben Zwecke der scharfen Herausstellung des Wesentlichen angewendet hatte, die männlich antike Beschränkung auf das einfache Pathos der Ehr- und Ruhmliebe, wie es ihm im Leben in der Gestalt seines Kleist vor Augen stand, und die Vermeidung aller und jeder Bezugnahme auf das moderne Pathos der Geschlechtsliebe.

Gegen seine Sara und deren geschwägige Weitſchweifigkeit und Gefühlsbreite gehalten, war dies neue Stück ein Schnitt, den er in das eigne Fleisch that. Die Knappheit und Beschränkung auf das Wesentliche, die ihm der neuen deutschen Dichtung vor Allem Noth zu thun schien, gewann er, indem er sich von den moralisirenden Engländern zu den Alten, von der Richardson'schen Breite zur Einfachheit des Sophokles zurückwandte, dessen Dichtungen er damals vorzugsweise studirte und dessen Leben er zu schreiben begonnen hatte.

Auch Lessings Philotas also ging aus derselben Richtung auf das Wesentliche, aus dem gleichen Streben nach Vereinfachung hervor,¹⁾ das ihm für die Begründung einer neuen nationalen Literatur nothwendig erschien. Er hatte sich, um Goethe's Worte zu brauchen, überzeugt, „daß der erste Schritt, um sich aus der wässerigen, weitſchweifigen, nullen Epoche herauszuraffen, nur durch

1) Danzel I. 435. 460.

Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne.“ Und wie ihm für das Drama sein Freund Kleist mit seiner Tragödie Seneca vorangegangen war, so gab ihm die heldenhafte Gestalt dieses herrlichen Mannes, verbunden mit dem kriegerischen Geiste jener Jahre des preussischen Heroismus, das Pathos und die Farbe der männlichen Empfindung für seine eigene Dichtung. Wußte man doch, daß auch der große preussische Held für den Fall seiner Gefangennehmung selbst ein Auskunftsmittel bereit hielt, wie der Held von Lessings Tragödie. Was endlich das tragische Motiv selbst betrifft, so ist ihm Lessing in der einzigen Tragödie, die er nach dem Philotas noch gedichtet, durchaus treu geblieben. Denn hier wie in der Emilia Galotti ist es die einseitige Schroffheit des Charakters, durch deren leidenschaftliche Auffassung der Situation ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Wäre noch ein Zweifel möglich über die Absicht, welche Lessing bei dem Philotas verfolgte, so würde er durch eine überaus komische Mystifikation zerstreut werden, welche der Dichter sich mit demselben gegen seinen Freund Gleim erlaubte. Er schickte diesem das Stück als das Produkt eines ungenannten Verfassers zu, und Gleim war täppisch genug, in die Falle zu gehen. Er machte sich flugs daran, das ganze Trauerspiel umgeändert und beträchtlich erweitert in jambische Verse zu bringen, und schickte die so verbesserte Arbeit an Lessing zurück, der guten Humor genug besaß, diesen „versifizirten“ Philotas des preussischen Grenadiers drucken zu lassen! Lessings hierauf bezügliche Briefe ¹⁾ sind in der That Muster der feinsten Verflage, und Vater Gleim mußte sich, als er die großartige Albernheit, die er begangen hatte, merkte, nicht anders aus der Sache zu ziehen, als daß er „seinem Lessing“ einen Anker des besten Rheinweins schickte. Den versifizirten Philotas ließ er aber dennoch drucken und die einzige Rache, welche Lessing dafür nahm, war die,

1) XII. 129. 130. 133.

daß er auf dem Titel des für Gleim bestimmten Exemplars das Wort „verifizirt“ in „verifizirt“ umändern ließ.

Die Handlung also war es, welche Lessing als das Wesentliche der dramatischen Dichtung aufgestellt und von der er mit seinem Philotas so zu sagen einen Extrakt gegeben hatte. Von dieser Seite aus hatte er in den Literaturbriefen auf Shakespeare hingewiesen und von demselben behauptet, daß er im Wesentlichen den Alten weit näher komme, als Corneille, dessen Verwandtschaft mit den Alten er auf die mechanische Einrichtung begränzt.¹⁾ Sein genaues Studium jener rohen alten Haupt- und Staatsaktionen, die Gottsched dem französischen Geschmacke zu Liebe von der deutschen Bühne vertrieb, hatte in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß der deutsche Nationalgeist mehr zu dem Geschmacke der Engländer als der Franzosen hinneige, „daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirken, als das Artige, das Särtliche, das Verliebte.“ Es ist eine allbekannte Thatfache, wie wichtig und folgenreich diese Hinweisung Lessings auf Shakespeare und die ganze ältere englische Literatur für die Entwicklung der deutschen gewesen ist. Aber Lessing befand sich dennoch im Irrthume, wenn er die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit des französischen Elements für die Entwicklung des deutschen Drama's vollständig verkannte, und im Unwillen über die Gottsched'sche Platttheit das Verdienst desselben um die deutsche Bühne leugnete. Eben weil er selbst in seinen Anfängen vollständig auf diesem französischen Elemente Gottscheds ruhte, und weil er diese seine Anfänge später als Verirrungen erkannte, war er nur um so härter gegen den Vertreter jenes Elements.²⁾ Denn „kräftige Geister sind gegen

1) VI. 42.

2) Daniel I. 129—132. 447—450.

nichts unerbittlicher, als gegen ihre eignen früheren Irrthümer“, — das ist eine Wahrheit, zu der sich auch in Goethe's Entwicklungsgeschichte die entsprechenden Beläge finden, der umgekehrt von der Shakspearesehwärmerei ausgehend sich später gegen dieses Hauptferment der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend auf das Lebhafteste erklärte, und sogar auf das französische Element zurückzugehen für nöthig und nützlich erachtete.

Die wichtigste produktive Anknüpfung an Shakspeare, welche Lessing selbst versuchte, war die Bearbeitung der deutschen Faustsage. In den Literaturbriefen führte er als Beweis für die innere Verwandtschaft der alten deutschen Dramen mit den englischen „das bekannteste“ der ersteren, *Doktor Faust*, an, „das eine Menge von Scenen habe, die nur ein Shakspeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen.“ Bei dieser Gelegenheit ließ er das bekannte Fragment ¹⁾ seiner eignen Bearbeitung abdrucken, in welchem Faust die sieben Teufel über ihre Schnelligkeit examinirt. Lessing hatte zuerst im Jahre 1753 in der Schuch'schen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarke zu Berlin das alte Lieblingsstück des deutschen Volks darstellen sehen, und war sofort zur dramatischen Bearbeitung des Stoffes angeregt worden. Im Jahre 1758 war die Ausführung so weit vorgeschritten, daß er an baldige Aufführung denken konnte. Es kam aber zu derselben nicht. Vielmehr zieht sich Lessing's Arbeit an diesem Sujet durch sein ganzes Leben, und wir finden ihn in Breslau, Hamburg und selbst noch in Wolfenbüttel mit derselben beschäftigt. Indessen weder die in Lessing's Briefwechsel verstreuten Andeutungen, noch die Berichte zweier Freunde, welche man in der Lachmann'schen Ausgabe findet, ²⁾ geben uns irgend einen genügenden Aufschluß über die Art und Weise, in welcher Lessing den Stoff behandelt hat. Nur eine wichtige Notiz ist aufbehalten: Lessing hat zwei Fauste ge-

1) II. 491—493.

2) II. 494—99.

schrieben, zuerst einen, in welchem er sich an die alte Zauber- und Teufelsfabel angeschlossen, und diesem gehören die erhaltenen Bruchstücke an. Später aber entschloß er sich, das Sujet ganz ins Menschliche zu übersetzen, und einem teuflischen Bösewicht die Rolle des Verführers eines reinen unschuldigen Menschen zu übertragen. Die Handschrift dieses Stücks ging während Lessings italienischer Reise durch einen unglücklichen Zufall spurlos verloren. ¹⁾

Auf das erhaltene Fragment that sich Lessing viel zu Gute, und doch mußte er sich von Frau Gottsched nicht mit Unrecht vorrücken lassen: daß er gerade mit dieser Weise der Behandlung den ächt deutschen Geist der alten Faustsage verfehlt habe. ²⁾

Viertes Kapitel.

Kleinere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin.

Unter solchen Arbeiten waren drittehalb Jahre vergangen, Lessing hatte sich aufs Neue in Berlin eingelebt und Alles schien darauf hinzudeuten, daß er sich dauernd hier festsetzen werde. Seine Lebensverhältnisse waren die angenehmsten. Außer Mendelssohn und Nicolai, mit denen er in der engsten Verbindung vertrautesten Umgangs und gemeinsamer geistiger Interessen verkehrte, hatte er mit allen damals in Berlin lebenden bedeutenden Männern nähere oder entferntere Verbindungen angeknüpft. Die öffentliche Geselligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unserer atomistischen Zeit. Das von Resewitz (1755) gegründete gelehrte Kaffeehaus, die Gesellschaft des Montagsclubs, welche alle Männer von literarischem Namen vereinte, zählte auch ihn zu ihren Mitgliedern, und eine

1) II. 495. XII. 454.

2) Danzel I. 454—56.

Kleinere Gesellschaft, der Freitagklub, aus dem engern Kreise der Lessingschen Freunde bestehend, blieb noch lange nachher der Gegenstand seiner sehnfüchtigen Rückerinnerung. Hamler war ihm nicht nur ein theilnehmender Gefährte bei manchen literarischen Projekten, sondern auch ein heiterer Lebensgenosse. Die „Baumannshöhle“, ein Weinkeller in der Nähe ihrer beiderseitigen Wohnungen, vereinte sie oft mit anderen guten Gesellen zu fröhlichen sokratischen Symposien, und gar manchmal mag in den unterirdischen Räumen eins der damals gern und viel gesungenen Lessingschen Trinklieder erschollen sein, wie jenes vom ächtesten Geiste fröhlichen Jugend- und Weinmuthes erfüllte:

Es donnert! Freunde, laßt uns trinken!
 Der Frevler und der Feuchler Heer
 Mag knechtlich auf die Knie sinken.
 Es donnert! Macht die Gläser leer!
 Laßt Nüchterne, laßt Weiber jagen!
 Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
 Solt' er in seinen Nektar schlagen?

„Ich kann mich hier mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens absehen“, schreibt Hamler an Gleim (11. April 1759), „wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Küper heißt Baumann.“ Auch sonst fehlte es nicht an Verkehr mit Bekannten aller Art, und unter den zahlreichen Namen, welche der Lessingsche Briefwechsel hier nennt, finden wir auch liebenswürdige und bedeutende Frauen, wie die geschickten Malerinnen Frau von Sac und Madame Theerbusch. Die Musik war in Lessings Kreise durch Quanz, Krause und Rinberger vertreten, und so fanden sich die verschiedensten Elemente vielseitiger Anregung um ihn vereinigt, während er selbst durch den Reichthum seines Geistes und die Bequemheit seines Verkehrs Alles um sich her bejauberte.

Diese Zeit von Lessings drittem Aufenthalte in Berlin war es denn auch, an die sich seine Berliner Freunde ihr Leben lang mit Entzücken erinnerten. Lessing stand damals in seinem dreißigsten Jahre, auf der Höhe männlicher Jugend, im Vollgeföhle gereifter Kraft und bedeutender Erfolge. Sein Name war in und außerhalb Deutschland gekannt, und er selbst stand bereits unbestritten auf der Höhe der literarischen Berühmtheit. Freilich auch auf demjenigen Punkte seiner Entwicklung, wo er sich bereits inmitten seiner Freunde einsam auf der errungenen Höhe zu fühlen begann, und wo auch er von sich — im Hinblick auf so manche Erfahrungen, auf Gleims Behandlung seines Philotas, und auf die kritischen Bestrebungen seiner Freunde in der Bibliothek der Wissenschaften — sagen konnte:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen
Da ich die Wahrheit weiß, bin ich allein.“

Auch die gehobene Stimmung der preussischen Hauptstadt und der patriotische Aufschwung, den die glorreichen Erfolge der ersten Jahre des großen Krieges herbeiführten, so belebend sie auf die geistigen Interessen zurückwirkten, brachten doch für Lessing, der am wenigsten der Mann dazu war, sich einem beschränkten Patriotismus hinzugeben, vielfache Konflikte selbst mit seinen nächsten Freunden hervor. Wir haben schon gesehen, wie er nach dieser Seite hin mit Gleim zu kämpfen hatte, in dessen Kriegsliedern nach seiner Ansicht „der Patriot, und noch dazu der soldatische Patriot oft genug den Dichter überschrie.“ Dieser einseitige soldatische Patriotismus, der sich damals rings um ihn her, „in tausend ausschweifenden Reden Luft machte, die er alle Tage hören mußte,“ war allzusehr wider Lessings Natur, als daß dergleichen ihn nicht hätte zum Widerspruche herausfordern sollen. Wie er in seinem Geburtslande, zu Leipzig, für einen „enragirten Preußen“ gegolten hatte, so galt er bald in Berlin für einen eben so enragirten Sachsen. Vater Gleim sah sich auf das Schmerzlichste ergriffen, als er in einem Briefe seines Lessing die schrecklichen Worte lesen mußte: „Das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach

seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, — des Patrioten nämlich (setzt Lessing hinzu), der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte.“¹⁾

Für Lessing war in der That jener übertriebene Patriotismus, wie er sich ausdrückt, aufs Höchste „eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehren mochte.“ Erschien ihm doch der Krieg selbst, dessen Gräuel damals Deutschland verwüsteten, im besten Falle nur als ein „blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern,“ der in diesen gestitteteren Zeiten wenigstens das Gute habe, daß er alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß übe, als daß er neue Xenophons und neue Polybe erwecke.“²⁾ Die blutige Balgerei um eine Provinz hatte nichts Begeisterndes für ihn, und sein unparteiisches Auge verblendete sich nicht über die Natur des „vaterländischen Heeres,“ das fast aus lauter geworbenen Leuten, gefangenen Oestreichern und umgekleideten Sachsen bestand. Dazu wurde es in Berlin selbst mehr und mehr unruhig. Schon im September 1760 schreibt er an seinen Vater, um sich zu entschuldigen, daß er seinen Bruder Gottlob nicht zu sich genommen: „Es hätten sich Vorfälle ereignen können, die es hier sehr unruhig gemacht und die mich vielleicht genöthigt hätten, selbst von hier wegzugehen.“ Diese Befürchtung war nicht ohne Grund. Die Russen, die schon im Jahre 1757 Berlin mit einem Streifzuge heimgesucht hatten, zogen drei Jahre später unter Tottleben und Lach am 9. October 1760 aufs Neue in Berlin ein. Zwar wurde durch den Patriotismus eines Bürgers, dessen Hingebung, von Friedrich dem Großen nicht belohnt, an die edelsten Beispiele des Alterthums erinnerte, das schwerste Unheil von der Hauptstadt abgewendet. Aber Lessing hatte es doch mit anzusehen, wie sein Nachfolger in der Redaction der Wossischen Zeitung sammt dem Redacteur der Spener-

1) XII. 125 u. 127.

2) VI. 2.

sehen Zeitung, die sich mit Gleim'schen Patriotismus über die russischen Generale ausgesprochen hatten, von den Russen auf dem Neumarkte zum Gassenlaufen geführt, entkleidet und zuletzt mit einigen Hieben begnadigt wurden. ¹⁾)

Solche Ergebnisse trugen dazu bei, Lessing den Aufenthalt in Berlin zu vermeiden. Dazu gesellte sich noch zweierlei: die zunehmende geistige Entfremdung von seinen bisherigen Genossen, und die alte unüberwindliche Lust, Welt und Leben in immer weiterem Umfange kennen zu lernen.

Was den ersteren Punkt betrifft, so hatte in der That Lessing sich zu einem Standpunkte hinaufgearbeitet, auf welchem ein eigentliches Zusammengehen und Zusammenwirken mit seinen Berliner Freunden nicht mehr möglich war. Nebenher wurde denselben denn doch zuweilen seine Ueberlegenheit unheimlich und lästig. Das alte Wort von dem Drucke, den der überragende Geist auf die geringeren Talente unwillkürlich ausübt, jenes Horazische:

Urit enim fulgore suo qui praegravet artes
Infra se positas — 4)

erfüllte sich auch an Lessing und seinen Freunden. Gleim hatte es ihm übel genommen, daß er mit seinen Fabeln und seiner Abhandlung über diese Dichtungsgattung dem Lafontaine zu nahe getreten war, dem er selbst mit seinen Fabeln sich als Jünger angeschlossen hatte. Ramler verübelte es ihm nicht minder, daß er den von ihm übersetzten französischen Aesthetiker Batteux streng kritisiert hatte, und er sowohl als Nicolai waren unzufrieden, daß Lessing, statt mit ihnen und ihren Freunden eine eigene Berliner Literaturcoterie zu bilden, sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog, und die Urtheile, welche jene in ihrem Journale aussprachen, höchstens nur als Ausgangspunkte

1) Preuß, Friedrich der Große II. S. 259 u. 260.

2) Brennt doch der strahlende Glanz des übermächtigen Genius
Stets das geringre Talent.

für seine eigenen kritischen Untersuchungen benutzte und — berichtete. Sie fühlten sich eben von ihm gedrückt und konnten, wenn sie seine Schriften lasen, sich nicht darüber zufrieden geben, daß er in diesen nicht derselbe bequemlebige, lässliche und gutmüthigharmlose Gesell war, als welcher er sich ihnen im persönlichen Verkehr erwies. Ganz besonders bezeichnend für dies Verhältniß ist ein Brief Kamlers, den er ein Jahr ehe Lessing Berlin verließ, an Gleim schrieb.¹⁾ Lessing wird darin bereits als ein Mensch bezeichnet, „der eben alle Welt angreift,“ und der in seinem Urtheile über den französischen Aesthetiker Batteux selbst keine Rücksicht darauf nimmt, daß „ein Freund“ — eben Kamler selbst — diesen Autor übersezt hat, kurz, als ein Schriftsteller, der alles um sich her unterdrücken will, um sich selbst in den Vorgrund zu stellen. „Ich weiß, schreibt er, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er im Leben ist;“ worauf dann die feuzzende Bemerkung folgt: „es sei schlimm, daß es so sei, indessen sei Lessing doch zu alt, als daß man ihm diese seine schlimmen Seiten abgewöhnen könne, und man müsse sich also an die guten halten!“ Und doch war grade was die Kamler und Genossen seine schlimmen Seiten nannten, das Große und Edle in der Natur dieses herrlichen Mannes, der wohl im persönlichen Verkehre gemüthlich lebte und leben ließ, aber auf dem geistigen Gebiete selbst den nächsten Freunden gegenüber der Sache der Wahrheit und Wissenschaft keinen Strohhalbm breit vergab.

Solche Bekehrungsversuche und Aenderungszumuthungen mögen während seines Berliner Lebens vielfach an ihn herangetreten sein, und Kamler selbst konnte wissen, was es auf sich habe, wenn ihm Lessing in dem ersten Briefe, den er ihm von Breslau aus schrieb,

1) Angeführt bei Danjel. I. 463.

ehrlich gestand: „er habe Berlin satt gehabt und geglaubt, daß auch die Freunde seiner satt sein müßten.“¹⁾

Der zweite Umstand, der ihn aus Berlin trieb, war von mehr äußerlicher Art. Er hatte das dreißigste Jahr überschritten und war noch, wie er sich ausdrückt, „der alte Vogel auf dem Dache“. Die neue Musenhauptstadt an der Spree hatte noch immer für ihn keine Stellung. Daß er trotz seiner Liebe zur Unabhängigkeit, trotz seiner Unlust „der Sklave eines Amtes zu werden“, doch eine gesicherte Stellung in Berlin gern angenommen hätte, gestand er selbst in einem Briefe an seinen Vater. Nur sich darum ängstlich zu bewerben widerstand seinem Selbstbewußtsein.²⁾ Und doch fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Aufopferung einiger Jahre die Mittel zu freieren Studien zu verschaffen. Ein solcher Schritt lag seiner ganzen Sinesart nahe. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er sich die Nachricht von dem Leben des römischen Dichters Plautus, daß derselbe eine Zeit lang das Dichten aufgegeben und Handelsgeschäfte getrieben habe, eben so erklärt.³⁾ Die Reise mit Windler, welche ihm jene Freiheit zu gewähren versprach, hatte sich zerfallen, und es lag ein bitterer Ernst in dem scherzenden Tone, mit dem er damals an Hamler schrieb: Er und der König von Preußen hätten eine große Rechnung mit einander abzumachen, da nur dieser allein Schuld habe, daß sein Plan, die Welt zu sehen, zerflört worden sei, und es sei deshalb wohl billig, daß ihm dafür der König eine Pension gebe, bei der er die Welt vergessen könnte. „Sie denken, daß wird er sein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden.“⁴⁾

Er hatte nun wieder seit vier Jahren das alte, bloß auf Bücher

1) XII. 143.

2) XII. 140.

3) III. 3.

4) XII. 86.

Studien und Schriftstellerei beschränkte Litteratenleben geführt und fühlte, daß ihm eine Pause nöthig und „daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben.“¹⁾ Auch seine Gesundheit hatte durch das anhaltende Studiren und stubenstehende Schriftstellerleben gelitten.²⁾ Da seine Freunde nichts für ihn zu thun wußten, um ihm eine sorgenfreie Stellung zu verschaffen, so versuchte er sich selbst zu helfen. Er wollte Geld erwerben, um sich eine Bibliothek nach seinem Herzen anschaffen und einige Jahre in Ruhe arbeiten zu können. Gerüchte gingen, daß er eine Regiments-Quartiermeisterstelle in dem Regimente seines Freundes Kleist angenommen habe, und in Leipzig hieß es sogar einmal, daß er als Offizier in ein Freibataillon eingetreten sei. Es ist viel von Lessings Unruhe und Unbeständigkeit geredet worden, die es ihm unmöglich gemacht habe, an einem und demselben Orte lange auszu-dauern. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß bis zu dem Augenblicke, wo man durch die Anstellung in Wolfenbüttel den vierzigjährigen Mann fesselte, nirgends auch nur ein Versuch gemacht worden ist, ihn durch eine seiner würdige Stellung festzuhalten, und daß dieser Umstand eben so sehr wie seine angeborene Freiheitsliebe zu seinen vielfachen Ortswechseln beigetragen hat, die sämmtlich mehr oder weniger durch innere und äußere Nothwendigkeit herbeigeführt wurden. Er hatte sich in dieser Beziehung selbst einmal in seinen Gedichten „einen leichten Schleuderball des Glücks“ genannt, dem es nicht gelingen wollte, sein Verdienst durch „ein lohnend Amt“ anerkannt zu sehen.³⁾

Lessing hatte, als er mit Kleist in Leipzig lebte, bei dem letzteren den Obersten Tauenzien kennen gelernt. Dieser, der im Jahre 1760 als Gouverneur von Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte und unter andern auch die verwickelten und mißlichen Münzoperationen

1) XII. 143.

2) Klose bei R. Lessing. I. 241.

3) I. 98.

König Friedrichs zu leiten hatte, bedurfte dazu eines geschickten und verlässlichen Gehülfen. Er erinnerte sich an Kleists Freund, und trug Lessing die Stelle eines Gouvernements-Secretairs bei ihm unter den günstigsten äußeren Bedingungen an. Lessing nahm keinen Anstand darauf einzugehen. Ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, verschwand er auch diesmal aus Berlin, wo er selbst nicht einmal seine Wohnung aufgekündigt hatte, und ging im November 1760 nach Breslau. „Ich will mich, so schrieb er damals in sein Tagebuch, eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

Vertical line of text on the left margin.

Vertical line of text on the right margin.

Fünftes Buch.

Kriegs- und Wettleben in Breslau. 1760—1765.

Winna von Barabehn.



Erstes Kapitel.

Jüngere Lebensverhältnisse.

Es war gegen den Ausgang des Novembers 1760, als Lessing in Breslau anlangte. Er hatte unterwegs einen Tag in Frankfurt verweilt, um das Grab seines geliebten Kleist zu besuchen. „Die Geschichte dieser Wallfahrt verdient einen eignen Brief; Sie sollen sie ehestens haben“, schreibt er an Kamlar in dem ersten Briefe, den er von Breslau aus an diesen Freund richtete. Er hat jenen Brief nicht geschrieben! Ueberhaupt ist die Correspondenz Lessings mit seinen Freunden während dieser fünf Breslauer Jahre äußerst lückenhaft auf uns gekommen. Von ihm selbst sind nur neunzehn,¹⁾ von seinen Freunden sogar nur acht Briefe, sieben von Mendelssohn und einer von Nicolai an ihn, aus dieser Periode erhalten. Die Briefe Kamlars an ihn fehlen gänzlich, und dies ist um so mehr zu bedauern, als Kamlar grade damals vorzugsweise Lessings Vertrauen besaß, und die Spur einer persönlichen Verwicklung des letzteren in ein Verhältniß zu einer Frau, welches durch seine Entfernung von Berlin gleichfalls zerrissen wurde, eben wegen des Fehlens der Kamlarschen Briefe nicht mehr aufzuhellen ist.²⁾

1) Sieben an Kamlar, drei an M. Mendelssohn, zwei an Nicolai, sechs an Lessings Vater und einer an Heyne.

2) Vergl. XII. 147. 149.

Unmittelbar nach Lessings Abreise meldete die Berliner Zeitung, daß die dortige Akademie der Wissenschaften neben mehreren anderen Gelehrten auch „Herrn Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht“, zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt habe. Wenn aber schon Lessings Freunde sich durch den unverschämten Zusatz der Bekanntmachung verletzt fühlten, daß diese Ehre allen Ernannten auf deren wiederholtes Ansuchen ertheilt worden sei, so kann man denken, wie Lessing selbst die Sache aufnahm, in welcher er jetzt vielmehr eine Beleidigung als eine Ehre erblicken mußte. Er unterließ es deshalb sogar, seinem alten Vater davon Nachricht zu geben, dem die Sache doch zur großen Freude gereicht hätte. Interessant ist es, daß ein aufgeklärter Theologe, der Probst Süßmilch, es war, welcher ihn in Vorschlag gebracht hatte, während der Aesthetiker Sulzer, der sich sonst so gern als Lessings Gönner zu zeigen liebte, lebhaft gegen seine Aufnahme gesprochen hatte. Dienstfertige Freunde beeilten sich, Lessing von diesem Betragen des „falschen“ Freundes sofort Nachricht zu geben. Seine Antwort war — eine Entschuldigung des letzteren, in welcher er nur als Inkonsequenz bezeichnete, was jene als Falschheit brandmarkten. ¹⁾

Lessings Chef, der General von Tauenzien, hatte sich kurz vor Lessings Ankunft in Breslau durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Hauptstadt Schlesiens gegen einen überlegenen Feind hohen Kriegsruhm und die dankbarste Anerkennung seines Königs erworben. Noch lebte in Aller Munde die derb humoristische Antwort, die er dem östreichischen General Loudon gegeben, als dieser ihn unter der Androhung zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatte: daß im Falle der Weigerung das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden solle! „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht!“ hatte er dem Oestreicher erwidert, und zugleich mit seinem Offiziercorps sich feierlich das Wort gegeben, eher bis auf den letzten

1) XII. 145.

Mann zu Grunde zu gehen, als sich dem Feinde zu ergeben. Es war eine jener derben, tüchtigen Naturen, die ohne irgend welche wissenschaftliche Bildung doch die ihnen verwandte Tüchtigkeit des Charakters in Anderen instinktmäßig herauserkennen und respektiren, und Lessing war ganz der Mann dazu, auch seinerseits einen solchen heldenhaften Kriegermann gebührend zu schätzen. Sein Verhältnis zu ihm war und blieb daher während ihres fünfjährigen Zusammenseins durchaus das beste, und noch mehr als zehn Jahre später gedachte er in einem Briefe an seinen Bruder mit Liebe „seines alten ehrlichen Lauenziens“, ¹⁾ dessen Anhänglichkeit an Friedrich den Großen er durch das bekannte Wort bezeichnete: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Lauenzien gewiß mit darunter gestanden haben.“ König Friedrich hatte den tapfern General zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig vertheidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum Generalmünzdirector ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser verurtheilten Operationen kam es dahin, daß das „gute Geld“ so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Dukaten oft mit neun Thalern bezahlt wurde. ²⁾ Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim, Izig u. A., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen; auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen, und sogar Lauenzien, der von Hause aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von wenigstens hundertfunzigtausend Thalern erworben. ³⁾ Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht,

1) XII. 493.

2) Preuß. a. a. D. II. S. 391 ff.

3) Preuß. III. 63.

seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung mehr als Anderen Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit die Vortheile derselben zu Nutzen zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Lauenziens immer die erste Kunde von den neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch sichere Spekulationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, wie sein Bruder schreibt, um die neuen Geldauslagen eben so viel, als um neue und alte Bücherauslagen bekümmert hätte. Er that es nicht, weil alle dergleichen Dinge seiner reinlichen Natur und seiner peinlichen Ehrenhaftigkeit widerstrebten; und so kam es, daß er aus Verhältnissen, in denen ein Voltaire Hunderttausende erworben haben würde, nach fünf Jahren eben so arm schied, wie er eingetreten war.

Der einzige Besitz von Erheblichkeit, den er in Breslau erwarb, war eine treffliche Bücherammlung, auf deren Anschaffung er einen großen Theil seines Einkommens verwendete. Es war, wie sein Bruder erzählt, Spekulation und Liebhaberei zugleich. „Die Bücher gingen damals in schlechtem Gelde fast wohlfeiler weg, als sonst in gutem, und er wußte, daß er Bücher besser verwahren konnte als Geld, das ihm der erste beste Dürftige abjammerte.“¹⁾ Was ihm sonst noch vielleicht an Gelderwerbniß übrig geblieben wäre, verschlang die Familie. Lessing hat sein ganzes Leben lang unter dieser Last schwer gelitten, und niemals mehr, als wenn sein großmüthiges Herz sich genöthigt sah, den unaufhörlichen von Seiten seiner Eltern und Geschwister an ihn gestellten Forderungen Schranken setzen zu müssen. Seltsam genug war es gerade der Sohn, der am wenigsten mit seinem Lebensgange den Eltern entsprochen, und den sie oft genug als einen halbverlorenen betrachtet hatten, zu dem sie unaufhörlich in ihren materiellen Bedrängnissen ihre Zuflucht nahmen.

1) Karl Lessing I. 225.

Schon früher, als er selbst noch von der Hand in den Mund lebte, war dies geschehen, und er hatte, wie sein Bruder erzählt, „oft genug selbst geborgt, um Eltern und Geschwistern helfen zu können.“ Jetzt, wo sie ihn für einen Krösus hielten, steigerten sich die Anforderungen in einem selbst für Lessing unerträglichen Maasse. Seine Briefe zeigen, welche Anstrengungen er machte, welche Opfer er brachte, um denselben zu genügen. Aber seine Kräfte reichten nicht aus. Bald sollte er einen oder gar zwei Brüder ganz zu sich nehmen; bald galt es die Studentenkosten, bald die Universitätsschulden, des einen oder des andern zu bezahlen, und ehe er sich's versah, kam ihm dann wohl ein jüngerer Bruder persönlich auf den Hals, um die erwünschten Unterstützungen desto sicherer flüssig zu machen. Die Eltern, denen er die reichlichsten Geldgeschenke spendete, befürmten ihn immer von Neuem. Sie verlangten sogar von ihm, daß er um ihretwillen in seiner Stellung verharre, damit alle neun Söhne des Pastor primarius wo möglich auf seine Kosten „studiren“ könnten, und es gehörte die Energie eines Lessing und das Bewußtsein seiner großen Lebensaufgabe dazu, um bei der Großmuth und Pietät seines Herzens wenigstens diesen Anforderungen einen festen Widerstand entgegenzusetzen. ¹⁾

Auch die Berliner Freunde waren nicht mit ihm zufrieden. Sie hielten diese Einwendung zu einem praktischen Berufsleben für bedauerlichen Zeitverderb, und Lessings eigene Klagen, die er sich zuweilen in seinen Briefen gestattete, bestärkten sie darin. Auch er war nämlich anfangs oft in Verzweiflung über die ermüdende Geistlosigkeit seiner Beschäftigungen, über das zerspreuende Welt- und Kriegesleben, in das er sich versetzt, über den „Wirbel von leeren gesellschaftlichen Vergnügungen“, in den er sich „hinein gezaubert“ sah. „Ach liebster Freund“ — schreibt er vier Monate nach seiner Ankunft in Breslau an Mendelssohn — „Ihr Lessing ist verloren!

1) Vergl. XII. 158. 159. 162. 168. 170. 172., XIII. 656 ff.

In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er selbst sich nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch — kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?" An solche einzelne Ausbrüche hielten sich die Berliner Freunde. Sie bedachten nicht, daß Lessings sanguinische Natur sich dergleichen Ergüsse augenblicklicher Stimmungen wohl zuweilen zu seiner Erleichterung gestattete, ohne sich doch über das Wesen derselben selbst zu täuschen. So fügt er denn auch jenen klagenden Worten sogleich selbst das Correctiv hinzu: „Aber vielleicht habe ich heute nur so einen finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“ Gewiß ist, daß er, der die Reue für „die unnütze aller unangenehmen Empfindungen“ erklärte,¹⁾ sich dieser Empfindung über den gethanen Schritt keineswegs dauernd überließ, und daß er dazu auch Alles in Allem genommen keine Ursache hatte.

Denn die fünf Jahre seines Breslauer Lebens waren, obschon er während derselben vom literarischen Schauplatz verschwunden schien, dennoch für seine ganze spätere Entwicklung von der folgenreichsten Wichtigkeit.

Schon daß er während derselben zum erstenmale befreit von der Sorge für das tägliche Brod, im sichern Besitze eines hinreichenden Einkommens die Behaglichkeit genoß, die Mußestunden, welche ihm seine Amtsthätigkeit übrig ließ, in voller Freiheit und Ruhe seinen dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien hingeben zu können, ohne wie bisher gezwungen zu sein, die Resultate derselben sofort für den Bedarf des Lebens auf den Markt bringen und verwerthen zu müssen, war ein unschätzbbarer Vortheil für den Mann.

1) XII. 143.

der bis dahin sich einer solchen Freiheit niemals erfreut hatte. Die beiden Hauptwerke, welche er in dieser Periode seines Lebens schuf, der Laokoon und die Minna von Barnhelm, tragen unverkennbar den Ausdruck dieser heitern sorgenfreien Stimmung. Seine Berliner Freunde, denen das ausschließlich literarische Leben wie immer den Blick verengte, und die obenein jezuweilen seine Klagen über die Trennung von Berlin vernahmen, sahen nur die Außenseite des neuen Lebens, in das er sich — und obenein ohne sie um Rath zu fragen! — gestürzt hatte. Sie hörten, daß er in einem Strudel von gesellschaftlichen Berstreuungen lebe, an manchem lustigen Gelage befreundeter Offiziere Theil nehme, seine Abende im Theater oder am Pharaotische verbringe. Sie empfanden es schwer, daß er die Theilnahme an den Literaturbriefen aufgab, die sie ohne ihn sich nicht fortzusetzen getrauten, und daß er sich überhaupt ihren literarischen Interessen völlig entfremdete. Sie sahen, daß er selbst den materiellen Zweck seiner neuen Laufbahn aus den Augen verlor, daß er wenigstens keine Schätze sammelte, obschon sich Ramlar erbot, seinen „Tresorier“ zu machen. Sie sahen endlich, daß er statt dessen seine Geldmittel verschwenderisch auf Büchereinkäufe verwandte, zu denen sie ihm zum Theil selbst wider Willen behülflich sein mußten, und wobei seine sorglose Berstreuung zuweilen die verdrießlichsten und kostspieligsten Verwickelungen herbeiführte, wenn er z. B. bei Bücher-Auktionen zweien Freunden für ein und dasselbe Werk, ohne daß der eine vom andern wußte, ungemessene Vollmacht ertheilte, dasselbe für ihn um jeden Preis zu erstehen.¹⁾ Sie erblickten ihn überhäuft mit Dienstgeschäften, verwickelt in die militärischen und Verwaltungs-Angelegenheiten seines Chefs, in Kriegs- und Welt-händel aller Art, und waren im Hinblick auf das Alles nur zu geneigt, ihn als verloren für seine eigentliche Lebensbestimmung zu betrachten. Es ging hier Lessing seinen Freunden gegenüber eben

1) XII. 153 und Nicolai's Anmerkung dazu.

so wie es später Goethe in Betreff seines ersten zehnjährigen Welt-, Hof- und Geschäftslebens in Weimar ergangen ist. Die Vortheile seiner neuen Lage, der wichtige Einfluß derselben auf seine allseitige menschliche Ausbildung blieben den Freunden eben so verborgen, wie die Resultate des stillen Fleißes, mit dem er trotz des Drucks der Verhältnisse und Geschäfte rastlos an der Erfüllung seines eigentlichen Berufes fortarbeitete.

Aber auch wir Späteren, die wir das abgeschlossene Dasein des großen Mannes überschauen, vermögen uns des Staunens nicht zu enthalten, wenn wir diese Resultate überblicken. Er selbst giebt sich das Zeugniß, daß er in den ersten vierthalb Jahren seines Breslauer Aufenthalts sich selbst an Fleiß des Arbeitens übertroffen habe. ¹⁾ Und wir dürfen es ihm glauben. Denn mitten unter den Geschäften und Besorgnissen dieses aufgeregten Kriegs- und Weltlebens versenkte er sich in das Studium Spinoza's und gewann er durch dasselbe die Vollreife seiner philosophischen Bildung; begann er das Studium der Kirchenväter zur wissenschaftlichen Erkenntniß der ältesten Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirche; entwarf und vollendete er den Laokoon, den Stolz der ästhetischen Literatur Deutschlands, schuf er endlich das erste in seiner Art vollendete und noch heute unübertroffene Meisterwerk unserer neueren poetischen National-Literatur, das erste durch und durch deutsche Drama: Minna von Barnhelm.

Noch heute nennt man in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo er in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Entwurf der Minna gedichtet. Auch andere äußerliche Traditionen seines Aufenthalts haben sich erhalten. Man kennt das Haus in der Junkerstraße (No. 2), in welchem als dem damaligen Gouvernementsgebäude Lessing damals wohnte, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo er viele seiner Abende in

1) XII. 166.

froher Gesellschaft zubrachte. Man erzählt sich, wie der Wirth eines andern Hauses, in welchem Lessing gleichfalls eine Zeit lang wohnte, ein Pfeffertüchler seines Zeichens, der mit seines Miethsmannes häufigem nächtlichen Nachhausekommen übel zufrieden war, seinem Borne dadurch Luft machte, daß er unter seinen Waaren eine Pfeffertuchengestalt, die einen Nachtwächter vorstellte, mit der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing, anfertigte und verkaufte. Aber wir haben nicht zu melden, daß die Stadt, in welcher Lessing seine Minna von Barnhelm schuf, sich bisher durch irgend ein Denkmal, oder auch nur durch eine Gedächtnistafel, der Ehre erinnert hätte, welche den Namen des großen Mannes mit dem ihrigen verbindet. ¹⁾

Man kennt das Urtheil, welches Goethe in Dichtung und Wahrheit über Lessings Breslauer Lebensperiode fällt. „Lessing, sagt er, der im Gegensatz von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich damals in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Lauenzien begeben.“ Daß sich Lessing in einem solchen zerstreuten Leben gefallen hätte, davon ist in seiner Lebensgeschichte nichts berichtet, wohl aber das Gegentheil in allen seinen Briefen zu lesen. Richtiger ist es wohl, daß er im besten Sinne aus der Noth eine Tugend zu machen verstand, und daß ihm eben deshalb dies neue Leben, in das er sich aus sehr zwingenden äußerlichen Gründen gestürzt hatte, und aus dem er sich oft genug zu seinen Studien zurücksehnte, zu wesentlicher Förderung seines ganzen Menschen gereichte.

1) Wie ich vernehme, ist gegenwärtig (1861) dazu die Einleitung getroffen, auf Anregung eines von Dr. E. Meyer zur Feier von Lessings Geburtstage verfaßten und als Prolog zur Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm öffentlich (am 2. Januar 1861) vorgetragenen Gedichts.

Er hatte schon von Leipzig her eine gewisse Vorliebe für den Umgang mit Officieren gewonnen, und die ganz militairischen Kreise, in die er in Breslau eintrat, machten ihn nach und nach mit allen bedeutenden Männern der Armee Friedrichs des Großen bekannt. Als Vertrauter eines der tüchtigsten Generale, dessen ganzen vielseitigen Wirkungskreis er in seiner Stellung überschaute, lernte er Welt- und Lebensverhältnisse in ungleich großartigerm Maßstabe kennen, als es ihm in seinem bisherigen literarischen Leben möglich gewesen war. Sein des Zwanges ungewohnter Geist lernte hier zuerst sich in feste Verhältnisse schiden, und das Bewußtsein, einer Geschäftsthätigkeit, die so weit von seinem bisherigen Leben ablag, zu genügen, vermehrte in ihm das Selbstvertrauen auf seine Kraft. Seine Neigung, Menschen der verschiedensten Klassen und Berufsarten kennen zu lernen, die er hier im ausgedehnten Maße befriedigen konnte, schärfte seinen Blick und vermehrte seine Welt- und Menschenkenntniß. So machte er die Studien zu Minna von Barnhelm, zur Hinüberführung der deutschen Dichtung in die Wirklichkeit des Lebens.

Aber auch die Studien der Wissenschaft wurden nicht vergessen. Zwei gelehrte Schulmänner, Arletius und Klose, waren in Breslau sein wissenschaftlicher Umgang. Mit dem letzteren wurden die Bibliotheken und Klöster von Breslau fleißig durchforscht, und wir sahen schon, daß er selbst auf die Anschaffung einer werthvollen Büchersammlung große Mittel verwandte. Auch mit dem Theater blieb er in stetem Zusammenhange. Die volkstümlichen Burlesken und die mit Harlekin und Zubehör ausgestatteten Vorstellungen der Franz Schuch'schen Schauspielergesellschaft fanden in ihm einen fleißigen Besucher, da er nach seinem eigenen Geständnisse „lieber eine gesunde rasche Posse als ein lahmes oder krankes Trauerspiel im Geschnacke regelrechter Gottsched'scher Langweiligkeit sehen mochte.“ Er war in dieser Hinsicht überhaupt nicht wählerisch. „Der strengste Kenner, sagt er einmal in seinen Kollektaneen (XI. 228), ist unter

der Menge nicht so streng, als allein. Denn wenn er sieht, daß dies und jenes auf diesen und jenen Eindruck macht, so vergißt er, daß es nicht gefallen sollte. Und wenn ihn nicht das Stück vergnügt, so vergnügt ihn zu sehen, daß so viele aus einem mittelmäßigen Stücke Vergnügen schöpfen können. Mir wenigstens ist es mit hundert elenden Possenspielen und sehr mittelmäßigen Tragödien so gegangen.“ Der Schauspieler Brandes erhielt durch ihn vielfache Förderung, während ihn selbst dieser erneute Zusammenhang mit der lebendigen Bühne wieder auf seine dramatischen Arbeiten hinlenkte. Außer Minna von Barnhelm beschäftigte ihn hier, wie Klose erzählt, auch seine Faustdichtung und der Entwurf des Trauerspiels Alcibiades. 1)

Seine Lebensweise in Breslau beschreibt der zuborgenannte Rektor Klose etwa folgendermaßen. Die Vormittagsstunden waren seinen Amtsgeschäften gewidmet, worauf er gewöhnlich bei seinem Chef zu Tische speiste. Nach Tische gegen vier Uhr ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meistens aber nach Hause, wo er in einer Sprechstunde die zahlreichen persönlichen Anliegen von Supplikanten aller Art erledigte, um dann den Rest der Zeit seinen Studien oder literarischen Gesprächen mit besuchenden Freunden zu widmen. Gegen sieben Uhr ging er häufig ins Theater und von da mehrentheils ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte.

Lessings Neigung für das Spiel, die hier zuerst bei ihm auftritt, beunruhigte nicht nur seine Berliner Freunde, von denen ihn besonders Mendelssohn mit väterlichen Ermahnungen heimsuchte. 2) Auch sein Chef, dem sein hohes Pharaospiel zu Ohren kam, machte ihm einmal darüber freundschaftliche Vorstellungen. Lessing erwiderte ihm: es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele, ja das

1) R. Lessing I. 243.

2) XIII. 126 u. 455. und R. Lessing I. 232. ff.

© tab r, Lessing. I.

hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, während das kleine sehr leicht zerstreue. Hier mögen wir uns der Worte Goethe's erinnern, daß Lessing gegen sein unaufhörlich arbeitendes Innere ein starkes Gegengewicht brauchte. Das Spiel gab ihm dieses Gegengewicht. Es zog ihn vollständiger wie jedes andere Zerstreungsmittel ab von seinen Gedanken, und gab ihm die Ruhe, deren er nach schwerer Arbeit des Geistes benöthigt war. Er betrachtete es selbst körperlich als eine Art von heilgymnastischer Kur. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts am Pharaonische, selbst wenn er gewann, spielen sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf, und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er zum öftern leide. „Wenn ich kaltblütig spielte, fügte er hinzu, so würde ich gar nicht spielen“. Thatsache ist es, daß er dem Spiele bis zu seiner Wolfenbütteler Periode zugethan blieb, ja daß er sich namentlich in Hamburg mehr als seinen Finanzen zuträglich war, demselben hingab. Doch ist nicht bekannt geworden, daß er sich dadurch jemals in Verlegenheiten und Schulden gebracht habe. Später, als er das Kartenspiel aufgegeben hatte, setzte er wenigstens das Lottospiel bis an seinen Tod fort.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1762 begleitete er seinen General in das Feldlager von Schweidnitz. Aus dieser Zeit sind noch eine Reihe von kurzen Geschäftsbriefen erhalten, die über seine amtliche Thätigkeit interessante Aufschlüsse geben, ¹⁾ desgleichen einer der heitersten Briefe, die Lessing jemals geschrieben hat (XII. 150—154). Die Belagerung der Festung, welche sich von Anfang Juli bis in den Oktober hinzog, endete am 9. Oktober mit der Uebergabe derselben. Fünf Monate später war es ihm beschieden, den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden in seiner Eigenschaft als Gouvernements-

1) Sie sind erst neuerdings von Guhrauer entdeckt. Siehe Guhrauer II. S. 299—302.

sekretair zu Breslau mit großer Feierlichkeit öffentlich als Friedensherold auszurufen. Im Sommer 1763 begleitete er seinen General nach Potsdam zum Könige, von wo aus er auf kurze Zeit seine Berliner Freunde besuchte. Bei diesem Aufenthalte in Potsdam wurde Lauenzien zum Gouverneur der gesammten Provinz Schlesien ernannt, und Lessing kehrte mit ihm nach Breslau zurück, wo er, jetzt befreit oder doch erleichtert von manchen zeitraubenden Geschäften, seine eigenen Arbeiten so leidenschaftlich fortsetzte, daß ihn die übergroße Anstrengung im Sommer 1764 in eine lebensgefährliche Krankheit stürzte.

Es war ein hitziges Fieber, das sich schon längere Zeit vorher durch körperliche Beängstigungen angekündigt hatte, und das als es überwunden war, eine bis dahin ungewohnte Spannung und Reizbarkeit seiner Nerven hinterließ. Er selbst sah diese erste schwere Krankheit, die sein bis dahin allen Anstrengungen trogbieter Körper zu bestehen hatte, als einen Wendepunkt seines Lebens an. Während der Genesung schrieb er an Ramler (5. August 1764), der wie seine übrigen Berliner Freunde, ihn fast verloren gegeben hatte: „Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraselt habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund, aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantastie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern;

die gesunden Theophile ¹⁾ und Lessing werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, lieber Freund, aber wo möglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfalligen Menschen empfinden läßt, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici wie Sophokles neunzig Jahr alt werden, aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele gemacht hat, und ich erst ein einziges! Neunzig Trauerspiele! auf einmal überfällt mich ein Schwindel!“

Wenn Lessing sich später in einer Stunde des Unmuths den Dichternamen absprach, so sehen wir, daß er hier wenigstens seinen Dichterberuf und namentlich seinen Beruf als dramatischer Dichter in den Vordergrund stellt. In der That war er gerade um diese Zeit im besten Zuge dramatischer Produktion, und die Nachwehen der Krankheit, welche seine dichterische Thätigkeit unterbrochen hatte waren ihm deshalb um so unangenehmer. „Dies Kränkeln, schreibt er in dem nächsten Briefe an Ramler, ist schlimmer als Krankheit. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in welchem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen, und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine übrigen Stücke wird, so bin ich entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben“. Die genaue Selbstkritik über seine früheren dramatischen Arbeiten, welche in der letztern Aeußerung liegt, ist bezeichnend für den neuen Standpunkt seiner dramatischen Einsicht.

1) Es ist der Schauspieldirektor Theophilus Döbbelin gemeint.

Eine komische Sache des Zufalls wollte, daß der Arzt, welcher ihn in jener Krankheit behandelte, ein eifriger Verehrer Gottscheds war, und ihn als solcher unaufhörlich mit Gesprächen über dessen literarische Verdienste unterhielt, wodurch Lessing, wie er später bekannte, sich oft mehr als durch seine Fieberanfalle gequält fühlte. Interessanter aber ist ein anderer Zug, der aus dieser Krankheitszeit aufbehalten ist. Als die Krankheit aufs Höchste gestiegen war, fand ihn der Arzt ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene daliegen. Diese fiel dem Freunde so auf, daß er ihn vertraulich fragte, was er denn jetzt denke? „Eben bin ich begierig zu erfahren, erwiderte der Kranke, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird“. Da ihm nun der Arzt vorzustellen suchte, daß dies unmöglich sei, so versetzte er ganz abgedrohen: „Sie intriguiren mich!“ Sehr schön bemerkt Danzel hierbei: 1) wie er auch im Angesichte des Todes nicht aufhörte, dem Grundprinzipie seiner auf die Erforschung des geistigen Thuns gestellten Organisation zufolge die geistige Thatfache zu belauschen, so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlecht hin gelebt, sondern es zugleich in einen goldenen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gemußt. — Und das goldne Spiegelbild seines Breslauer Lebens ist Minna von Barnhelm.

Zweites Kapitel.

Minna von Barnhelm.

Man hat sehr viel von dem Einflusse gesprochen, den Diderot auf Lessing und seine Minna von Barnhelm ausgeübt. Das Richtige aber traf schon Frau von Stael mit ihrer Bemerkung: „Lessing

1) Danzel I. S. 470 vergl. S. 90.

dachte zwar im Allgemeinen über die dramatische Kunst wie Diderot, aber während dieser in seinen Stücken die Affektation des Natürlichen an die Stelle der konventionellen Affektation setzte, bewegt sich Lessing durchaus im Gebiete des Einfachen und Naturwahren selbst“. Mit andern Worten: Lessing ist der vereinfachte Diderot, der, wie Hegel sich ausdrückt, mit voller Freiheit und Bildung der Beobachtung sich, im Gegensatz zu der konventionellen Rhetorik der Theatersprache und des Theatergefühls, der Seite der realen Natürlichkeit zuwandte, die später auch Goethe und Schiller in ihren dramatischen Erstlingswerken verfolgten. Die Rückkehr zur Natur, zur Sprache des Herzens war der schöpferische Gedanke der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der den armen Schulmeister Windelmann aus seiner märkischen Einöde in unaufhaltbarer Sehnsucht dem Anschauen südlicher Natur und antiker Schönheit zuführte, der Herdern begeisterte in der Einsamkeit seiner Rigaer Studirstube, und im Herzen des in Altan vergrabenen Westphälischen Rechtsgelehrten Möser sein Feuer entzündete. Und dieser selbe Gedanke war es, der sich in Lessing mitten im Gewirr eines kriegerischen Heerlagers, unter den Aufregungen des Pharaotischen, den Beschwerlichkeiten des Herrendienstes und dem wüsten Aerger des Gelehrtengezänks seinen mächtigsten Propheten erweckte. ¹⁾

Diderot hatte zuerst darauf hingewiesen, daß die ernsten, wenn auch nicht tragischen Konflikte ehrenhafter Charaktere in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens eine noch nicht benutzte reiche Fundgrube dramatischer Dichtung seien. Das Ehrenhafte „Honette“ das er den dramatischen Dichtern so angelegentlich zur Behandlung empfahl, weil es die Theilnahme des Lesers und Zuschauers nicht minder, ja stärker als das Lächerliche ergreife, dies für uns unübersehbare Honestum des römischen Moralisten ist denn auch in der

1) Vergl. Justus Moeser, von F. Kreyffig. S. 145. — Ueber Lessings Verhältnis zu Diderot handelt ausführlich Fetting a. a. O. II. 330—332.

That der Lebenskern von Lessings neuer Dichtung. Aber während Diderots ernstes Lustspiel wesentlich pathetisch ist, giebt uns Lessings Minna von Barnhelm die freie einfach naturwahre Abspiegelung des wirklichen Lebens. Mit diesem Stücke empfing die deutsche Literatur ein völlig neues Genre, das sich unter keine der bisherigen Kategorien dramatischer Dichtung einreihen ließ, weil es in der Mitte stehend zwischen Komödie und Tragödie von beiden gewissezüge und Farben entlehnte. Die Zeitgenossen empfanden das sehr wohl, als sie dem Stücke den Titel „die Großmüthigen“ gaben, unter welchem Titel es sogar, wiewohl verstümmelt, ins Französische übersetzt und wiederholt mit Beifall in Paris aufgeführt wurde, wo noch neuerdings George Sand mit ihrem Maitre Fabilla als ein freilich ins Französische-Romantische verzerrter Ausläufer dieser Richtung aufgetreten ist.¹⁾ In Deutschland waren damals ohnehin Zeit und Stimmung solchen Motiven günstig. Weisse fand sogar in der Minna seines Freundes noch nicht genug Edelmut, und machte Vorschläge, wie diesem Mangel abzuhelpen sei! Interessant ist es, daß das Stück in jener verstümmelten französischen Bearbeitung seinen Weg sogar nach Deutschland zurückfand, wo Lessings Bruder zu seinem Aerger „Les amans genereux de Mr. Lessing“ in Berlin aufführen sah.²⁾

Lessings Minna von Barnhelm ist das erste deutsche Nationallustspiel, und wenn wir ehrlich sein wollen, ist es auch bis heute das einzige geblieben. Denn wo ist in der ganzen deutschen Literatur nach Lessing bis auf den heutigen Tag ein solches Drama, das, nicht zurückgreifend in eine entfernte Vergangenheit, sondern anknüpfend an die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens, die den Dichter umgab, an das bedeutendste Ereigniß und den gefeiertsten Helden und Herrscher des Jahrhunderts, den spezifisch deutschen

1) Vergl. Staß: Nach fünf Jahren. Th. I. S. 194—204.

2) XIII. 600.

Rationalgehalt dieses Lebens mit solcher Klarheit und Einfachheit in so plastisch lebenswahren Gestalten widerspiegelte, und das, während es den großen Träger dieser Zeit in ehrerbietiger Ferne hielt, doch zugleich seine Größe und Bedeutung und die edelste seiner Eigenschaften, die Gerechtigkeit, so ungesucht verherrlichte? Goethe, neidlos wie alle größten Genien, hat für immer den Werth und die Bedeutung dieses Werks festgestellt, als „der ersten deutschen Geistesproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine unberechenbare Wirkung that.“ Nach diesem Stücke hatte er selbst seine ersten dramatischen Jugendversuche gearbeitet; an der unvergleichlichen Meisterschaft der Exposition hatte er sich bei jenen Anfängen geschult, und noch der Preis verweilte gern „bei der liebenswürdigen Naivetät und Heiterkeit, bei dem ächt deutschen Gemüth und der freien frischen Weltbildung, welche sich in diesem Stücke abspiegelten, das in jenen dunklen Zeiten, da es zuerst hervortrat, wie ein glänzendes Meteor erschien, und auf die strebsame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung übte.“ Wenn Goethe einmal der „retardirenden“ Auftritte im dritten Akte tadelnd zu gedenken scheint, wo der Wachtmeister und Franziska zu sehr vortreten, so entschuldigt er dieselben doch gleich wieder selbst durch die Bemerkung: daß Lessing eben Lust und Freude an diesen beiden Charakteren gewonnen und sie deshalb etwas weiter als gerade nöthig ausgeführt habe. Aber auf jenen retardirenden Scenen beruht gerade ein Theil der Volksthümlichkeit des Stückes und jener Popularität, die vor hundert Jahren ganz ohne Beispiel, auch heute noch nicht erloschen ist, und die auch, so lange deutsches Wesen übrig ist, nie ganz erlöschen kann. Noch heute, nach einem Jahrhundert ungeheurer Wandlungen im Leben des deutschen Volks, wirken Lessings Charaktere durch ihre poetische Wahrheit, sprechen sie uns an als Zeugen und Mithandelnde einer bedeutenden, in ihrer Art einzigen Zeit.

Während aber von dem lächerlichen Riccaut und der bald

kriechenden, bald anmaßlichen Verlumptheit dieses französischen Glückritters bis zu dem rührenden Humor des großmüthigen Wachtmeisters und des treuen deutschen Bedienten Just, alle Figuren dem Komischen angehören, tritt uns nur in dem einen Tellheim, dem eigentlichen Träger des Ganzen, in den Lessing seine volle Seele gelegt hat, der zum Tragischen neigende Ernst der Lessing'schen Muse und des Lessing'schen Charakters entgegen. Denn Tellheim, nicht Minna ist die Hauptperson dieses Stückes, dessen Motiv, die Soldatenehre, die Ehre des Offizierstandes, himmelweit unterschieden ist von dem halbverrückten Ehrbegriffe der spanischen Cavaliere in Lope's und Calderons Dramen. Auch der Konflikt zwischen Ehre und Liebe, in welchen Tellheim durch seinen Prozeß mit dem Staate und seine von der edelsten Handlungsweise herbeigeführte Verarmung geräth, ist unendlich berechtigter, und steht in gar keinem Vergleiche mit jener halb barbarischen, halb aberwitzigen Feinlichkeit der Ehrbegriffe, welche bei den spanischen Dichtern die dramatischen Konflikte erzeugt. Es ist der ideale Ehrbegriff des Offiziers und Edelmannes, wie er sich ausgebildet hat in dem Heere des unsterblichen Preußenkönigs, der Tellheims Lebensprinzip bildet. Der Ehre muß Alles nachstehen, selbst die Liebe. Tellheim ist das Muster eines Offiziers, ein ächt ritterlicher Charakter in der schönsten Bedeutung dieses viel mißbrauchten Wortes. Ein vortrefflicher Herr und Vorgesetzter, angebetet von seinem Diener und von seinen Untergebenen wegen seiner milden Menschlichkeit, die selbst den erbärmlichen Philister von Wirth, dies Musterbild kriechender Spiesbürgerlichkeit, anständig behandelt, statt ihn nach Verdienst zu strafen; ein treuer Freund, der tiefsten Liebe fähig, weil voll Ehrfurcht vor dem Weibe, voll einer Hochachtung, die es ihm selbst unerträglich erscheinen läßt, eine verlobte Braut an sein Schicksal und an seinen Namen zu knüpfen, wenn beide, und wäre es auch völlig unverdienter Weise, Schaden gelitten — Schaden, der ihm unheilbar dünkt, weil er die Ehre betrifft. So steht er vor uns, so

entwickelt er sich nach allen diesen Seiten hin, entwickelt er im Verlaufe der Handlung sich endlich in sich selbst bis zu der Höhe, wo das reine Naturgefühl edelster Menschlichkeit, das Gefühl der wahren Liebe und ihrer höchsten Pflicht, den Sieg davon trägt auch über Gefühl und Pflicht der konventionellen Standesehre. Der reichen, glücklichen, von vornehmen und stolzen Verwandten umgebenen Braut darf er, auch wenn sie selber in ihn dringt, die Treue nicht halten, die sie nach seinen Begriffen unglücklich machen, ja erniedrigen würde. Der Enterbten, Verstoßenen, um seinetwillen von den Ihren Aufgegebenen wirft er sich zu Füßen und beschwört sie um die Gunst, sich und sein Leben ihr weihen zu dürfen! Er ist stolz nur, wo er allein empfangen soll; er ist ganz Demuth und Hingebung, wo er die Aussicht hat, leisten zu dürfen. Und auf dieser Höhe, wo die Natur über die Konvention, die echte Menschlichkeit über das Vorurtheil der Sägung, die Liebe über die Standesehre triumphirt, auf dieser Höhe wird ihm am Schlusse der höchste, der verdiensteste, einzig seiner würdige und für ihn den höchsten Werth habende Lohn: die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit seines erhabenen Königs und Kriegsherrn.

Die Ehre ist es, die der Liebe den Kranz slicht in diesem unvergleichlichen Werke, dem schönsten, das je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat. Denn in dieser Minna von Barnhelm steckt nicht bloß, wie Goethe einmal gesagt hat, Lessings Verstand, sondern auch sein großes, warmes, edles Herz, sein Herz voll Ehre und Liebe, der ganze Lessing. Es war eine der wunderlichen Grillen Tiecks, für diesen Charakter eine Anknüpfung an irgend welches englische Vorbild herauswittern zu wollen. Lessings Zellheim ist seinem Wesen nach Lessing selbst, und wir werden im weiteren Verlaufe seines Lebensschicksals sehen, daß er sich in einer ähnlichen Lage, deren harte Prüfung er nicht ahnen mochte, als er seine Minna dichtete, durch eine ähnliche übertriebene Delikatesse des

Ehrgefühls in Geldsachen unfählich viel Lebensleid bereitet und schöne Jahre verdorben hat.

„Welche Gerechtigkeit! welche Gnade!“ ruft Tellheim aus als er das königliche Handschreiben gelesen, das seine Ehre und sein Glück wieder herstellt. Aber die Gnade steht ihm nur in zweiter Linie; in erster die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist es, welche dieser Tellheim-Lessing zur Verherrlichung jenes großen Herrschers benutzte, dessen Genie den Major des Stücks bestimmt hatte, Soldat zu werden, um ihm zu dienen. Derselbe Wunsch war es, der den Dichter der Minna jahrelange Anstrengungen machen ließ, um ein Gleiches zu erreichen. Noch als er dieses Stück dichtete, hartete er auf die Erfüllung solchen Wunsches. Um so größer erscheint der Freimuth des Dichters in diesem Werke. Schon das er es wagte, den König, wenn auch nicht in Person, so doch in seinen Handlungen und Regierungsmaßregeln auf das Theater, ja auf die Bühne seiner eigenen Hauptstadt zu bringen, war eine unerhörte Kühnheit, und selbst außerhalb Berlin, in Hamburg, ja sogar in Paris mußte preussische Entscheidung die Bedenken heben, welche man eine Zeitlang der Aufführung von Lessings Dichtung entgegenstellte.

Aber noch unerhörter in der damaligen deutschen Literatur war eine Figur wie sein Tellheim. Dieser preussische Major von 1763, dieser Edelmann und Offizier voll strengsten soldatlichen Ehrgefühls, aber eines Ehrgefühls, das „für die Großen aus Neigung wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, sondern Alles der eignen Ehre wegen thut“, und dem deshalb auch „die Großen sehr entbehrlich sind“, dieser Offizier, der keine Gnade braucht und will, sondern nur Gerechtigkeit, und der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung. Selbst das Anerbieten, weiter zu dienen, lehnt er ab. Er will frei bleiben, denn „die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten.“ Dieser Soldat ist so weit davon entfernt, sich auf sein bloßes

Soldatenthum etwas einzubilden, daß er es höchstens, wie er sich ausdrückt, „nicht bereuen kann, Soldat geworden zu sein.“ „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“ Und gar Soldat sein, bloß um sich zu schlagen, heute hier, morgen da dienen, das heißt ihm: „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!“ Diese Grundsätze des Lessing'schen Majors sind eben so revolutionair wie die des Schiller'schen Majors in Kabale und Liebe, der zwanzig Jahre später auf die Worte: „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!“ die bekannte Antwort giebt: „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!“ sie haben eine Tragweite von Jahrhunderten der Zukunft. —

Und wie liebevoll sind alle Nebenfiguren behandelt! Dieser pudeltreue, grundehrliche, derbwitzige Bediente Just, dieser biederherzige, lebenswürdig großmüthige Wachtmeister, mit welcher feinsten Kenntniß des Herzens sind sie gezeichnet und ausgestattet. Lessing liebte das Volk, das er durch und durch kannte, darum ist auch sein Portrait so treffend. Die Romantiker, die Lessing nie recht leiden mochten, kannten und liebten es nicht, darum hat auch keiner von ihnen eine dramatische Figur oder eine Scene aus dieser Sphäre zu schaffen gewußt, selbst nicht der treffliche Immermann, dem sein Hoffschulze und sein Patriotenkasper erst gelangen, als er der Romantik den Abschied gab. Und wie lebt und lebt bei Lessing Alles: diese Kammerjungfer, die mit ihrem Wachtmeister eine Art komischer Entsprechung bildet zu Tellheim und Minna, dieser unsterbliche Riccaut, das Muster aller schwindlerischen Industrieritter und Spieler der Bühne. Und selbst der Schelm von Birth, das

Kergerniß des braven Just, für den er trotz aller gespendeten Schnäpse Danziger doch ein Lumpenhund bleibt — wie hat Lessing in ihm den richtigen deutschen Philister von damals abkonterfeit, mit seiner Kriecherei vor den Reichen und Vornehmen, seiner Kleinherzigen Gemeinheit gegen das Verdienst im Unglücke, seiner Begeisterung für die buchstäbliche Allwissenheit des Königs und der hohen Obrigkeit und Polizei, welcher Alles in die Schuhe geschoben und die für Alles verantwortlich gemacht werden. Eine ähnliche Plastik ist unter den späteren Dramatikern nur etwa Freytag in seinem Lustspiele „die Journalisten“ mit der vortrefflichen Figur seines Piepenbrink gelungen. Unsere jungen Dramatiker von heute sollten Lessings Minna alle Jahre ein paar Mal lesen; es würde ihnen nicht schaden!

Je mehr man das Stück durchdenkt und die Wirkungen, welche es übte, ins Auge faßt, um so mehr muß man den sichern Griff bewundern, mit welchem Lessing aus dem wirklichen Leben der Nation um ihn her gerade den einzigen dankbaren Stoff erfaßte, der seiner Dichtung die Sympathie der Volksgefinnung sichern konnte. Goethe, der sich und die deutschen Dichter beklagte, daß ihnen das Leben der Nation nichts entgegenbrachte, beklagte freilich in seinem Alter selbst bei Lessing, „daß dieser außerordentliche Mensch in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine besseren Stoffe gab, als in seinen Stücken verarbeitet sind, daß er in seiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachsen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts Besseres fand.“¹⁾ Aber derselbe Goethe hat doch auch zugleich darauf hingewiesen, wie meisterhaft Lessing diesen Stoff zu benutzen wußte. „Die gehäßige Spannung“, sagt er in seiner Selbstbiographie, „in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich

1) Eckermann I. 340.

die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte Lessings *Minna im Bilde* bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigeit der Sächsinnen überwindet den Berth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt. In der That waren und konnten beide Volksstämme mit dem Gedichte zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte nicht die gute Aufnahme, die ihm in Leipzig zu Theil wurde. Lessing selbst aber sagte von sich, daß er freilich weder Saxe noch Preuße sein mußte, um das Stück zu schreiben. — Er hatte übrigens nöthig, sich an den Beifall zu halten, den man dort wie hier seinem Stücke in- und außerhalb des Theaters spendete; denn das Honorar, welches *Minna von Barnhelm* ihrem Dichter eintrug, war — *Nicht!* 1)

1) Hamler Brief an Knebel 2. angeführt bei Riemer Mittheilungen über Goethe I, 385.

Sechstes Buch.

Vierter Aufenthalt in Berlin. 1765—1767.

Sachsen.



Erstes Kapitel.

Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe.

Nahezu fünf Jahre hatte Lessing in seinen Breslauer Verhältnissen gelebt, als er sich entschloß, seine dortige Stellung aufzugeben. Schon mit dem Friedensschlusse (1763) hatte der spannende Reiz des Kriegeslebens und seiner wechselvollen Ereignisse für ihn aufgehört. Das Soldatenthum im Frieden, das Herumziehen mit seinem Chef von einer Revue zur andern war ihm langweilig, (XII. 165.) und er fand, daß es hohe Zeit sei, „daß er wieder in sein Geleise komme.“

Für seine Ramenzer Familie, die sich mehr und mehr gewöhnt hatte, in allen finanziellen Nöthen ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, war die Nachricht, daß er eine so einträgliche „Versorgung“ aufgeben wolle, ein Donnerschlag, und Lessing sah sich trotz seiner kindlichen Liebe genöthigt, den Seinen wiederholt brieflich anzudeuten, daß er denn doch noch eine andere Lebensaufgabe zu erfüllen habe als die, durch Tagelöhnerarbeit möglichst so viel Geld zu erwerben, daß alle seine Brüder Pastoren oder Conrektoren werden könnten. „Ich hoffe nicht“, schrieb er dem Vater, ¹⁾ „daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt und wollte mich bloß elenden Beschäftigungen des Broderwerbs widmen.

1) Brief vom 30. Nov. 1763. XII. 159.
C tabr., Lessing. I.

Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht und mir von dem wenigen, was ich habe ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will.“

Aber selbst solche Aeußerungen versingen nichts, und der von der Familie immer wieder mit Vorstellungen und Abmahnungen bestürmte Sohn mußte wiederholt auf das Recht zurückkommen, sein Leben mit fünfunddreißig Jahren selbst bestimmen zu dürfen. „Ich bin, schreibt er in einem andern Briefe, ¹⁾ über die Hälfte meines Lebens hinaus, und ich wüßte nichts, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen.“ Er sei fest entschlossen, keine Anstellung mehr anzunehmen, als eine solche, „die ganz nach seinem Sinne sei.“ In der That lehnte er gerade damals einen Ruf nach Königsberg als Professor der Eloquenz, wie noch heute der alte Sopsstil lautet, mit dem Bemerken gegen seine Freunde ab, daß es ihm unmöglich sei, alle Jahre einen Panegyrikus auf den jedesmaligen König zu halten, wozu er in solcher Stellung verpflichtet war. „Wie es weiter werden wird, fährt er fort, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten.“ Der Vater hatte ihm vorgestellt, was denn im Falle langwieriger Krankheiten und anderer Unglücksfälle, die ihn außer Stand setzen könnten, durch Arbeit seine Freiheit zu behaupten, aus ihm werden solle. Lessing erwidert nicht ohne eine gewisse verzeihliche Ironie: dergleichen zu befürchten zeige ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. „Ich habe ein besseres, setzt er hinzu, und habe Freunde.“

Zu Anfange des Jahres 1765 legte Lessing seine Stelle nieder.

1) 13. Juni 1764. XII. 161.

Er war nun wieder „der alte Vogel auf dem Dache“, und hatte die Wahl aber auch die Qual, wohin er seinen Flug nehmen sollte. Längere Zeit schwankte er zwischen Süden und Norden. Die Studien zum Laokoön, von dem er den größeren Theil bereits in Breslau ausgearbeitet hatte, zogen ihn nach dem Süden. Seit Jahren war es sein Lieblingsplan gewesen, über Wien, wo er die kaiserliche Bibliothek zu benutzen gedachte, nach Italien und Griechenland zu gehen, um dort in der Anschauung von Natur, Volk und Kunstwerken seine Erkenntniß des Lebens, der Poesie und Kunst der altklassischen Welt ausreifen zu lassen. Er hatte sich lange danach gesehnt, den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoön mit eigenen Augen zu sehen, ¹⁾ und lange war er unerschlüssig, ob er nicht gleich von Breslau aus die Reise antreten solle. Er stand an einem Scheidewege seines Lebens, und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß es für sein individuelles Geschick sicherlich besser gewesen wäre, wenn er jenen Plan ausgeführt hätte. Jedenfalls wäre ihm die spätere so überaus traurige Erfüllung seines Wunsches, Italien zu sehen, und vielleicht sein ganzes späteres leidenvolles Lebensgeschick erspart geblieben! Aber freilich ist es gewiß, daß wir dann auch seine Dramaturgie, und mehr als wahrscheinlich, daß wir auch seinen Nathan hätten entbehren müssen.

Er ging nicht nach Italien, sondern reiste über Kamenz und Leipzig, wo er die Eltern und Freunde besuchte, nach Berlin, wohin ihn außer dem Verlangen, die alten Freunde wiederzusehen, auch eine ganz bestimmte Vorliebe für diese lebhaft aufblühende Hauptstadt des eben jetzt zum Range einer Weltmacht emporgehobenen Preußens zog. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade um die Zeit, in welcher Lessing Breslau zu verlassen sich anschickte, schien sich in Berlin seinen Freunden eine Gelegenheit zu eröffnen, den ausgezeichneten Mann dauernd für Berlin durch eine Stellung zu

1) XIII. 130.

gewinnen, welche in der That zu den wenigen gehörte, die, wie er es in dem Briefe an seinen Vater genannt hatte, „nach seinem Geschmade“ waren. Wir werden auf diese Angelegenheit und ihren beklagenswerthen Verlauf weiter unten zurückkommen. Gewiß ist, daß Lessing von vorn herein seine Uebersiedelung nach Berlin nur als eine provisorische betrachtete, und daß er den Plan jener großen Reise keineswegs aufgegeben hatte, sondern denselben für den Fall eines Mißlingens der Bemühungen seiner Freunde festhielt.

Der erhaltene Briefwechsel Lessings aus dieser letzten Periode seines zweijährigen Aufenthalts in Berlin ist ebenfalls sehr spärlich.¹⁾ Ausführlicher dagegen ist über diese Zeit der Bericht seines jüngsten Bruders Karl, den er bald nach seiner Ankunft in Berlin zu sich genommen hatte, und der daher über des Bruders Leben und Treiben als Augenzeuge berichtet. Das von demselben entworfenene Bild ist freilich nichts weniger als erfreulich zu nennen.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin fand sich Lessing bei den unaufhörlichen Aderlässen, die sein Geldbeutel durch die Familie erfuhr, „wieder so reich, als vor fünf Jahren, da er es verlassen hatte.“ Er sah sich wieder durch die Noth an den Schreibtisch gefesselt und zu geistigen Anstrengungen gezwungen, die ihm in solchem Umfange fremd geworden waren. Die geistige Arbeit, die ihm in Breslau Erholung gewesen war, ward ihm hier oft drückende Last, weil sie wieder als harte Nothwendigkeit des Broderwerbes auftrat, während sein etwas stärker gewordener Körper, durch das Breslauer Leben an starke Bewegung gewöhnt, die sitzende Lebensart nur schwer ertrug. In Breslau, frei von Nahrungsforgen, hatte er sich an jene Freiheit in der Weise seines Studirens und wissenschaftlichen Arbeitens gewöhnt, die sein Bruder Karl uns so reizend beschreibt, und eben diese Gewöhnung ward ihm in Berlin zur Qual,

1) An Lessing nur drei Briefe von Gleim; von Lessing in Allem nur sieben Briefe, drei an seinen Vater und Bruder, einer an Klop und drei an Gleim.

wo der Druckerbursche von Morgen bis Abend seine Thür um Manuskript belagerte. In solchen Augenblicken erschien ihm wohl, wie er warnend gegen seinen Bruder äußerte, „die Schriftstellerei als die widerwärtigste und abgeschmackteste Beschäftigung“, und er machte Pläne über Pläne, seine Lage zu verändern.

Inzwischen ward doch während dieses Berliner Aufenthalts Vieles gefördert. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er (im Juni und Juli 1765) den Schluß der Literaturbriefe, wie er dieselben sechs Jahre zuvor eingeleitet hatte. Es war eine Besprechung der Charakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke von *Meinhard*.¹⁾ Dieser vortreffliche Mann sollte das Lob Lessings, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, nicht lange überleben. Er starb schon zwei Jahre später auf der Durchreise in Berlin, wo ihn Lessing persönlich kennen lernte, der in ihm einen Geistverwandten und Mitstrebenden nach gleichen Zielen philosophisch-ästhetischer Forschung erkannte, und durch das frühe Hinscheiden des in Rom und Italien im engsten Verkehr mit Winckelmann und Mengs gebildeten Mannes schmerzlich berührt wurde. Sener kleine Aufsatz aber ist nicht bloß deshalb wichtig und interessant, weil Lessing mit demselben für immer von aller Thätigkeit für ein gemeinsames journalistisches Wirken Abschied nahm, und sich von da ab ganz auf sich selbst zurückzog. Er ist es auch, und zwar in noch weit höherem Grade, durch die Stellung, welche Lessing der aufstrebenden deutschen Literatur, gegenüber den sogenannten Aufmunterungen durch den Schuß und die Förderung von Seiten der Großen und Mächtigen, ein für allemal anwies. Diese Stellung ist eine entschieden demokratische, oder wenn man will republikanische. Meinhard hatte in Folge seiner kulturgeschichtlichen Studien auf die äußerst geringe Zahl guter Dichter Italiens hingewiesen, welche das Zeitalter der als Beschützer und Förderer der Kunst so berühmten Medizeer hervorgebracht habe,

1) VI. 276—281.

und dabei eine Bemerkung ausgesprochen, welche Lessing „ebenso scharfsinnig als wahr“, und zugleich sehr anwendbar fand auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur seiner Zeit, deren Vertreter „über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führten und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertrieben, daß man ihre eigennützige Absicht nur allzu deutlich merke.“

Jene Ansicht, die Lessing vollkommen zu der seinigen machte, läßt sich in den einfachen Satz zusammendrängen: „daß Mäcene keine Genies hervorrufen, wohl aber allemal denen schaden, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt“. „Man irret sehr, hatte Meinhard gesagt, wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel an Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakespeare, der zu einem Handwert erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne es zu wissen.“ Dies hatte dann der Autor mit weiteren Beispielen belegt, und selbst in Betreff der damals noch so viel gerühmten Mäcenatenschaft des vierzehnten Ludwig darauf hingewiesen: daß alle die großen Genies, die seiner Regierung den höchsten Glanz verliehen, ohne seine Aufmunterung sich Bahn gebrochen. In ein Racine sei durch den Einfluß der Hofbegünstigung vielmehr von der ursprünglichen Natur und Wahrheit seiner Poesie abgeleitet, als auf dem richtigen Wege gefördert worden. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der künstliche Schutz, den die Poesie und Kunst bei Regenten finde, für die Literatur nach sich ziehe, sei der, daß dadurch die Begierde zu schreiben unnatürlich ausgebreitet werde, und daß so viele Halbtalente sich an Arbeiten wagen, die bloß dem Genie zukommen. Diese welche die großen Tüchte der Natur nicht erreichen können, — denn diese trifft allein das Genie — suchen sich durch neue Manieren, durch

Affektationen zu unterscheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gefünstelsten, und das sei denn auch wohl die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen „Beschützer der Künste“, Zeiten des schlechten Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt seien.

Lessing unterschrieb diese Ansichten durchaus. Und er that es in einer Zeit, wo die spätere Klage des Dichters, daß die deutsche Muse, vertreten bereits durch einen Klopstock, Wieland und Lessing

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Schußlos ging und ungeehrt!

in aller Munde war, und wo Deutschland die Erfahrung machen sollte, daß von seinem größten Herrscher selbst einem Lessing nicht einmal die Stätte gewährt werden mochte, wo dieser Befreier des deutschen Geistes festen Stand hätte gewinnen können für das Werk seines Lebens.

Zweites Kapitel.

Lessing und Friedrich der Große.

Nicht auf ein blindes Ungefähr war Lessing diesmal nach Berlin gegangen. Ich habe schon oben angedeutet, daß es auf das Andringen seiner Freunde geschah, denen sich grade in diesem Zeitpunkte eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, Lessing in einer ihm gemäßen Stellung dauernd für Berlin und Preußen zu gewinnen. Sie wußten zugleich aus langer Erfahrung, wie völlig unfähig er selbst dazu war, irgend etwas für sich zu thun, und verdoppelten deshalb ihre Anstrengungen.

Schon acht Jahre früher hatte, wie wir oben erzählt haben, ¹⁾ Lessings Freund Kleist in Verbindung mit Gleim und Ramler Alles zu jenem Zwecke in Bewegung gesetzt, und aus einer brieflichen Aeußerung Lessings gegen Ramler ²⁾ sehen wir, daß Lessing selbst damals eine Art von Hoffnung hegte, König Friedrich werde ihn zu verwerthen wissen. Aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und auch die gegenwärtige Aussicht seiner Freunde sollte sich nicht erfüllen.

Durch Lessings ganzes Leben zieht sich ein dämonisches Etwas, das sich in die kurzen Worte zusammenfassen läßt: er hatte kein Glück! Wer seine Briefe, die Hauptquelle für die Kenntniß seines äußeren Lebens und seines Charakters, mit Aufmerksamkeit liest wird mehr als einmal seiner Klage darüber wenn auch unter der Hülle jenes wunderbar ergreifenden Humors begegnen, mit dem sein starkes Herz sie zu bewältigen trachtete. Wir sind noch fern von jener Epoche seines Lebens, wo der Dämon dieses Mißgeschicks ihn an der einzigen Stelle tödtlich treffen sollte, an welcher die Energie dieses Riesen verwundbar war. Aber war es nicht auch jetzt schon ein Unglück im Leben dieses herrlichen Mannes, daß der große König, der das unsterbliche Wort gesprochen hatte: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werthgehalten werden“, den heldenhaftesten Wahrheitsfreund seines Jahrhunderts nicht kennen lernte und unerkannt von sich wies? daß Lessing, dieser König im Reiche des freien Geistes und der Literatur, der über allem Volke seiner Zeit nicht bloß um eines Hauptes Höhe emporragte, grade dem größten deutschen Könige seines und vieler Jahrhunderte, sein Leben lang fern und fremd blieb, obschon er den besten Theil seines Lebens in Preußens Hauptstadt zubrachte, und obschon viele Jahre lang für ihn diese Hauptstadt der Punkt blieb, wo festen Fuß zu fassen, er sehnlich wünschte,

1) S. oben S. 153 ff.

2) XII. 85.

hoffte und hoffen durfte — um endlich diese Hoffnung mit einem Schlage und für immer scheitern zu sehen? Doch wir wollen unserer Erzählung nicht vorgehen.

Der Zeitpunkt, in welchem Lessing sein Selt in Breslau abbrach, traf nämlich mit einem Ereignisse zusammen, welches den Wünschen seiner Freunde für ihn nahe Erfüllung zu versprechen schien. Der Bibliothekar der königlichen Bibliothek, ein Franzose Gautier de la Croze, war zu Anfang des Jahres 1765 gestorben. Durch seinen Tod war eine Stellung erledigt, wie sie dem Geschmade und den Bedürfnissen Lessings vorzugsweise entsprach. Mit derselben war zugleich die Aufsicht über das königliche Münzkabinett und die Antikensammlung verbunden, und Lessings Freunde zweifelten nicht, daß es gelingen werde, die Wahl des Königs bei der Wiederbesetzung dieser Stelle auf den einzigen ihrer würdigen Mann in Deutschland zu lenken. Nur noch Einen gab es in Europa, der Lessing den Rang hätte streitig machen können. Dieser eine war der berühmte Winkelmann, welcher damals in Rom lebte. In der That entschied sich der König für Winkelmann, auf welchen er gerade zu dieser Zeit durch einen besonderen Umstand aufmerksam geworden war. Friedrich der Große hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1765 die kostbare Gemmen- und Pastensammlung des Baron von Stosch, welche Winkelmann geordnet und mit einem trefflichen Kataloge versehen hatte,¹⁾ für Berlin angekauft. Er trug sich überhaupt damals mit Plänen, etwas Bedeutendes für die Kunst in seiner Hauptstadt zu thun. Er wollte eine Malerakademie stiften, und hatte Verhandlungen angeknüpft, den bedeutendsten italienischen Maler jener Zeit, Pompeo Battoni, und als dieser seine Anträge ausschlug, Winkelmanns Freund Rafael Mengs nach Berlin zu ziehen.²⁾ Winkelmanns

1) Winkelmanns Briefe: Werke Th. II. S. 575. 577. 579 u. a. (Stuttg. Ausg. 1847.

2) Winkelmann a. a. D. S. 574. 579.

Berufung wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß der Oberlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Scilius als einer von König Friedrichs vertrautesten Umgangsgenossen bekannt und von demselben mit dem Vorschlage eines neuen Bibliothekars beauftragt, von Halle her, wo er Theologie studirt hatte, ein intimer Universitätsfreund des berühmten Alterthums- und Kunstforschers war. ¹⁾ Dennoch hatte derselbe zuerst Lessing in Vorschlag gebracht, als aber der König denselben ablehnte, nannte er Windelmanns Namen, und fand sofort bereitwillige Zustimmung. Einem Windelmann nachzustehen, konnte für Lessing am wenigsten eine Kränkung sein, und auch Lessings Freunde mußten eine solche Wahl in der Ordnung finden, da Windelmanns Ansehen und Verdienste in dem Fache, um das es sich vorzugsweise handelte, damals ganz unbestreitbar die überlegenen waren. So trug denn auch Lessings nächster Freund Nicolai kein Bedenken, im Auftrage Guichards die Unterhandlungen mit Windelmann einzuleiten, welcher seinerseits den ebenso ehrenvollen als einträglichem Ruf, den er am 29. August zu Rom erhielt, auf der Stelle annahm. ²⁾ Dennoch zerstückte sich die Sache — leider muß man es aussprechen: durch den launenhaften Geiz des großen Monarchen. Zwar hatte derselbe sich dazu verstanden, die Stelle, deren Befoldung ursprünglich, wie alle Gehalte seiner Beamten sehr gering war — sie betrug nur fünfhundert Thaler — für Windelmann auf fünfzehnhundert und wenn es sein müsse, bis auf zweitausend Thaler zu erhöhen. Als aber dieser die letztere Summe beanspruchte, ließ ihm der König die Hälfte derselben anbieten! Der beleidigte Windelmann trat zurück und schrieb seinen Freunden: ³⁾ er könne dem Preußenkönige eine Antwort geben, wie

1) Windelmann Werke II. S. 575 und 576.

2) Windelmann Werke II. 581. 582. 583.

3) a. a. D. S. 584 vergl. S. 595 und 637.

jener Sänger, der demselben in einem ähnlichen Falle erwiderte: Eh bene! faccia cantare il suo generale! ¹⁾)

Windelmanns Entscheidung erfolgte schon im Oktober desselben Jahres, und nun faßten Lessings Freunde und dieser selbst neue Hoffnung. Nicht ohne Ursache beeilte sich Lessing jetzt seinen Laotoon vorläufig abzuschließen, den er schon im Mai des folgenden Jahres erscheinen ließ. Es galt seine Berechtigung zu jener Stellung durch ein Werk darzuthun, das geeignet war den Beweis zu liefern, daß nur ein Lessing der würdige Erfaß für einen Windelmann sein konnte.

In der That schien Alles für ihn zu sprechen. Seit seinem neunzehnten Jahre hat er den größten Theil seines Lebens bis zu seinem reifen Mannesalter in Berlin zugebracht. Seine bedeutendsten schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten waren in dieser Zeit entstanden, seine vertrautesten Verbindungen hatte er in Berlin gefunden. Seine Vorliebe für Preußen hatte sich bei ihm, dem gebornen Sachsen, trotz der für sein Geburtsland so verhängnißvollen Ereignisse des siebenjährigen Krieges nur bestärkt, so weit sein weltbürgerlich freier Sinn überhaupt nationaler Vorliebe fähig war. Er hatte sogar in gewisser Weise als Gehülfe Lauenziens thätigen Antheil an den letzten Jahren jenes Krieges genommen, der über Preußens Zukunft als Europäische Großmacht und Hauptvertreter Deutschlands in Deutschland selbst entscheiden sollte: und diese Theilnahme hatte hinwiederum jenes erste klassische Werk der deutschen dramatischen Poesie, Minna von Barnhelm gezeitigt, dessen spezifisch norddeutscher Nationalgehalt zum ersten Male der deutschen Dichtung eine ganz neue Wirkung und Richtung verlieh. So durfte er sich, obschon er in erster Linie sich stets nur als Deutscher fühlte, wohl als einen Angehörigen Preußens und seines großen Königs betrachten. Jeden-

1) „Nun, so mag er seinen General singen lassen!“ — Friedrich der Große hatte gesagt: das Gehalt, das der Sänger beanspruche, sei ja das eines Generals.

falls hatte er ein Anrecht auf Berücksichtigung von Seiten des Staates und des Herrschers, die ihn nach dem Erscheinen der Minna von Barnhelm noch mit größerem Rechte als früher den übrigen zu nennen sich rühmen durften. Um so trauriger ist es jetzt zu sehen, daß Lessing jenes letzte Werk in Berlin nur veröffentlichen sollte, um in allen seinen Hoffnungen getäuscht, mit demselben zugleich Preußen und Berlin auf ewig Lebwohl zu sagen.

König Friedrich hatte von Lessings schriftstellerischen Leistungen bei seiner bekannten gänzlichen Nichtbeachtung der deutschen Literatur keine Notiz genommen. Allein noch schlimmer war es, daß ihm der Name Lessing trotzdem und auf eine Weise zu Ohren gekommen war, welche ihn ein für allemal gegen denselben eingenommen hatte. Wir müssen hier auf jenen Briefwechsel zwischen Voltaire und Lessing und auf den Vorfall, welcher denselben veranlaßte, zurückweisen.¹⁾ Zwar waren seitdem fast funfzehn Jahre vergangen, aber der König, der ein sehr treues Gedächtniß besaß, hatte in demselben den Namen Lessings als eines Menschen von zweideutigem Charakter bewahrt, wie ihn Voltaire ohne Zweifel ihm bei jener Gelegenheit geschildert haben mochte. Als daher nach Windelmanns Ablehnung der zuvor genannte Freund und Günstling des Königs noch einmal Lessing in Vorschlag brachte, kam es zwischen beiden zu einer leidenschaftlichen Scene. Der König erklärte nochmals, daß er Lessing nicht haben wollte. Vielleicht wäre indessen seine Abneigung durch ruhige Vorstellungen zu besiegen gewesen, aber Guichards wohlgemeinter Eifer verdarb Alles. Er sprach lebhaft, ja leidenschaftlich für Lessing, den er einen der gelehrtesten Männer Europa's nannte, und bemerkte mit einem Seitenblicke auf des Königs Vorliebe für Franzosen: wenn der König keinen Deutschen nehmen wolle, so werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen, denn gründlich Gelehrte wie Lessing seien weder bei den Franzosen noch bei den anderen

1) Siehe oben S. 99 ff. und S. 104.

Nationen mehr zu finden. Der König, wie Nicolai, dem wir diese ausführliche Kunde verdanken, weiter erzählt,¹⁾ verteidigte die Franzosen, setzte die Deutschen als Pedanten herab, betrieb sich hinsichtlich der Gelehrsamkeit auf die berühmten Benediktiner von St. Maur in Paris, und der Streit endete damit, daß er seinen Günstling mit den Worten verabschiedete: „er werde selbst nach Paris schreiben und sich auch ohne ihn und seine Deutschen einen gelehrten Bibliothekar zu verschaffen wissen.“

Einen Bibliothekar erhielt er nun freilich, aber die vergeltende Nemesis bereitete dem eigenwilligen Monarchen, der einen Lessing zu gewinnen verschmähte, eine ganz eigene Züchtigung. Friedrich hatte von dem geistreich geschriebenen Werke eines zu Lyon lebenden französischen Kanonikus Jacques Fernel (Lettres philosophiques sur les physionomies) Kenntniß genommen, und beschloß diesen zu berufen. In dieser Absicht fragte er einen seiner französischen ihm von Helvetius empfohlenen Finanzbeamten Namens Fernel, ob der Schriftsteller Fernel mit ihm verwandt sei? Dieser erwiderte, es sei sein Bruder; und da dieser Bruder obenein ein Mönch des Benediktinerordens der gelehrten Congregation von St. Maur war, so zeigte sich der König um so leichter geneigt, demselben die Bibliothekarstelle zu verleihen, als der schlaue Franzose von Berlin aus Mittel und Wege fand, für seinen Bruder eine Empfehlung d'Alemberts zu erwirken, der diesen unbedeutenden Mönch dem Könige als einen großen Gelehrten anpries. Erst als die Berufung erfolgt war, fand es sich, daß der Berufene nicht der bekannte Verfasser jenes dem Könige bekannten Werkes, sondern ein jüngerer Vetter jenes Autors, Namens Anton Joseph Fernel, Verfasser irgend welcher obskuren Schriften, und Alles eher als ein Mann war, den ein König wie Friedrich II. in seine Nähe gezogen haben würde. Selbst als Bibliothekar war er völlig unbrauchbar, dabei aller Art

1) Allgem. deutsche Bibliothek Th. 99. Abth. 2. S. 354.

von Aberglauben, sowie der Geisterseherei und Alchemie ergeben, wie er denn auch funfzehn Jahre später sein Amt aufgab und Berlin verließ, weil er fest an die Prophezeiung eines halbverrückten Geistlichen Namens Biehn glaubte, daß das Ende der Welt bevorstehe und der Untergang derselben mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen werde.¹⁾ Er ging deshalb (1783) nach Frankreich zurück, wo er wirklich noch lange genug lebte, um einen Weltuntergang, freilich einen anderen als den geweissagten, hereinbrechen zu sehen; denn der gute Vater starb erst als Achtzigjähriger im Jahre 1801 zu Avignon.

Das war der Mann, den Friedrich der Große mit einem für jene Zeiten höchst beträchtlichen Gehalte von tausend Thalern nach Berlin berief, und dem ein Lessing weichen mußte! Freilich wiederholte Friedrich den hier begangenen Fehler noch einmal, als er im Jahre 1770 die Berufung Heyne's von Göttingen mit den Worten ablehnte, „daß er keinen Pedanten haben wolle!“

Nicht bloß Lessings Freunde, Nicolai, Ramler, Mendelssohn, ja sogar der gute Gleim, der bei dieser Wendung der Dinge fast an seinem abgöttisch verehrten Könige irre wurde,²⁾ waren von diesem Ausgange schwer betroffen; auch Lessing selbst empfand denselben tief und schmerzlich. Es war in der That ein lang gehegter Lebenswunsch, der ihm hier mit einem Schläge vernichtet ward. Er schrieb seinem alten Vater, den das Loos eines Sohnes bekümmerte, der nahe dem vierzigsten Jahre noch immer ein unfrühes Litteratenleben führte, von Hamburg aus: „Ich bin von Berlin weggegangen,

1) Willen, Geschichte der Berliner Bibliothek S. 104.

2) „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten, wär ich wie mancher, wie z. B. Sulzer, in Berlin gewesen. Denn nicht dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen Alles, was deutsch ist, geworden, sondern denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle Mühe angewendet, einen Lessing im Lande zu behalten, diesen leg ich es zur Last, daß wir ihn verlieren.“ Gleim an Lessing 28. März 1767. (B. XIII. 130.)

nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!"¹⁾ Wie bitter mag seinem stolzen Herzen dies Geständniß geworden sein! Seine damalige Lage schildert er selbst am Schlusse der Dramaturgie, wo er erzählt, wie er nach Hamburg gekommen: „Ich stand eben am Markte und war müßig. Niemand wollte mich dinge, ohne Zweifel weil mich Niemand zu brauchen wußte als diese (Hamburger) Freunde.“ Er schrieb an Gleim: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen.“

Aber in seinem Innern sah es anders aus, als dieser männlich stolze Ton ironischen Humors der Welt verrieth. Unter seinen Papieren fand sich nach seinem Tode auch ein Blatt „an Mäcen“ überschrieben, ein Entwurf zu einem Klagegedichte, das man nicht ohne Mühlung lesen kann. „Wer ist's“, heißt es dort, „in unsern Tagen hier in unserm Lande dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken Deiner Menschenliebe von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu beschützen, in sich hegte! Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen, umgesehen mit den Augen eines Bedürftigen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Affentopien ein bitteres Lachen ausschütten.“

Diese Elegie blieb Entwurf, aber das herbe Gefühl, dem sie Ausdruck geben sollte, ließ seinen Stachel zurück in der Seele des großen Mannes, den verkannt oder vielmehr nicht gekannt zu haben, ein ewiger Vorwurf bleibt für seinen großen gekrönten Zeitgenossen. Friedrichs Adlerauge sah den einzigen Mann nicht, der seiner würdig war unter Deutschlands Denkern und Schriftstellern seiner Zeit und in Lessings Herzen wurzelte seitdem jene Abneigung gegen Berlin und das Friedericianische Preußenthum, der wir von da ab

1) XII. 186.

öfters in seinen Briefen begegnen. Hatte ihm schon früher das dort wuchernde französische Literatenthum und die frivole Religions spöttelei, die sich für Philosophie ausgab, mißbehagt, so war es menschlich erklärlich, daß dies Gefühl sich steigerte durch die kränkende Zurücksetzung und persönliche Verkennung, welche er im Bewußtsein seines Werths und Anspruchs doppelt schmerzlich empfinden mußte. Er machte fortan keinen Versuch mehr, in Berlin sich eine Stätte zu gründen, und sah es seitdem nur noch ein paar Mal als flüchtiger Besucher wieder. Heute, fast ein Jahrhundert später, zeigt Rauchs kolossales Denkmal des großen Friedrich unter den zeitgenössischen Größen, welche den Piedestalbau umgeben, auch Lessings Gestalt! Sie wäre besser weggeblieben, denn sie ist für jeden Preußen und Deutschen nur eine Erinnerung an eine der größten Ungerechtigkeiten, welche der berühmte Preußenkönig gegen den Genius der deutschen Nation begangen hat.

Wir dürfen indeß von dem ersteren nicht scheiden, ohne ein Wort der Entschuldigung für den großen Herrscher hinzuzufügen, der in neuester Zeit so vielfach ungerecht, von Keinem aber unwürdiger als von dem berühmten englischen Geschichtschreiber unserer Tage beurtheilt worden ist. Es ist wahr, Friedrich der Große verachtete die deutsche Sprache und Literatur, aber es ist eben so wahr, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Sprache nicht kannte, die er der Geburt nach seine Muttersprache nannte. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, wo die Gelehrten in Deutschland Latein, und die Gebildeten Französisch sprachen, während das Deutsche dem geringeren Volke überlassen blieb. Voltaire konnte 1750 aus Potsdam seinen Freunden triumphirend nach Paris schreiben: *Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est necessaire que pour la route.* Dieses Deutsche des gemeinen Volks war das einzige Deutsch, welches Friedrich der Große kannte und sprach, und er selbst hat es in späteren Jahren mehr als einmal

bedauert, daß es also war. Es ist nicht wahr, daß der große König nichts für die deutsche Sprache gethan, daß er sie sein Leben lang verachtet, daß er an keine Zukunft der Sprache und Literatur seines Volkes geglaubt habe. Er stiftete die deutsche Gesellschaft in Königsberg zum Zweck der Ausbildung der deutschen Sprache; er nahm diese Sprache in seine Akademie der Wissenschaften auf, und wollte das Deutsche in den Schulen gründlich gelehrt wissen. Er ließ sich in seinen älteren Tagen von Garve Cicero's Werk über die Pflichten ins Deutsche übersetzen, und belohnte den Uebersetzer, dessen Arbeit er vortrefflich fand, mit einer Pension. Das wenige Schätzenswerthe, was von deutscher Literatur an ihn herankam, mußte er zu würdigen, — er schätzte Gellert und Gopner, er lobte Moritz' Gedichte, — aber er kannte eben nichts weiter, und Gottsched, in welchem er den bisherigen Vertreter und Altmeister der deutschen Literatur persönlich kennen lernte, war allerdings nicht der Mann, ihn von seinem Glauben abzubringen, daß die deutschen Gelehrten und Schriftsteller Pedanten seien. Aber wenn wir seine durch Erziehung und Zeitverhältnisse begründete und begünstigte Vorliebe für die französische Literatur bedauern und tadeln, so wollen wir nicht vergessen, daß er darum die Franzosen seiner Zeit im Allgemeinen durchaus nicht überschätzte, daß er sie vielmehr im Grunde seines Herzens verachtete, und daß er endlich seiner eigenen Nation und ihrer Literatur mit vorahnendem Geiste eine große Zukunft prophezeigte. Wir dürfen nicht vergessen, daß derselbe König, der sich einen Lessing entgegen, der einen Klopstock, Wieland, Herder und das Anbrechen einer neuen deutschen Kulturepoche mit Goethe an der Spitze unbeachtet ließ, die denkwürdigen Worte geschrieben hat: „Der deutschen Nation fehlt es nicht an Genie und Geist; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn aufzuschwingen. Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen

wird man es mit Genuß sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, sich von einem Ende Europa's zum andern verbreitet." —

Und noch Eins darf zu Ehren des großen Königs von dem Biographen Lessings nicht vergessen werden. Es ist der Umstand, daß Friedrich der Große trotz alledem und alledem auf die Ehre Anspruch machen darf, in zwei Hauptstücken: in der Wiedererweckung und Belebung des deutschen Nationalgefühls, und in dem Kampfe für die souveräne Berechtigung des Menschengesistes zu freier Erforschung der Wahrheit, in vorderster Linie ein Mitstreiter und Mitarbeiter seines großen Zeitgenossen gewesen zu sein. Was das erstere betrifft, so hat darüber Goethe in seinen Lebensbekenntnissen so ausführlich gehandelt, daß wir unsere Leser nur auf dieselben zu verweisen brauchen. Was das letztere anlangt, so genügt es, auf die zwei erhabenen Grundsätze hinzudeuten, mit denen der große philosophische König des achtzehnten Jahrhunderts, der dieselben nicht nur aussprach, sondern ihnen auch in seinem Staate Geltung verschaffte, sich ebenbürtig hinstellt neben seinen größten Zeitgenossen, als dessen Vorläufer er zugleich mit denselben erscheint. „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!“ Mit diesem herrlichen Ausspruche hatte Friedrich der Große seine erste Regierungshandlung, die Zurückberufung des verfolgten Philosophen Wolf, begleitet, und mit diesem Ausspruche hatte er das Prinzip der freien Selbstthätigkeit des Menschen, die souveräne Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit strebenden Geistes über die Welt des Ueberlieferten in ächt Lessingschem Geiste proklamirt zu einer Zeit, wo der Knabe Lessing noch auf der Schulbank zu Ramenz saß. Der zweite berühmte Grundsatz des großen Königs war nur eine Konsequenz des ersten. Er lautete: „Alle Religionen müssen tolerirt und ein jeder muß nach seiner Façon selig werden!“ Wie jenes erste Wort des großen Königs, — das unsere Zeit noch

lange nicht eingelöst hat, — als Motto dienen kann für Lessings „Rettungen“ und für seine Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente, so enthält dieser letztere Ausspruch den Grundgedanken des Nathan, des herrlichsten Werkes, das Lessing seiner Nation und der Menschheit hinterlassen hat. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Geschlechter der redenden Menschen von Friedrich, dem großen Preußenkönige, nur noch das wissen und rühmen werden, was er im Sinne des größten deutschen Mannes seiner Zeit, als Lessings unbewußter Helfer und Mitarbeiter gethan und gewirkt hat. ¹⁾

Berlassen wir jetzt die zuvor erzählte unerfreuliche Episode aus Lessings Leben, um einen Blick zu werfen auf dasjenige Werk, welches wenigstens äußerlich mit jener Episode verknüpft und dessen Vorsofigestalt dem Ausgange derselben entsprechend erscheint, auf Lessings Laokoon.

Brittes Kapitel.

Laokoon.

„Selt wir Lessings Laokoon besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie.“

Als Lessing auftrat, war das Gegentheil dieses von Fr. Vischer in seiner Aesthetik ausgesprochenen Satzes in ganz Europa die allgemein geltende Ansicht in Theorie und Praxis. Es herrschte eine vollständige Vermischung der Gebiete der bildenden Kunst und der Poesie. Sumal in England hatten bedeutende Schriftsteller, Kritiker

1) Man vergl. meine Festschrift zur Feier von Lessings Geburtstage (1861) in Leipzig, abgedruckt in der Zeitschrift: Gartenlaube Nr. 8. S. 121. ff.

ließ den ersten Theil einen Torso bleiben, zu dessen Ergänzung die fragmentarischen Bemerkungen und Ansätze, die sich unter seinen hinterlassenen Papieren fanden,¹⁾ nur ungenügende Andeutungen geben. Aber auch in dieser trümmerhaften Gestalt ward das Werk zu einer wahrhaften Befreiungsthat für die ästhetische Kultur und Literatur unseres Volkes.

Mit jener Sicherheit, wie sie bei dem bildenden Künstler sich im Erfassen des fruchtbarsten Momentes bewährt, griff Lessing, der, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, immer gern „das Brett bohrt, wo es am dicksten ist“, aus allen Zeitgenossen gerade denjenigen heraus, den er selbst wie seine ganze Zeit als Kenner des Schönen und der Kunst am höchsten schätzte, um an ihn seine Erörterungen über die Gesetze der Kunst anzuknüpfen. Und wiederum erfaßte er unter Bindelmanns Aussprüchen gerade den Satz, der für die Entwicklung seiner Ideenreihe der fruchtbarste war. Bindelmann hatte die Laokoonsgruppe mit der Virgil'schen Schilderung verglichen und den Dichter hinter den Plastiker zurückgesetzt. Indem Lessing diese Vergleichung als Ausgangspunkt für seine Untersuchungen faßte, stellte er sich gerade in den Mittelpunkt, von welchem aus er nach allen Seiten des ästhetischen Kreises ausgreifen konnte. Dieser Mittelpunkt war die Vermischung der beiden Kunstgebiete der redenden und der bildenden Kunst; eine Vermischung, welche „in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machte, die sie dem einen oder dem andern zur Last legte, jenachdem der Vergleichende die eine oder die andere Kunst vorzog.“²⁾ Es schien ihm der Mühe zu verlohnen, nachdem so viel über die Ähnlichkeit und Uebereinstimmung der Poesie und Malerei geschrieben sei, „die Medaille auch einmal umzukehren und die Verschiedenheit beider zu

1) XI. 125—169.

2) VI. 374. XI. 140.

untersuchen, um zu sehen, ob aus solcher Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen und der anderen eigenthümlich sind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz andern Weg zu betreten als ihre Schwester betritt.“

So ergibt sich ihm denn aus dieser sondernden Vergleichung das große Stilgesetz der Dichtkunst durch Beantwortung der Frage: wie darf der Dichter allein malen? Die Antwort ist: Nicht einzelne Züge so aufzählend, als verweilte der Zuhörer mit dem äußern Auge vor einem wirklichen realen Bilde; sondern nur so hat er das Sichtbare mit wenigen Zügen zu vergegenwärtigen, daß es in den Bewegungszug der Phantasie aufgenommen wird. Mit einem Worte: die Aufgabe der Poesie, Gestalten zu geben, verbunden mit ihrer höchsten Bestimmung, die innere Welt und schließlich Handlung darzustellen, führt zu dem Stilgesetze, daß diese Kunst Körper andeutungsweise durch Handlungen nachzuahmen hat.¹⁾

Der Gang der Untersuchung im Laokoon ist folgender:

Winkelmann hatte den Virgil getadelt, daß er in seiner Schilderung (Aeneide II. 199—224.) den Laokoon schreien lasse, und den Künstler der Gruppe gelobt, daß er den wilden gen Himmel dringenden Schmerzensschrei zum Seufzer gemildert habe. Lessing zeigt, daß beide, der Dichter wie der bildende Künstler, jeder nur das seiner Kunst Gemäße und daher Richtige gethan habe, und daß namentlich der Plastiker nicht durch das Streben nach dem Ausdrucke höheren sittlichen Adels, wie Winkelmann meinte, sondern lediglich durch die Rücksicht auf dasjenige Gesetz seiner Kunst bestimmt worden sei, welches bei den Alten für die bildende Kunst das Höchste war: durch das Gesetz der Schönheit.²⁾

Dieses Gesetz machte es dem Künstler zur Aufgabe: das Gewalt-

1) Fr. Vischer. Aesthetik III. S. 1200 ff.

2) VI. 383.

same, Verzerrte, Häßliche, sobald die Kunst nicht umhin konnte, es in ihren Bereich zu ziehen, so zu mildern, daß es eines Maaßes von Schönheit fähig blieb; und so war denn auch der Meister des Laokoon, weil er „auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes hinarbeitete“, genöthigt, den letzteren in der Darstellung so weit zu mildern, daß sein Ausdruck noch schön blieb.

Aus der Vergleichung der Virgil'schen Schilderung mit dem Kunstwerke des Bildners gewinnt nun Lessing für die Kunst des letzteren sofort noch ein weiteres Gesetz. Und zwar knüpft sich dasselbe an die Kategorie der Zeit, deren Schranke den bildenden Künstler mit seinem Nachahmen an den Augenblick bindet.

Dieser Augenblick „kann daher nicht fruchtbar genug gewählt werden.“¹⁾ Der fruchtbarste Moment aber ist der, welcher der Einbildungskraft des Beschauers den freiesten Spielraum gewährt, ihr um so mehr zu denken übrig läßt, je mehr er ihr zu sehen giebt. Daher darf die Darstellung eines Affekts in der bildenden Kunst nie ein Letztes, Aeußerstes zeigen, über das die Phantasie nicht hinaus kann.

Hier hatte Lessing das Richtige in der Seele, wenn er es gleich zu dem unrichtigen Satze formulirte: daß das absolut Momentane, Transitorische von der Bildkunst überhaupt nicht ausgedrückt werden dürfe, und auch von der alten Plastik niemals ausgedrückt worden sei. Von dem Letzteren liefern zahlreiche alte Kunstwerke, ja genau genommen die Laokoonsgruppe selbst den Gegenbeweis; Lessing aber verwechselte das Augenblickliche im Allgemeinen mit einem Augenblicklichen bestimmter Art. Denn nicht das Augenblickliche an sich ist dem Plastiker verboten, sondern nur ein solches Momentane, dessen Anblick selbst eben nur einen Augenblick erträglich ist, weil in ihm ein Häßliches zum Ausbruche kommt.²⁾

1) Werke VI. 389.

2) Wischer, Aesthetik III. S. 402 und S. 1188.

Aus diesen für die bildende Kunst gewonnenen festen Bestimmungen bahnt sich nun Lessing den Uebergang zu den Gesetzen der Poesie.

Er zeigt, daß jenes obige Gesetz des fruchtbaren Moments für den Dichter nicht gilt, der vielmehr das zeitliche Nacheinander der Erscheinungen und Vorgänge zu seiner Domäne hat, in welchem auch das Gewaltsamste der Aeußerung seinen Platz finden kann, weil es entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert und vergütet wird, daß es seinen einzelnen Eindruck verliert, ja in solcher Verbindung die trefflichste Wirkung thut. 1) Er zeigt ferner bei fortgesetzter Vergleichung der Laokoonsgruppe mit der Schilderung des Dichters, daß der letztere, weil seine Gebilde geistiger Natur sind und Bewegung haben, die den Werken des Plastiklers mangelt, einen unendlich weitem Spielraum des für ihn Darstellbaren besitzt als der Plastikler. Virgil konnte den Laokoon bekleidet darstellen, denn „bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand, es verdeckt nichts“, und seine Bilder haben überhaupt diese Eigenschaft, daß sie sich nicht decken. Der bildende Künstler dagegen durfte seinem Laokoon nicht einmal die das Haupt umgebende Priesterbinde lassen, weil sie die Stirn, den Sitz des Ausdrucks, verdeckt haben würde. 2)

Was folgt daraus? Dies, daß das vortrefflichste Gemälde des Dichters darum noch keineswegs in jedem seiner Züge brauchbar ist für den bildenden Künstler. Wohl aber wird umgekehrt das Meisterwerk des letzteren allemal und in jedem Zuge für den beschreibenden Dichter von gleich guter Wirkung sein. Es ist daher weit wahrscheinlicher, daß der Künstler der Laokoonsgruppe die Schilderung Virgils, als daß Virgil bei seiner Schilderung die Laokoonsgruppe vor Augen hatte, da wir bei dem Dichter jede Anlehnung an das Werk des Plastiklers vermiffen.

1) VI. S. 393.

2) VI. 413. 415., Fischer III. S. 1173.

same, Verzerrte, Häßliche, sobald die Kunst gesprochen über die oben in ihren Bereich zu ziehen, so zu mildern, Kunstgelehrten, daß der bildschönheit fähig blieb; und so war und malen müsse, sondern auch Laokoon, weil er „auf die höchste per in Schwung gekommene Stre-menen Umständen des Körperlich“ alten Bildwerke zu erklären, ohne nöthigt, den letzteren in derchied zwischen der verschiedenen Natur fein Ausdruck noch schön h'achen, und vor Allem, ohne dabei auf

Aus der Vergleich, Umfang der Poesie irgend welche Rücksicht Kunstwerke des Bild wird nachgewiesen, daß die Anwendung letzteren sofort noch Symbole für die bildende Kunst ein bloßer selbe an die R den Dichter nicht brauche. Das war ein Künstler mit reich gegen alle die zahlreichen Dichter der damaligen

Dieser völliger Verkennung dieses Verhältnisses „alle ihre gewäh' anbildung in Masken gehen lassen, weil sie sich auf das welche der Poesie: ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch raur en zu Charakterisiren, am wenigsten verstehen.“ 2) Die ihr „aristerei“ der Zeit bekam hiermit ihren Todesstoß. f immer näher rückt Lessing seinem Ziele, die höhere Stellung Poesie über der bildenden, ja über aller andern Kunst dar-

Die Poesie ist diejenige Kunst, die dem Gesetze: daß jedes Kunstwerk sich selbst erklären soll, am vollständigsten zu genügen vermag. Sie darf es daher auch wagen, Stoffe, bei denen sie auf den Vortheil der Bekanntheit verzichten muß, zu behandeln, weil sie ihre Stoffe mit Worten erläutert. Der Dichter ist daher in weit höherem Grade erfindend als der bildende Künstler. Ja er vermag es, die ganze sichtbare Welt vor dem inneren Auge auszubreiten. Wenn also Caylus mit verächtlichem Seitenblicke auf Milton den höhnißchen Ausspruch gewagt hatte: die Blindheit dürfte vielleicht

1) VI. 430 ff.

2) VI. 443.

einzigste Aehnlichkeit sein, die dieser Dichter mit Homer gehabt
 durfte ihm Lessing das erhabene Wort entgegenen: „Freilich
 Alton keine Gallerien füllen. Aber müßte, so lange ich das
 Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines
 Geistes sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei
 zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des ersteren legen.“

Der aus bahnt er sich den Uebergang zur Bestimmung
 des Stils der Poesie in Bezug auf die Schilderung
 des Sichtbaren, der Körper.

Die Malerei hat bei der Darstellung des körperlich Sichtbaren
 ihre natürliche Grenze an der Zeit. „Sie muß der Zeit gänzlich
 entsagen“; sie kann also fortschreitende Handlungen als fortschrei-
 tende nicht darstellen, sondern sie muß sich begnügen mit Handlun-
 gen neben einander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stel-
 lungen eine Handlung vermuthen lassen. Sie kann überhaupt
 Handlungen, d. h. Reihen von „Bewegungen, die auf einen End-
 zweck abzielen“, ¹⁾ nur andeutungsweise nachahmen, durch Körper.

Die Poesie dagegen, deren Gebiet die Zeitfolge ist, wie der
 Raum das Gebiet des bildenden Künstlers und Malers, schildert
 zwar gleichfalls Körper, aber nur andeutungsweise, durch Hand-
 lungen. ²⁾

Die Malerei, an den Moment gebannt, muß daher „den prä-
 gnantesten“ Augenblick, das heißt denjenigen wählen, „aus welchem
 das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird.
 Ebenso kann auch die Poesie in ihrer fortschreitenden Nachahmung
 nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen, und muß daher die-
 jenige wählen, welche das sinnliche Bild des Körpers von der Seite
 erweckt, von welcher sie ihn braucht.“ Daraus ergibt sich die Regel
 von der Einheit der malerischen Beiwörter und von der Sparfamkeit

1) XI. 144. (vergl. mit VI. 464. und V. 370.)

2) VI. 464 und 476.

in den poetischen Schilderungen körperlicher Gegenstände. — Was sich so als theoretisches Resultat der denkenden Betrachtung ergeben hat, das wird dann an der Praxis des größten Dichters, an Homer positiv und an dem Verfahren neuerer Dichter negativ veranschaulicht und nachgewiesen.

Dabei macht Lessing aufmerksam auf den Unterschied der Poesie von der Prosa. Der Prosaiter will nur verständlich, klar und deutlich sein. Der Dichter hingegen will mehr als das; er „will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören.“¹⁾ Er darf daher nicht durch verwelkende Ausführlichkeit mit dem Maler auf einem Gebiete wetteifern wollen, wo ihm dieser durch die Schärfe, Deutlichkeit und geschlossene Objektivität, welche die bildende Kunst dem Sichtbaren zu geben vermag, von vorn herein unendlich überlegen ist. Denn überall, wo die Poesie dergleichen versucht, „höre ich zwar in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.“ Eine gemalte Blume von Hubschum schnell alle dichterischen Beschreibungsversuche derselben in die Luft, denn „allen solchen wörtlichen Schilderungen der Körper gebriecht das Täuschende, worauf die Poesie vorzüglich geht, und muß ihnen gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kommt.“ Die Vergliederung des Ganzen in seine Theile wird zwar erleichtert, aber die Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze wird der Phantasie schwer, ja unmöglich. Wo daher die Poesie — Homer — wirklich ausführlich beschreibt, da bedient sie sich des „Kunstgriffs“, daß sie das Coexistirende des Objekts in ein Consecutives verwandelt.²⁾ Homer beschreibt nicht den fertigen

1) VI. 471.

2) VI. 473—480.

Schild des Achilleus, sondern er schildert, wie der göttliche Werkmeister ihn verfertigt, er läßt ihn vor unseren Augen entstehen.

Damit war der damaligen „Schilderungssucht“ in der Poesie der Todesstreich versetzt, und das alte Horazische Verwerfungsurtheil über alle beschreibende Poesie erneuert.

Vor Allem ist es die Darstellung körperlicher Schönheit, bei welcher das so gewonnene allgemeine Stilgesetz für die Darstellung des Sichtbaren seine entschiedenste Geltung findet. Denn diese fällt allein der bildenden Kunst zu, während der Dichter sich ihrer gänzlich zu enthalten gezwungen ist. Jeder Versuch des Dichters, und sei es auch ein Ariost, hier mit dem bildenden Künstler zu wetteifern, macht nach Lessings trefflichem Bilde den Eindruck, „als sähe man Steine auf den Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen.“¹⁾

„Aber, — wirft sich jetzt Lessing selbst ein, — verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?“ „Wer will ihr die nehmen?“ antwortet er. „Wenn man ihr einen einzigen Weg zu vermeiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußstapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen, verschließt man ihr darum auch jeden anderen Weg, wo die bildende Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?“

Und nun zeigt er, daß Alles, was die Poesie im Vergleich zu der bildenden Kunst aufzugeben genöthigt ist, überreichlich ersetzt wird durch das schlechthin Neue, das mit ihr gewonnen ist, durch die unermesslichen Vortheile, die sie vor allen anderen Künsten voraus hat. Hier eröffnet sich denn in großartiger Aussicht der Blick auf das ganze weite Gebiet der Poesie, die nicht mehr bloß

1) VI. 492.

„das ganze Reich der Vollkommenheit“, wie es zu Anfang des Laokoon hieß, sondern das ganze unermessliche Gebiet des Daseins und Lebens in sich begreift.

So vermag die Poesie auch die sichtbare Schönheit zu schildern, wenn auch auf eine andere, ihr eigenthümliche Weise. Ja, sie vermag es stärker als alles, was die bildende Kunst in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist, denn sie vermag es, die Schönheit zu schildern durch die Wirkung, welche dieselbe ausübt, wie es Homer mit seiner Helena gethan; und sie vermag es, die Schönheit in Reiz, d. h. in Anmuth zu verwandeln, indem sie die Schönheit in Bewegung aufzeigt. ¹⁾ Die Bereicherung der Aesthetik durch diesen Begriff, den späterhin Schiller so fruchtbar ausführte, ist ein Verdienst, das Lessing mit dem englischen Philosophen Hume theilt. ²⁾ Wenn der bildende Künstler seinerseits sich mit den Schöpfungen des Dichters befruchten will, so kann er es nicht anders, als es die alten Künstler mit dem Homer gethan. „Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Sügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflamte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er, und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Porträts zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zum Vater: ähnlich, aber verschieden!“ ³⁾ Ein Zug bei Homer in seiner Schilderung Jupiters genügte einem Phidias, das ewige Urbild und Ideal des plastischen Jupiterhauptes zu schaffen.

Aber nicht nur die Schönheit, auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und das Gräßliche, diese Verbindung des Schrecklichen mit dem Ekelregenden, zieht die Poesie in den Bereich ihrer Darstellung: denn das Häßliche ist schließlich das Böse in seiner

1) VI. 499.

2) Gührauer II. 1. 47. Fettingner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrh. I. 419—420.

3) VI. 504.

Erscheinung, und erst die Poesie ist diejenige Kunst, welche die innere sittliche Welt wahrhaft enthüllt, die ohne die Contrastwirkungen und das Ferment des Bösen gar nicht denkbar ist. Durch die reichen Mittel des Dichters wird es nun in den tiefen geistigen Zusammenhang gesetzt, der es gleichzeitig verstärkt und mildert. 1) Dagegen ist dem bildenden Künstler der Ausdruck der Häßlichkeit, selbst der bloßen Häßlichkeit der Formen ver sagt, oder doch nur mit großen Einschränkungen und unter bestimmten Bedingungen gestattet, 2) und einen Thersites, den ein Homer zu zeichnen sich erlauben durfte, weil er seiner Häßlichkeit bedurfte, um ihn lächerlich zu machen, wird kein Maler oder Bildhauer zum Gegenstande seiner Kunst machen wollen, weil seine Kunst nicht vermag, was der Dichter vermag: die Häßlichkeit nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zu einer andern Wirkung zu benutzen und damit gleichsam verschwinden zu lassen.

Viertes Kapitel.

Resultate und Wirkungen.

Mit Lessings Laokoon war der Verirrung der Poesie auf das Gebiet der bildenden Künste zum ersten Male eine feste Schranke gesetzt. Mit Recht sagt Vischer: die deutsche Literatur dürfe stolz darauf sein, durch Lessing das große Grundgesetz der Poesie ein für allemal hingestellt zu haben, nach welchem der Dichter das Sichtbare mit wenigen Zügen nur so zu vergegenwärtigen hat, daß es in den Bewegungszug der Phantasie aufgenommen und andeutungsweise durch Handlungen dargestellt wird.

1) VI. 508 ff. Vischer III. S. 1189 vergl. 1175.

2) VI. 513—515.

Staß, Lessing. I.

Schon dies Eine war ein Großes. Aber der Reichthum der neuen bahnbrechenden Gedanken, welche der Laokoon in einer Zeit erschloß, die von denselben keine Ahnung hatte, und wo ein Werk wie das Lessing'sche sich ein Publikum erst schaffen mußte, 1) geht noch weit darüber hinaus. Die Aufstellung der Schönheit als des höchsten Prinzips für die bildende Kunst der Alten; die scharfe Umgrenzung ihres Gebiets und der Nachweis, auf welche Weise allein der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern im Stande sei; die Stellung der Poesie über alle andern Künste; die Erweiterung ihres Bereichs über die ganze sichtbare und unsichtbare Welt des Daseins und Lebens; der Nachweis, daß Handlung die Seele der Poesie sei; die Hervorhebung Homers gegen Virgil, — dies Alles und wie vieles Andere noch waren Gewinne von unschätzbarem Werthe, und wurden Förderungsmittel für die ästhetische Kultur der ganzen nachfolgenden Zeit. Sie wurden es bis auf die Gegenwart unserer Tage, wo man den allegorischen Verirrungen der Kunst, wie sie in großen monumentalen Kunstwerken derselben Hauptstadt Preußens, die vor fast hundert Jahren einen Lessing vertrieb, in den Skulpturgruppen der Königsbrücke und noch weit schlimmer in den Wandmalereien der Museumsvorhalle zu Tage treten, nur Lessings Laokoon entgegen zu halten hat, um sie als Verirrungen zu erkennen.

Die neue große Auffassung der Poesie in Lessings Laokoon vernichtete zugleich mit einem Schlage das leere tändelnde Wesen der Lyrik jener Zeit, dem selbst ein Lessing in der Periode seines ersten Auftretens gehuldigt hatte. Schien es doch Herdern, als werde mit Lessings Sägen fast der ganze lyrische und epische Parnass entvölkert, ja die Lyrik überhaupt von demselben verbannt, — Befürchtungen, die freilich in diesem Umfange bei Lessing durch nichts gerechtfertigt waren, der vielmehr nur darauf ausging, den verschiedenen Gattungen ihre bestimmten Stellen in der allgemeinen Rangordnung

1) VIII. 190.

anzuweisen, und die höheren von den niederen zu scheiden. 1) Allerdings ward seit dem Erscheinen des Laokoon „Handlung“ das Feldgeschrei der jugendlichen Stürmer und Dränger, als deren kritisches Organ bald darauf Goethe und seine Genossen die Frankfurter gelehrten Anzeigen hinstellten; 2) und die Einwirkung von Lessings Grundsätzen auf unsere ganze nationale Dichtung ist in der Geschichte derselben auf jedem Blatte zu lesen.

Denn wenn Lessing mit seinem Laokoon bei den „Fertigen“ unter seinen Zeitgenossen weder auf Verständniß noch auf Wirkung rechnen durfte, so war dagegen sein Einfluß auf die „Werdenden“, auf die Träger der Zukunft unserer Literatur, denen er, auf der Grenze zweier Perioden stehend, mit seinem Werke die Fackel vortrug, um so größer und entscheidender. Selbst an der Schwelle des Greisenalters empfand Goethe 3) noch einen Hauch jenes begeisterten Entzückens, mit welchem den achtzehnjährigen Jüngling Lessings Laokoon erfüllt hatte, durch den er wie mit einem Sauberschlage das Dunkel erhellt sah, in welchem bis dahin die ästhetische Theorie umhertappte. Wieland, der damals gerade seinen Agathon dichtete, ging seitdem aller Verführung zu malender Schilderung sorgsam aus dem Wege, „weil Lessing ihn am Ohre zupft.“ 4) Der fünf- und zwanzigjährige Herder, im Innersten getroffen von der Bedeutungsschwere der Lessing'schen Sätze, verdiente mit seinem Versuche einer Beleuchtung derselben seine ersten kritischen Sporen, indem er zugleich den Laokoon in den Vordergrund des allgemeinen Interesses rückte. Herder wies auf den Mangel einer vergleichenden Zusammen-

1) XII. 224—226.

2) Gubrauer II. 1. 60.

3) Goethe's Werke XXV. 161—163

4) Wieland selbst sagt in seinem Gedichte *Jbris und Zenide* (gedichtet 1768) Gesang IV, Stange 13. wörtlich, von einer seiner Personen, *Stipball*, redend:

Er läßt den Fluß zurück, und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Lessing mich am Ohr zupft, nicht beschreib!

stellung der Poesie mit der Musik hin; er wußte nicht, daß Lessing dieses Thema, wovon er später einen Punkt in der Dramaturgie ausführte, sich für den zweiten Theil des Laokoon vorbehalten hatte, ¹⁾ und zwar in einer Tiefe und einem Umfange, den Herder nicht ahnte. Ueberhaupt konnte Lessing noch drei Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes an Nicolai schreiben, daß noch keiner, auch nicht einmal Herder, sich träumen lassen, wo er eigentlich mit dem Laokoon hinauswolle, ²⁾ ob schon Herder doch der einzige sei, um dessentwillen es ihm der Mühe lohne, „mit seinem Krame ganz an den Tag zu kommen.“ Von der Anerkennung Möser's, des ihm in so vieler Hinsicht geistverwandten Mannes, der in seiner Abhandlung „Virgil und Tintoret“ schlagend nachwies, wie beide, Dichter und Maler, vollkommen nach den von Lessing entwickelten Grundsätzen ihrer Künste gearbeitet, erfuhr Lessing, der ihn überaus hochschätzte, nichts. ³⁾ Am meisten zufrieden war er noch mit der Kritik, die sein Werk durch den jungen Garbe, Sellert's Schüler und Nachfolger in Leipzig, in der Allg. deutschen Bibliothek (1769) erfuhr. Garbe war der einzige, der der Reihe der Lessing'schen Ideen Schritt vor Schritt nachzugehen und den philosophischen Werth des Werkes darzustellen unternahm, während er zugleich den Mangel an scharfer Sonderung der Gebiete der Plastik und der Malerei und die Berechtigung des Prinzips der modernen Lyrik gegen Lessing's allzu antik einseitige plastische Auffassung hervorhob. Garbe's Kritik war es auch, die Lessing veranlaßte, über das Ganze seiner Absichten sich ausführlicher zu erklären, aber freilich nur privatim in einem Briefe an seine Freunde Nicolai und Mendelssohn. ⁴⁾ Öffentlich antwortete er Keinem seiner Kritiker, „so viele Narren auch über den

1) XI. 151 ff. 344.

2) XII. 229.

3) Krepffig: Möser S. 147. Vergl. Lessing's Werke VII. 81.

4) XII. 224—226.

Laokoon herrlielen.“¹⁾ Ihre Namen sind jetzt vergessen, und nur Sulzers, des alten schon bekannten Reiders von Lessings Verdiensten, ist hier zu gedenken, dessen professorenstolzes Ignoriren Lessings und des Laokoon von Goethe in den Frankfurter Anzeigen seine gebührende Bächtigung erhielt.²⁾ Dagegen war es dem großen philosophischen Reformator der Aesthetik Immanuel Kant vorbehalten, in seiner Kritik der Urtheilskraft, die von Lessing nur ange deutete Trennung der Kunst von der Moral zu vollziehen, wie es Schiller aufbehalten war, den metaphysischen und moralischen Gegensatz von Freiheit und Natur aufzuheben, den Kant ungelöst gelassen hatte. Merkwürdig bleibt es dabei, daß Kant in seinen Schriften Lessings nur ein paarmal beiläufig erwähnt, während dieser den tiefsten Denker unter seinen Zeitgenossen, der doch damals bereits als ästhetischer Philosoph mit seiner Schrift über das Schöne und Erhabene aufgetreten war, ebenfalls nicht beachtet zu haben scheint.³⁾

1) XII. 229.

2) Goethe's Werke XXXIII. S. 1—10.

3) Das letztere ist zum Theil daraus erklärlich, daß Kants eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft“ begann, welche erst im Todesjahre Lessings 1781 erfolgte. Anders ist es dagegen mit Kant, der fünf Jahre älter als Lessing, diesen um dreißigzwanzig Jahre überlebte. Beide Männer standen mit denselben Freunden, Mendelssohn, Nicolai, Markus Herz u. A. zu derselben Zeit in Beziehung, ohne einander selbst dadurch persönlich näher geführt zu werden. Und doch fehlte nicht viel, daß sie Kollegen geworden wären, als man im Jahre 1764 die Professur der Eloquenz an der Königsberger Universität, die man zuerst Kant angeboten hatte, nach dessen Ablehnung Lessing antrug, der sie aus demselben Grunde ausschlug, aus welchem Kant sie abgelehnt hatte: weil damit die Verpflichtung verbunden war, alljährlich eine Lobrede auf den jedesmaligen König zu halten. (S. oben S. 226.) Wie hoch übrigens Kant von Lessing dachte, geht aus einem seiner Briefe an M. Herz hervor, in welchem er dem Freunde schreibt (24. Nov. 1776): „eine Stelle in Ihrem Buche liegt mir noch im Sinne, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muß. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was dessen würdig wäre, und es ist als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zu hochstamem Tadel zu ziehen.“ — Aus Hamanns Briefen

Anderß war es mit dem Manne, von dessen Widerlegung Lessing im Laokoon ausging und mit dessen Beherrlichung er sein Werk vorläufig abschloß.

Winkelmanns Geschichte der Kunst war es, deren Erscheinen (1764) den Laokoon unterbrach. „Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben!“ ruft Lessing aus. „Blos aus allgemeinen Begriffen über Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Aber wo solch ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachfolgen.“ Nie hat ein Genius dem andern neidloser gehuldigt, als es hier Lessing gegen Winkelmann thut, von dessen großem Werke er urtheilt: „der Verfasser habe bei seiner unermesslichen Belesenheit und bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen er sich an sein Werk machte, mit der edlen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptfachen verwendeten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten oder gänzlich der ersten besten fremden Hand überließen.“¹⁾ Lessings Freunde und Bekannte hatten im Laokoon eine scharfe Polemik gegen Winkelmann erwartet. Sie waren nicht wenig erstaunt, das Gegentheil zu

an Herder sehen wir, daß Kant nicht nur die dramatischen Jugendarbeiten Lessings, sondern auch dessen letztes Werk, den „Nathan“ gelesen. Ob aber auch den Laokoon, ob die theologischen Streitschriften, ist sehr zweifelhaft; wenigstens wird ihrer in der „Kritik der Urtheilskraft“ und in der „Religion innerhalb der Vernunftgrenzen“ mit keinem Worte erwähnt. Die einzigen Stellen in Kants Werken, wo Lessings gedacht wird, sind: in der Abhandlung über Theorie und Praxis (1793), wo seiner Hypothese von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts“ Beifall gezollt, und in der „Kritik der Urtheilskraft“ (Kants Werke IV, 147), wo Lessing, im Vorbeigehen, neben Dattour (!) als Kritiker genannt wird. — Ich verdanke diese Nachweisungen der vorirefflichen Schrift meines theuren Freundes Johann Jacoby: „Kant und Lessing, eine Parallele“ (Königsberg 1859), in welcher zum erstenmale die Geistesverwandtschaft beider Männer erörtert wird.

1) VI, 540.

finden und einer Verehrung zu begegnen, die sich selbst völlig in den Schatten stellte und sogar die einzelnen Mängel und Fehler des Winkelmann'schen Werks nur hervorhob, um ein Lob des Verfassers daran zu knüpfen. Inzwischen war doch jenes obige Gerücht durch die literarische Klätscherel guter Freunde über die Alpen zu Winkelmanns Ohren gedrungen, der in seiner römischen Abgeschiedenheit und langjährigen Entfremdung vom Vaterlande bisher kaum Lessings Namen gehört hatte. Wenigstens nahm Winkelmann die erste Nachricht, daß ein „junger Dichter“, der Hofmeister oder, wie er sich ausdrückte, „Bärenführer“ eines halleischen Studenten, es gewagt habe, „sich in Sachen des ehrwürdigen Alterthums und der erhabenen Kunst, die einem solchen Menschen ewig ein Geheimniß bleiben müsse“, ¹⁾ gegen ihn aufzutreten, mit der ganzen Verachtung eines Mannes auf, der sich im unangetasteten Alleinbesitze einer Einsicht weiß, wie sie allerdings damals auf diesem Gebiete keinem zweiten zu Gebote stand. Aber schon wenige Monate später nahm er seine Meinung vollständig zurück. Er hatte inzwischen den Laokoon selbst erhalten und gelesen, und war groß genug, zu bekennen, daß sein früheres Urtheil nur aus dem Grunde Vergebung verdiene, weil er bisher „von diesem gelehrten Manne leider nichts gelesen“, ja ihn überhaupt gar nicht gekannt habe. Lessing schreibe, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und sei ein Mann, von dem selbst nur der Beurtheilung würdig geachtet zu werden rühmlich sei. Er beschloß, demselben „in der würdigsten Weise zu antworten,“ ja, er wollte selbst persönlich an ihn schreiben, und nur die Nachricht, daß Lessing Berlin verlassen und eine Reise angetreten habe, hinderte ihn daran. ²⁾

Lessing selbst erhielt erst ein Jahr nach dem frühen Tode des trefflichen Mannes, „dem er, wie er einem Freunde schrieb, mit

1) Winkelmanns Werke II, S. 602.

2) Winkelmanns Werke II, S. 606. Stuttg. Ausg.

Begnügen ein Paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte.¹⁾ Kenntniß von dieser ehrenden Anerkennung durch Gleim, der ihm jene brieflichen Aeußerungen Bindelmanns abschriftlich mittheilte.²⁾ Zu einer persönlichen Annäherung beider Männer, ob schon eine solche durch Bindelmanns Berufung nach Berlin in so naher Aussicht stand, kam es nicht. Ueberhaupt geht aus späteren brieflichen Aeußerungen Bindelmanns hervor, daß es ihm, je tiefer er in den Laokoon eindrang, um so unheimlicher wurde vor dem Geiste Lessings, wie es dem seherischen Enthusiasmus überall etwas unheimlich werden muß vor der spiegelklaren Schärfe des sondernd eindringenden Verstandes. Daher ist es mehr als fraglich, ob ein Zusammenwirken beider, wie Goethe es am Schlusse von „Bindelmann und sein Jahrhundert“ ausmalt, zwischen zwei so grundverschiedenen Naturen, zwischen dem streng philosophischen Sonderer der Begriffe und dem schwärmerisch begeisterten Empfinder und Verkündiger des Schönen, überhaupt möglich gewesen wäre, auch wenn das Geschick sie zusammengeführt hätte. Beider Interessen in ihrem Verhältnisse zur Kunst waren eben so verschieden, als ihre gesammte Bildung und ihr Charakter. Bindelmann stand hoch über Lessing an umfassender Kenntniß und Anschauung der Werke der alten Kunst; aber seine Gesammtbildung war einseitig und sein Standpunkt beschränkt zu nennen gegenüber der Universalität des Lessingschen Geistes, der den Zusammenhang alles Wissens und Könnens nie aus dem Auge verlor, und das gesammte Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig in sein Interesse zog. Und vollends an Charakter überragte Lessings große freie Seele, bei aller Verwandtschaft im Einzelnen, doch mit ihrer großartigen Selbstlosigkeit und Freiheit von aller persönlichen Eitelkeit und Herrschsucht, mit ihrer ächt republikanischen Freiheitsliebe, die jedem gewährte, was er selbst

1) XII. 199.

2) XIII. 205.

für sich von jedem verlangte: unbeschränkte Freiheit der Meinungsäußerung — Lessings Charakter, sage ich, überragte nach allen diesen Richtungen hin bei weitem das Wesen und den Charakter seines großen Zeitgenossen, weil Winckelmann, der sich „als ein König auf seinem Gebiete empfand und empfinden durfte,“¹⁾ entfernt von der geistigen Bewegung Deutschlands, verwöhnt durch unbedingte Anerkennung und Verehrung, kaum einem Lessing Widerspruch selbst gegen Einzelheiten gestatten und nur mit innerem Widerstreben sich zeitweilig zu der Anerkennung eines solchen Geistes überwinden mochte, in welchem eine Natur wie die Lessings eine erfüllende Ergänzung der ihrigen freudig begrüßt haben würde.

Lessings ganze Stellung zu Winckelmann, sein Selbstgefühl bei aller Verehrung desselben sprach sich aus in der Art und Weise, wie er zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Laokoon, als er im Begriffe stand, seine schon in Breslau projektierte Italienische Reise anzutreten, sich über den Irrthum derjenigen äußerte, welche in diesem Reiseplane die Absicht sahen, in Rom die Stellung des kurz zuvor hingeschiedenen Winckelmann einzunehmen. „Was hat Winckelmann, schrieb er an Ebert (18. Oct. 1768), und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!“ In diesem Gefühle des eigenen Werths ward es ihm leicht, in den ihm zur Redaction anvertrauten²⁾ Briefen Winckelmanns an Stosch jene bitteren Aeußerungen ruhig stehen zu lassen, mit welchen Winckelmann seinem Unmuthe gegen ihn Luft gemacht hatte. Ja er sah es sogar als eine Ehrenpflicht an, dem durch ein furchtbares Geschick vorzeitig von seinem großen Lebenswerke hinweggerissenen Manne durch eine neue verbesserte Ausgabe seiner Kunstgeschichte

1) Gubrauer S. 97.

2) XII, 473.

und seiner sämmtlichen anderen Schriften ein Denkmal zu setzen, ¹⁾ an dessen Ausführung ihn nur sein eigener früher Tod verhindert hat. —

Ehe wir von Lessings Laokoon Abschied nehmen und uns zur Erzählung der Umstände wenden, durch welche Lessings Thätigkeit auf diesem Gebiete unterbrochen und in eine andere Bahn gelenkt wurde, können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten des Zaubers zu gedenken, der über diesem Werke ausgebreitet liegt, und der selbst noch heute, wo die von ihm aufgestellten Prinzipien längst Eigenthum der allgemeinen Bildung geworden, seine Irrthümer und Einseitigkeiten wie seine Verkennung des modernen Kunstprinzips, seine ungenügende Würdigung der Landschafts-, Historien- und Portraitmalerei längst berichtigt und aufgehellt worden sind, den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt.

Dieser Zauber liegt vor Allem in der ächt künstlerischen Weise der Behandlung seines Gegenstandes, in dem scheinbar durchaus Zufälligen des Ausgangs und des Fortschreitens. Lessing selbst vergleicht seine Methode einmal dem Schlendern eines Spaziergängers, der kaum einen Weg zu haben schein^e, ²⁾ und nichts kann treffender sein, als dieser Vergleich. Statt der Eintönigkeit einer langweiligen gradlinigten Pappelchauffee von Paragraphen, die auf dem kürzesten Wege abstrakter Begriffsentwicklung von dem festen Ausgangspunkte irgend eines fertigen Prinzips dem Ziele zuführt, folgen wir dem Denker auf dem vielfach verschlungenen Wege, welchen er selbst bei der Arbeit seines Forschens und Nachsinnens gewandelt ist. Es ist dies jene Methode des Unterrichts, welche um so befruchtender wirkt, je mehr sie dem Lernenden statt der fertigen Resultate die Entstehungsgeschichte derselben, die „Geschichte der Meditation“ des Lehrers giebt, in welcher der Weg selbst zum Ziele wird. Freilich

1) XII. 478. Gubrauer II. 1. 103 u. 306.

2) VI. 489.

scheint der uns führende Spaziergänger um in Lessings Wille zu bleiben, kaum einen Weg zu haben. Aber der Segend kundiger als der Wanderer auf der geraden Heerstraße, weiß er bei aller scheinbaren Zufälligkeit seines Ganges doch sehr genau, wohin, zu welchen höchsten und schönsten Aus- und Ueberblickspunkten er uns führen will, und die mäandrischen Umwege, auf denen er uns dahin geleitet, dienen nur dazu, um so gründlicher und tiefer die verborgensten Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, den ganzen Reichtum und den mannigfaltigen Charakter der Landschaft unseren Blicken zu erschließen. Mit anderen Worten: Lessing ist auch im Laokoon Kritiker im größten und umfassendsten Sinne des Wortes, ein Kritiker, dessen Aufgabe es ist, „jede Verwirrung und Verdunkelung in wissenschaftlichen Begriffen zu entdecken, das Verschiedenartige zu sondern und dadurch für die Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Schönen den Weg zu bahnen.“¹⁾ Wenn bei seiner Methode die Gefahr nahe liegt, von systematischer Vollständigkeit fern zu bleiben — so entschädigt dafür in überreichem Maße die Wirkung, welche diese Methode auf alle diejenigen übt, die an dem Beispiele eines Meisters, der ihnen den Einblick in die Werkstatt seines Arbeitens und Schaffens gestattet, lernen wollen und können, wie man forschen muß.

Goethe hat es einmal ausgesprochen, daß über Kunst eigentlich nur den Kunstwerken gegenüber zu reden sei. Diesen Grundsatz befolgt Lessing im Laokoon durchaus, und die Art und Weise, wie er nun aus den ewigen Urbildern des Schönen, aus Homer und Sophokles, jeden seiner Sätze entwickelt oder erläutert, wie der Leser überall sich von der konkreten Wirklichkeit und Gestaltung des Schönen umgeben sieht, trägt nicht minder wie seine Methode dazu bei, Interesse und Verständnis zu beleben und zu sichern. Dazu gesellt sich die heitere Ruhe, die von aller gereizten Polemik entfernt

1) Gühraner a. a. D. S. 22.

in milder Würde über dem Ganzen schwebt, und die ein Produkt war jener innerlich befriedeten und äußerlich sorgenfreien Stimmung, in welcher Lessing, fern von dem aufregenden Treiben des literarischen Marktes und den Händeln der Journalistik, in den weihewollen Mußestunden, die er einer ganz heterogenen Amtsthätigkeit abgewann, dies Werk erschuf. Außer einer gelegentlichen satirischen Anspielung auf einen alten Gegenstand seiner Abneigung, die in der Bezeichnung des geistreichen, aber durch seine Habucht im Alterthum berüchtigten Dichters Simonides als „des griechischen Voltaire“ liegt, finden wir ihn in diesem Werke mit der ganzen Literatur in Frieden und in einer Stimmung, die selbst geneigt war, einen Schriftsteller wie Klop noch einer ehrenden Beachtung zu würdigen, welche den großmüthigen Mann freilich, wie wir später sehen werden, empfindlich gereuen sollte.

Lessings Laokoon ist ein Kunstwerk der Kritik, wie Lessing selbst, wenn wir sein innerstes Wesen bezeichnen sollen, als das Genie der Kritik gefaßt werden muß. Denn er ist Künstler und Kritiker zugleich: Künstler vermöge der erfinderischen Genialität seiner Forschung, Kritiker vermöge der überwiegenden Macht des sondernden, trennenden Verstandes. Verweilen wir einen Augenblick bei der Betrachtung dessen, was man bei Lessing als schöpferische Kritik bezeichnet hat, und was ihm selbst den Anspruch auf die Bezeichnung eines kritischen Genies ertheilt. Ich gebe auch diese Betrachtung nach der oben erwähnten Schrift Johann Jacoby's,¹⁾ indem ich die Fassung derselben in ihrer unübertrefflichen Schärfe und Klarheit fast wörtlich beibehalte.

Bei Lessing wie bei Kant, seinem geistesverwandten Zeitgenossen, ist das Ziel allen Strebens Selbsterkenntniß, d. h. Erkenntniß des innersten Wesens des Menschen. Beide, Kant und Lessing, suchen den Menschen in der Gesamtheit seiner Denk- und Gemüthskräfte

1) Kant u. Lessing, eine Parallele. S. 6—11.

in der vollen geschichtlichen Entwicklung seines Geistes zu erfassen, während ihre mitstrehenden Zeitgenossen, die Aufklärer, nur die Verstandesseite des Menschen, nur die zeitige Entwicklungsstufe gelten lassen. Aber während Kant auf dem rauhen Pfade der Spekulation unmittelbar auf das Centrum losgeht, sucht Lessing auf anmuthigen Um- und Seitenwegen das Ziel zu erreichen. Ausgehend von Einzelgegenständen der Kunst, von diesem oder jenem Literaturerzeugnisse, anknüpfend an irgend eine besondere Zeit- oder Streitfrage wird sein intuitiver in den Grund der Dinge schauender Tiefblick sofort auf den eigentlichen Kern- und Schwerpunkt der jedesmaligen Untersuchung, auf das Allgemeine in dem Besondern geführt; und wie weit auch der Weg, den er einschlägt, von der geraden Richtung abzuführen scheint, immer behält er das Endziel scharf im Auge. Das Mittel aber, dessen er sich zur Erreichung dieses Zieles bedient, die Kritik, ist ihm nicht bloßes Mittel zum Zwecke, sondern zugleich Selbstzweck, nicht Nichtmaß bloß für wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, sondern selbst Wissenschaft und Kunstwerk. Kritik und dichterisches Schaffen gehen bei Lessing Hand in Hand: seine Dichtungen sind Meisterwerke der Kritik, seine Kritiken sind vollendete Werke der Kunst. Gleich die erste Anregung, die der Kritiker in sich erfährt, ist durchaus eine künstlerische. Der erste Blick, den Lessing auf einen zu kritisirenden Gegenstand wirft, erregt ihn in ähnlicher Art wie den praktischen Künstler die erste Idee des zu schaffenden Kunstwerks. Wie dem Künstler das Ideal urplötzlich, ohne mühevollen Zusammensuchen der Theile, als schön gegliedertes Ganze vor das Auge tritt, so steht von vornherein das Resultat vor Lessings allklarem Verstande. Mit raschem Blicke erfast er den Mittelpunkt der Sache, den einheitlichen Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, und wie der Künstler von seinem Ideal, so wird er von dem Kritikergebnisse begeistert. Es läßt ihm keine Ruhe, bis er es, aus sich heraus, zu einem selbstständigen, Allen wahrnehmbaren Kritikkunstwerke gestaltet.

Und wie verfährt er hierbei? Er selbst hat es uns mit jenem berühmten Selbstbekenntnisse über das Maas und die Art seiner schöpferischen Begabung ausgesprochen, das sich am Schlusse seiner Hamburgischen Dramaturgie findet. Aber einen noch tiefern Einblick in die Geisteswerkstatt des Mannes gewährt uns ein zweites Selbstbekenntniß, das er in einem Briefe an seinen Bruder uns hinterlassen hat. Er schreibt an denselben: „Etwas Gründlicheres als meine neue Hypothese über die Evangelisten ¹⁾ glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreichereres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergibt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen.“ Diese „Bemerkung“, die Lessing „bei sich gemacht findet“, ist eben nichts anderes, als die Idee des künftigen Kritik-Kunstwerks, welche abgeschlossen und vollendet plötzlich in seinem Bewußtsein emportaucht. Er will nun wissen, wie er dazu gekommen. Denn wenn ihm auch jene Bemerkung urplötzlich ins Bewußtsein gekommen ist, so ist sie doch nicht auch plötzlich entstanden. Sie muß vielmehr das Endglied einer Gedankenreihe sein, die nur augenblicklich seinem Gedächtnisse entschwunden ist; sie muß in ihm allmählig erwachsen und zur Reife gelangt sein. Seine Wißbegierde, sein Fortschrieb fordern befriedigende Antwort. Unerdroffen gräbt er den verborgenen Wurzeln in seinem Innern nach, sucht in scharfer, von Jugend auf geübter Selbstschau jedes einzelne Glied der entschwundenen Gedankenreihe ins Gedächtniß zu rufen, und rastet nicht, bis er die Idee rückwärts bis zu ihrem ersten Ursprunge verfolgt hat. Dazu bedarf er des „Druckwerks“ und der „Röhren“, durch die er, wie er sich in jenem ersten Selbstbekenntnisse ausdrückt, „Alles aus sich herauspressen muß“; dazu ist es ferner, wie er eben dort sagt, nöthig, daß er „von allen andern

1) S. Werke II, 495 ff. Diese Schrift wurde erst nach Lessings Tode bekannt gemacht.

Geschäften und von unwillkürlichen Zerstreuungen frei sei, daß er seine ganze Belesenheit gegenwärtig habe, daß er bei jedem Schritte alte Bemerkungen, die er jemals gemacht, ruhig durchlaufen könne.“

Hat er nun aber auf dem Wege solcher Gedankenüberschauung seine Wißbegierde befriedigt, dann regt sich in ihm der künstlerische Gestaltungstrieb. Was jetzt als wohlgeordnetes Ganze, als ein abgeschlossener Theil seines Gedankenlebens vor dem Auge seines Gedächtnisses steht, das muß und will er nun auch außer ihm, auch andern Augen sichtbar, gestalten. In umgekehrter Reihenfolge der Glieder schildert er nun den Entwicklungsgang jener Idee vom frühesten Keim derselben bis zu ihrer Vollendung. Und er thut dies in dramatischer Lebendigkeit, so anschaulich, klar und durchsichtig, daß bei der Betrachtung des auf diese Weise hervorgebrachten Kunstwerks eine Gemüthsstimmung in uns erzeugt wird, ähnlich derjenigen, die Lessing empfand, als zuerst jene in ihm aufsteigende Idee seine spekulative Begeisterung erweckte.

Fünftes Kapitel.

Kauf nach Hamburg.

Nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen hatte Lessing keine Ruhe mehr in Berlin. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte fort, gleichviel wohin. Denn Berlin und Preußen waren ihm gründlich verleidet, 1) und er verlor seitdem die Abneigung gegen beide nie ganz aus der Seele.

Er hatte im Sommer 1766 in Gesellschaft eines ihm befreundeten reichen jungen Edelmanns, mit dem er damals als Gesell-

1) XII. 176. 177. 195. 213. 233.

schafter in Berlin eine Zeit lang zusammenlebte, eine Reise nach Pyrmont gemacht. Auf dieser Reise besuchte er Göttingen und seinen alten literarischen Freund Michaelis, welchen er zu seiner deutschen Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte anregte. Auch seinen Leipziger Freund Kästner sah er dort wieder, und knüpfte mit dem gelehrten Kenner der romanischen Literatur, dem Göttinger Bibliothekar Dieze, ein Freundschaftsverhältniß und einen Briefwechsel an, von dem leider sämmtliche Briefe Lessings mit Ausnahme eines einzigen verloren gegangen sind. In Halberstadt ließ er es sich einige Tage wohl sein bei seinem alten Oleim, der wie immer bereitwillig seiner Geldverlegenheit zu Hülfe kam, seiner begeisterten Freude am Laotoon in Gesprächen und Gedichten Worte gab, und vor allen Dingen ihm zuredete, in Berlin und Preußen zu bleiben, da der enthusiastische Verehrer Friedrichs II. es sich nicht möglich denken konnte, daß sein großer König den größten deutschen Schriftsteller nicht zu behalten wünschen sollte.

Lessing freilich wußte es besser. Bei seiner Rückkehr nach Berlin ward die Befürchtung, daß die lang erhoffte Stelle für ihn verloren sei, zur Gewißheit.

In dieser Lage, wo er wieder einmal „müßig am Markte stand und Niemand ihn dinge wollte,“ traf ihn im November 1766 die Nachricht, daß die Unternehmer des neuen Hamburger Theaters beschloffen hätten, ihn als Dramaturgen mit einem Gehalte von 800 Thalern nach Hamburg zu berufen.

Der Mann, dem die Ehre dieses Gedankens gebührte, durch welchen ein kurzdauerndes Theaterunternehmen unvergeßlich in der Geschichte der deutschen Literatur fortleben sollte, war Johann Friedrich Loewen, ein Hamburger Literat, mit Lessing in gleichem Alter, durch satirische und komische Gedichte, theatralische Versuche und mehr noch durch seine Romane in der damaligen Literatur nicht unvorthheilhaft bekannt. Loewen war ein begeisterter Freund des Theaters, das damals in Hamburg seit einer Reihe von Jahren

einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er war verheirathet mit der Tochter des Theaterdirektors Schönemann, einer sehr talentvollen Schauspielerin, und sowohl dieser Umstand, als der intime Umgang mit den großen Künstlern Schöff, Ackermann, Brückner, Borchers und andern, welche seit 1756 die Hamburger Bühne zur ersten in Deutschland erhoben, beförderten seine theatralischen Neigungen, denen er als Theaterkritiker und Dramaturg, als Theaterdichter, Uebersetzer und Prologenvorfasser bei den verschiedenen wandernden Gesellschaften, die sich zu jener Zeit auf der Hamburger Bühne ablösten, ¹⁾ Genüge zu thun suchte. Angeregt durch Schöff hatte er schon 1755 einen Grundriß der theatralischen Mimik geschrieben, den ersten Versuch dieser Art in der deutschen Literatur. Wichtiger noch ward seine „Geschichte des deutschen Theaters“, die er eilf Jahre später als Einleitung zu seinen dramatischen Arbeiten herausgab. Denn diese Schrift enthielt das Programm zu einer durchgreifenden Reform der deutschen Theaterverhältnisse, welche Goemen in Hamburg beabsichtigte. Als Hauptziele derselben bezeichnete er: die Gewinnung eines eignen deutschen Theaters, d. h. deutscher Originalstücke mit nationalem Gehalt und Charakter, statt der ewigen Uebersetzungen und französischen Nachahmungen, und zweitens eine stehende Bühne als öffentliches, vom Staate unterstütztes Institut, statt der wandernden Prinzipalschaften und vagabondirenden Schauspielertruppen. Daneben drang er auf geistige und sittliche Hebung des Schauspielerstandes durch Begründung von Schauspieler Schulen und strenge Sittzensur.

Es verringert das Verdienst des Mannes nicht, daß sein Vorschlag, die wandernden Prinzipalschaften durch stehende Theater zu ersetzen, bereits zwanzig Jahre früher durch den Dichter Johann Elias Schlegel zur Sprache gebracht worden war, ²⁾ und es gereicht

1) Deorient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Th. II. S. 97 ff. 129 ff. 154 ff.

2) Lessing, Werke VII. 2.

Stahr, Lessing. I.

seiner Beurtheilung der deutschen Theaterzustände zur Ehre, daß er in derselben mit Männern wie Herder ¹⁾ und Lessing zusammentraf. Voewen ist überhaupt von den neueren Kulturhistorikern dieser Zeit nicht völlig gerecht beurtheilt worden. Weder Gerwinus noch Deubient erkennen es genugsam an, daß er es war, dem Deutschland Lessings Dramaturgie verdankt. Lessing selbst gedenkt in der Dramaturgie seiner mit Achtung als eines feinen und geistreichen Kopfes, als eines Dichters, „der es mehr als irgend ein Anderer verstehe, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben.“ Mochte er auch als dramatischer Dichter unbedeutend sein, immerhin war es ihm hoch anzurechnen, daß er sich auch als solcher mit seinen Versuchen an Lessing angeschlossen, und daß er in diesem, obschon Minna von Barnhelm damals noch nicht erschienen war, den ersten dramatischen Dichter Deutschlands erkannte. Seiner Einsicht als gebildeter und denkender Dramaturg und seinem redlichen Willen, der guten Sache zu nützen, läßt selbst sein Gegner Schröder Gerechtigkeit widerfahren. ²⁾ Es war ferner nichts Geringes, daß er, der in dramaturgischen Dingen bisher in Hamburg die erste Rolle gespielt hatte, die Selbstverleugnung bewies, einen Mann wie Lessing, dem er persönlich ganz fern stand und der ihn in Hamburg ohne Frage völlig verdunkeln mußte, an die Spitze des von ihm angeregten Theaterunternehmens zu ziehen. Mit diesem letzteren verhielt es sich aber folgendermaßen.

Durch Voewens unermüdlige Agitation für eine Theaterreform bewogen, hatten sich zwölf Hamburger Kaufleute und Bürger, an deren Spitze der Kaufmann Seyler stand, zur Begründung eines stehenden deutschen „National-Theaters“ im Sinne von Voewens Vorschlägen vereinigt. Man pachtete von dem damaligen Prinzipale der Hamburger Bühne, dem bekannten Ackermann, Theater, Deko-

1) Suhrauer II. 113.

2) Schröders Leben I. 180 ff.

rationen und Garderobe, und behielt ihn selbst mit seiner durch längeres Weisammensein bedeutender Talente wohl eingeschulten Gesellschaft für das neue Unternehmen bei. Außer der Stabilität des Theaters, ward verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter verheißen, und zur Aufmunterung der vaterländischen dramatischen Produktion ein jährlicher Preis von je fünfzig Dukaten für das beste deutsche Trauer- oder Lustspiel bestimmt. Das kostspielige Ballet wurde als Verderbniß des guten Geschmacks völlig von dem neuen Unternehmen ausgeschlossen, wodurch demselben freilich auch das große Talent des jungen Schröder verloren ging, der deshalb Hamburg verließ. Ein Ausschuß der Unternehmer, an dessen Spitze Seyler stand, übernahm die finanzielle Leitung, während Loewen das technische Direktorat erhielt. In dieser Eigenschaft ward der letztere beauftragt, mit Lessing, dem man auf Loewens Vorschlag die Stelle eines Dramaturgen und Konsulenten zugebracht hatte, in Unterhandlung zu treten. Er schrieb (4. November 1766) an Lessings Freund Nicolai, dem er zugleich das von ihm verfaßte Programm des neuen Unternehmens zusandte, und bat ihn, Lessing zu sondiren. Die Folge davon war, daß sich Lessing entschloß, selbst nach Hamburg zu reisen, und sich die dortigen Dinge mit eigenen Augen anzusehen. Er ging zu Anfang Dezember dorthin und verweilte daselbst bis gegen Ende Januar des folgenden Jahres. Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes schrieb er an seinen in Berlin zurückgebliebenen Bruder Karl, „daß die Sache einen sehr guten Gang nehme, und daß es nur auf ihn ankomme, sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu schließen.“ „Allein Du kennst mich“, fährt er fort, „daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist; und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme.“¹⁾ Diese Bedenklichkeiten bezogen sich auf die Absicht der Hamburger Direktion, ihn zur

1) XII. 176.

Lieferung einer Reihe von Originaldramen für die neue Bühne zu verpflichten. Lessing lehnte dies Ansuchen entschieden ab. Er fühlte sich nicht befähigt, wie er sagte, der Goldoni des neuen deutschen Nationaltheaters zu werden, und er würde, wie er später gestand, es nicht gewollt haben, auch wenn er es gekonnt hätte. 1) Dagegen erklärte er sich bereit, dem Unternehmen als Kritiker seine Kräfte zu widmen, und man ging endlich auf dies Erbieten ein. Die Frucht desselben war — die Hamburgische Dramaturgie.

Sehr befriedigt lehrte Lessing nach Berlin zurück. Die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft und auf eine ihm vorzugsweise behagende Thätigkeit versetzten ihn in die heiterste Stimmung, welche sich in dem ersten Briefe, den er nach seiner Rückkehr an den alten Freund Gleim richtete, unverkennbar ausspricht. „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, schreibt er, so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen; wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben.“ Daß er eine Gelegenheit gefunden hatte, Berlin, wo man ihn so unwürdig behandelt, ehrenvoll zu verlassen, machte ihn vollends glücklich. „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entreprenurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf

1) VII. 448—449.

einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen abschloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres dabit histrio. 1)

„Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genie's würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unserer Leser auch noch immer früh genug. Die Wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel wie ich und mehr.“ — Wenn wir späterhin sehen werden, daß Lessing sich nach dem Scheitern der Hamburger Unternehmung in einem Augenblicke des Unmuths sogar den Dichternamen abzusprechen schien, so werden wir uns daran zu erinnern haben, daß er hier vielmehr seinen Beruf zum dramatischen Dichter als seinen eigentlichen Lebensberuf in den Vordergrund rückt.

Da er sich übrigens die finanzielle Unsicherheit seiner neuen Stellung doch nicht ganz verhehlen konnte, so hatte er zu gleicher Zeit den Plan gefaßt, derselben durch ein auf eigene Hand zu begründendes industrielles Unternehmen abzuhelpen. Er hatte in Hamburg die Bekanntschaft Bode's gemacht, der ein geborener Braunschweiger, aber seit längerer Zeit als Literat, Zeitungsredakteur und Uebersetzer englischer Werke in Hamburg lebend, gerade damals durch eine reiche Heirath die Mittel erlangt hatte, eine Druckerei zu begründen, welche mit dem neuen Theaterunternehmen in Verbindung treten und durch dasselbe unterstützt werden sollte. Mit ihm beschloß Lessing gemeinschaftliche Sache zu machen, und

1) Juven. Sat. VII. 90.: „Was die Großen nicht geben, wird der Schauspieler geben.“ Lessing spielt damit an auf Friedrichs des Großen oben erzähltes Verhalten gegen ihn bei Gelegenheit der Bibliotheksanstelle.

die Druckerei zu einer Art von Verlagsgeschäft seiner eigenen und der Werke seiner Freunde zu erweitern. Wir werden später sehen, daß die Ausführung dieses Planes, weit entfernt den versprochenen Vortheil zu gewähren, seine Verlegenheit nur noch steigern sollte.

Inzwischen beeilte er sich, seine Uebersiedelung nach Hamburg vorzubereiten. Er veranstaltete rasch eine Gesamtausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden (Berlin bei Bosh, 1767), in welcher neben den Jugendarbeiten seiner ersten Periode auch Minna von Barnhelm zum erstenmale erschien. Diese Gesamtausgabe, welche die Nation an die dramatischen Verdienste des neuen Dramaturgen des ersten deutschen Nationaltheaters erinnerte, sollte ihm zugleich die nöthigen Geldmittel zum Antritt seiner neuen Stellung gewähren. Aber der Ertrag reichte dazu nicht aus, und er mußte sich entschließen, seine in Breslau zusammengesparte Bibliothek „springen zu lassen“. Er behielt von den sechstausend Bänden derselben nichts, als was er zu seinen gerade vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauchte. „Es geht mir nahe,“ schrieb er an Gleim, „daß ich mich ihrer entschlagen muß, und daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was ist zu thun?“ Der wadere Gleim half so weit er konnte, und war in Verzweiflung darüber, daß er dem Freunde nicht die ganze Bibliothek zu erhalten vermochte, ¹⁾ die für ein Spottgeld von wenigen hundert Thalern verschleudert werden mußte, um Schulden und Wohnungsmiethe zu bezahlen. Lessing selbst ließ sich alle diese Dinge nicht anfechten. Auch die Aussicht auf eine Anstellung als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel, welche ihm jetzt Freunde eröffneten, konnte ihn nicht bewegen, sein in Hamburg gegebenes Wort zurückzunehmen, obschon sich die Vortheile einer solchen gesicherten Stellung, wie sie Hagedorn ausdrücklich in einem Briefe an Nicolai hervorhob, nicht verkennen ließen. Er war zu voll von dem neuen Lebensumschwunge, den ihm das Hamburger Unterneh-

1) XIII. 132, vergl. XII. 178.

men darbot. Zu Musikonen geneigt, wie er war, schien ihm die dortige freie, von keinem Fürsten abhängige Stellung dem Beamtenjoch weit vorzuziehen, und selbst ein Vorsichtigerer konnte wenigstens damals das überraschend schnelle Ende der Hamburger Unternehmung nicht voraussehen. Dazu kam endlich noch, daß das Theater vom Beginne seiner Laufbahn Herzenssache für Lessing gewesen war. „Keins seiner Ziele“, sagt mit Recht von ihm der Geschichtschreiber des deutschen Theaters, 1) „hat er mit so hingebender Nachhaltigkeit verfolgt, und nichts hatte er so vollständig zu seiner Lebensaufgabe gemacht, als das unablässige Bemühen: die nationale Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben.“ In Hamburg glaubte er für dieses Bemühen den festen Punkt zu finden, den er bis dahin so schmerzlich entbehrt hatte: ein stehendes Theater, ausgestattet mit den besten künstlerischen Kräften Deutschlands, gerichtet auf das gleiche Ziel, die Bühne zur edelsten Kunstblüthe des sozialen Geistes, zu einem würdigen Spiegelbilde des nationalen Lebens zu erheben; und für sich selbst Sporn und Muße zur Vollendung seiner zahlreichen dramatischen Entwürfe, und Gelegenheit, die Wirkung seiner dramatischen Arbeiten sofort durch die lebendige Darstellung zu erproben. Die heiter erregte Stimmung, in welche ihn diese Aussichten versetzten, wird noch durch eine Anekdote bezeugt, welche uns Karl Lessing aufbehalten hat. In einer frohen Gesellschaft guter Freunde, unter denen sich auch Hamler befand, stritt man über die besten dramatischen Stoffe. Lessing, der es überhaupt in der Unterhaltung liebte, Paradoxen aufzustellen und zu vertheidigen, behauptete, jeder Stoff genüge, wenn ihn nur der Dichter fruchtbar zu machen wisse, denn nicht der Stoff, sondern die Bearbeitung desselben sei die Hauptsache. Die Freunde erhoben sich lebhaft gegen eine Behauptung, die eben nur das Erzeugniß einer übermüthigen Laune war, und die in der That mit Lessings wirklicher Ansicht über die große Bedeutung des glücklich gewählten Stoffes für den Dramatiker,

1) Deorient II. S. 121.

wie wir sie von ihm in der Dramaturgie ausgesprochen finden, 1) im schlagendsten Gegensatze steht. Kamlar forderte ihn auf, seine Behauptung mit der That zu beweisen, und ein Lustspiel zu machen, in welchem ein Schlaftrunk das Motiv bilde. Lessing erklärte sich bereit, und machte sich sofort ans Werk. So entstand, ähnlich wie Goethe's Clavigo, das Lustspiel „der Schlaftrunk“, 2) das jedoch, wie die meisten dramatischen Arbeiten Lessings, Fragment blieb. Neuere Ursachen hinderten die Vollendung des bereits im Druck begonnenen Stücks, und wenn wir aufrichtig sein wollen, ging damit für die Literatur wenig verloren, da dieser letzte Lustspielversuch in jeder Beziehung gegen Minna von Barnhelm einen starken Abfall zeigt. Er blieb der letzte für Lessing. Sein Lebensschicksal führte ihn von jetzt an einer Stimmung zu, welche weit ablag von der freien Heiterkeit und freudigen Lebenslust, welcher seine Minna von Barnhelm das Dasein verdankte. Seine dramatische Produktion gerieth überhaupt auf längere Zeit ins Stocken, und als er sich nach fünf Jahren wieder zu einer solchen zusammenraffte, war es die Tragödie, waren es sein Faust und seine Emilie Galotti, mit denen er sich der höchsten Leistung aller Poesie zu nähern suchte.

In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin, das er seitdem nur noch als Fremder wiedersehen sollte. Er verließ es, ohne selbst von seinem Bruder Karl Abschied zu nehmen. Das Abschiednehmen war ihm überhaupt, wie er selbst gestand, eine Pein, der er sich soviel wie möglich zu entziehen liebte. „Du wirst von Herrn Kamlar gehört haben“, schrieb er dem Bruder nach seiner Ankunft in Hamburg, am Tage vor der Eröffnung des Theaters, „wie es gekommen, daß ich ohne Dich noch einmal zu sprechen, habe abreisen müssen. Alles was Brüder einander bei ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beiden von selbst.“

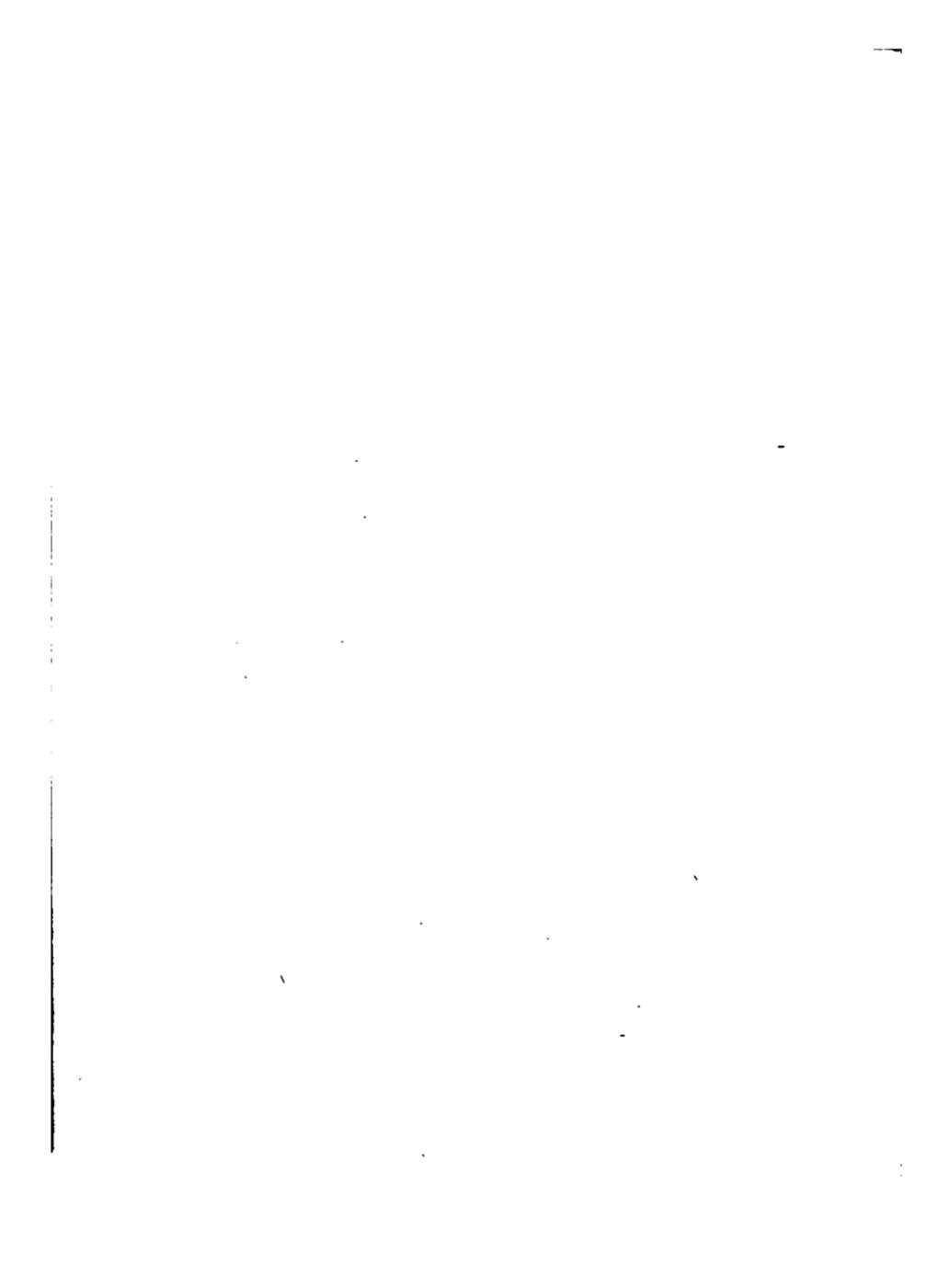
1) VII. 111.

2) II. 526.

Siebentes Buch.

Lessing in Hamburg. 1767—1770.

Die Dramaturgie.



Erstes Kapitel.

Das deutsche Nationaltheater in Hamburg.

Mit heitern Aussichten und freudigen Erwartungen war Lessing nach Hamburg gekommen. Denn noch nie war ihm eine Stellung zusagender, eine Aufgabe erfreulicher gewesen, als die, welche ihn hier zu erwarten schienen.

Die frische Zuversicht, der freudige Muth, die ihn beseelten, sprechen sich aus in der „Ankündigung“, welche er am Tage der Eröffnung des Theaters, den 22. April, seiner Dramaturgie voraus schickte. Die ganze Charaktergröße des Mannes tritt uns in dieser kurzen Ankündigung entgegen, die zugleich ein Meisterstück populärer Beredsamkeit und umsichtiger Klugheit ist. Sie bezeichnete das Unternehmen, dem er seine Kräfte widmen wollte, als ein nationales, das eben deshalb im deutschen Vaterlande überall von den Besten freudig begrüßt worden sei, und auf die Förderung aller Guten gegründeten Anspruch habe. Mit der ganzen Macht seines gefürchteten Wortes schlug er die Stimmen der Neider und Feinde zu Boden, welche gegen das neue Unternehmen, schon ehe es ins Leben trat, intriguirten hatten. Alle diejenigen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten jedem Streben für das Allgemeine so gern in beliebiger deutscher Weise die Steine des Mißwillens und der Verdächtigung in den Weg werfen, können sich Lessings brandmarkende Worte gesagt sein lassen, wenn er solchen gegenüber ausruft: „Freilich giebt

es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen. Aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie gegen die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind! Mit einer feinen Wendung faßte er Hamburg bei seiner freistädtischen Ehre, indem er es glücklich pries als den Ort, „wo diese Glenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgefunter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung halte, und nicht verstatte, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Rabalen und patriotische Absichten ein Gegenstand ihres spöttischen Überwizes werden.“ In schlagender Kürze zeigt er, welche Vortheile und Verbesserungen das deutsche Theater aus der neuen Unternehmung ziehen könne, wenn das Publikum ihr seine Theilnahme schenke. Im edelsten demokratischen Sinne fordert er dasselbe zur prüfenden und urtheilenden Betheiligung auf; seine Stimme solle nie geringschätzig überhört, sein Urtheil solle nie ohne Unterwerfung vernommen werden. „Nur, setzt er hinzu, daß sich nicht jeder kleine Kritiker für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten eines Stücks, das richtige Spiel eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzückung erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.“

Was seine Versprechungen anbetrifft, so ist in unserm Zeitalter der Reclame die Mäßigung und Bescheidenheit derselben kaum zu

begreifen. Bei einem Unternehmen, das erste seiner Art, abzielend auf eine großartige Reform des deutschen Theaters, gestützt auf bedeutende Mittel, begünstigt durch das Zusammenwirken einer Gesellschaft von Schauspielern, wie sie Deutschland nie zuvor besessen, mit dem ersten deutschen Schriftsteller und Dichter als Dramaturgen an der Spitze, fordert oder vielmehr bittet er um nichts als um — Nachsicht und Geduld. Ziel sei zu thun, denn der Stufen seien viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen habe, und noch ferner sei von dieser Höhe eine Bühne, die wie die deutsche, fast mehr eine verderbte als eine werdende zu nennen sei. Alles könne folglich nicht auf einmal geschehen. „Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt.“

Diese Ankündigung erreichte wenigstens theilweise ihren Zweck. Die Feinde des neuen Unternehmens verstummten vor dem Acht- und Bannstrahle, den Lessing gegen sie schleuderte, und so lange er dem Hamburgischen Theater wirklich angehörte, ließen Freund und Feind ihm und seiner Dramaturgie das Wort fast allein. Die Hamburgischen Unterhaltungen, an denen außer Eschenburg und Loewen auch Boie, Eberling und Schiebler mitarbeiteten, enthielten sich jeder Besprechung des Theaters, indem sie ein für allemal auf Lessings Dramaturgie als auf ein Werk hinwiesen, das alle übrigen Nachrichten und Kritiken überflüssig mache.¹⁾ Erst im folgenden Jahre, als Lessing seinen ursprünglichen Plan, die Vorstellungen des Theaters mit seinen Kritiken zu begleiten, aufgegeben hatte, verstand sich Loewen dazu, in dem zuvor genannten Blatte die Berichte über das Hamburgische Theater zu schreiben. Sie waren freilich im ungeheuren Abstände gegen Lessings Dramaturgie! Dafür gelang es ihnen aber auch, den Beifall eines Klop zu erwerben, der sie

1) Gubrauer, II. 140—41.

in derselben Bibliothek der schönen Wissenschaften, in welcher gegen Lessing systematische Opposition gemacht wurde, auf das Beste herausstrich. ¹⁾)

Lessing veräumte nichts, um sich mit dem Publikum möglichst in gutes Einvernehmen zu setzen. Er bereitete es vor auf die Nothwendigkeit, ihm selbst mittelmäßige und schwache Stücke vorzuführen. Er wies darauf hin, daß Auswahl Menge voraussetze, und daß dieselbe daher bei der Armuth der deutschen dramatischen Literatur keine leichte Sache sei. Indes sei schon das ein Gewinn, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben werde als es sei, und der unbefriedigte Zuschauer an demselben wenigstens urtheilen lerne. Brauche man doch einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man seinen Geschmack bilden wolle, nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen habe. Wir wissen, wie meisterhaft Lessing diesen Theil seiner Aufgabe in der Dramaturgie gelöst hat.

Gegenüber den leidenschaftlichen Anfeindungen, die das Theater damals noch, und gerade am stärksten in Hamburg, von Seiten zelotischer Geistlichen zu erfahren hatte, gab er es gerne zu, daß die Bühne gleich bei der Eröffnung in dem von Loewen verfaßten ²⁾) Prologe und Epiloge als moralische Anstalt hingestellt und das Schauspiel „in seiner höchsten Würde als Supplement der Geseze“ betrachtet und gefeiert wurde. Da er ergriff eifrig die Gelegenheit welche ihm schon die erste Vorstellung bot, um der Geistlichkeit sein Kompliment zu machen, und ihr gleich in den ersten Blättern seiner Dramaturgie die erforderlichen sittenpolizeilichen Garantien zu geben. In dem Eröffnungstücke von Cronegg hatte der Vers:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht!“

bei dem versammelten Publikum ein Beifallsgemurmel hervorgerufen.

1) S. Briefe an Klop. Th. II. S. 8.

2) Gubrauer, II. 140. nennt Dusch als Verfasser des Epilogs. Lessing dagegen schreibt beide Gedichte Loewen zu (VII. 27.)

Lessing mißbilligte dies durchaus. Er tadelte aber auch den Dichter, der doch mit diesem Verse nur einen Satz ausgesprochen hatte, der in dem gelobten Lande des Priesterthums noch heute als ein Axiom gilt, ¹⁾ und dessen Wahrheit der herrliche Mann selbst wenige Jahre später an seinem eigenen Leben so bitter erfahren sollte! Es ist rührend zu lesen, wie angelegentlich er hier den angegriffenen Stand in Schutz nimmt. Nicht einmal das läßt er als Entschuldigung gelten, daß im Drama doch nicht der Dichter selbst spreche, sondern genöthigt sei, seine Personen ihrem Charakter gemäß sprechen zu lassen. Denn in keinem Falle dürfe sich die poetische Wahrheit, die freilich andere Gesetze habe als die absolute, von der Lesern so weit entfernen, daß der Dichter annehme, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen. „Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, sowie in den wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnenen finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle auschreien?“

Das Letztere geschah nun trotz aller Vorsicht Lessings, wie wir später sehen werden, in Hamburg dennoch. Aber er selbst blieb wenigstens von dem Eifer des fanatischen Zionswächters verschont, der ihm sogar die Ehre anthat, seine dramatischen Arbeiten neben denen Gellerts und Weisse's von dem allgemeinen Anathema, welches er gegen die deutsche Bühne schleuderte, ausdrücklich auszunehmen,

1) S. Ab. Staßl, Ein Jahr in Italien, III. S. 265.

und der auch Lessings dramaturgische Thätigkeit ungehuldet ließ, während der arme Loewen das Bad bezahlen mußte. ¹⁾

Mit aufopfernder Thätigkeit ging Lessing an das neue Werk. Er brach sogar, wenigstens für die erste Zeit, fast seinen ganzen Briefwechsel mit seinen Berliner Freunden ab. ²⁾ Das Uebelste war, daß ihm die kaufmännische Verbindung, in welche er mit Bode getreten war, (S. oben S. 277) viel Sorge und Arbeit verursachte, während der äußerlich geschäftliche Theil seiner dramaturgischen Stellung, das Korrespondiren über Engagements und dergleichen, ebenfalls eine kostbare Zeit verschlang, ³⁾ und die drückende Sorge um die Seinen, die ihn immer aufs Neue bestürmten, dem geplagten und, wie er einmal an seinen Vater schreibt, von Sorgen, Arbeiten und Verwirrungen aller Art oft „an Leib und Seele erschöpften“ Manne auch hier keine Ruhe ließ. ⁴⁾ Aber schlimmer als dies Alles war die Wirkung, welche die nur zu bald sich ihm aufdrängende Einsicht auf ihn üben mußte, daß er sich in seinen Hoffnungen auf diesen neuen Lebensplan getäuscht habe.

Große bahnbrechende Menschen kommen freilich immer zur rechten Zeit für die Menschheit, aber für ihr persönliches Glück meist eben deshalb zu früh.

Dies war Lessings Schicksal in mehr als einem Betrachte. Auch hier hatte er dasselbe Unglück, wie durch sein ganzes Leben, daß für ihn selbst zu einer ununterbrochenen Kette von Täuschungen wurde, weil er immer und überall der Zeit und den Verhältnissen voraus war.

1) Briefe an Klop, II. S. 9—12.

2) XII. 182 vergl. 190. Aus den neun Monaten des Jahres 1767 in Hamburg besitzen wir von Lessing nur vier Briefe, drei an seinen Bruder, einen an seinen Vater. Von Briefen an ihn nur einen (von Karl Lessing). — Doch sind mehrere von Lessings Briefen wie die an Nicolai und Vos gerichtet, verloren gegangen. S. XIII. 133.

3) XII. 182. 186. 187. 204.

4) XII. 184. 185—186. 193.

Schon vier Wochen nach der Eröffnung des neuen Theaters schrieb er seinem Bruder im engsten Vertrauen, daß er kaum recht wisse, was er ihm von seinen Umständen melden solle. „Es gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen.“ Unter den leitenden Unternehmern herrsche Uneinigkeit, und Niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei. Wenige Wochen später sah er sich von dem Hauptunternehmer gegenüber der Komödianten-Empfindlichkeit einer Schauspielerin im Stiche gelassen und genöthigt, seine spezielle dramaturgische Thätigkeit für die Beurtheilung der Aufführungen und für die Förderung der dramatischen Darstellungskunst aufzugeben. Das hätte indessen noch hingehen mögen, da es im Ganzen genommen der wichtigsten Frucht von Lessings Thätigkeit, seiner Dramaturgie, nicht wesentlich zum Nachtheil gedieh. Aber das Schlimmste war, daß das ganze mit so großen Hoffnungen begonnene Unternehmen des deutschen Nationaltheaters Schiffbruch litt, und zwar in kürzerer Frist, als selbst minder Hoffnungsreiche vorausgesehen hatten.

Wir können uns hier mit Aufzählung der einzelnen Ursachen dieses Scheiterns nicht aufhalten. Sie gehören in die spezielle Geschichte des deutschen Theaters. Die Hauptursache war nach Lessings eigenem Zeugniß der Mangel an Bildung, Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Publikums, das, wie in solchen Fällen immer, zu spät einsah, was es durch seine Schuld verloren, und dessen Sinn erst in Folge der gescheiterten Bemühungen Lessings und seiner Genossen gehörig vorbereitet wurde, um zehn Jahre später die Blüthe des Schröder'schen Theaters möglich zu machen. Vergeblich hatten Lessing und seine Genossen an den patriotischen Sinn für ein Unternehmen von nationaler Bedeutung appellirt; der beschränkte Krämergeist der Hamburger Kaufleute hatte für solche Berufung keine Ohren. Hamburg war kein Athen, und sein Bürgermeister kein Perikles, nicht zu reden von dem „Edlen“ Andreas von Stodt, der als römisch kaiserlicher Bevollmächtigter dem Hamburgischen

Magistrate sogar darüber einen Verweis ertheilte, daß derselbe sich unterfangen hatte, ein Bittgesuch Lessings um Censurfreiheit überhaupt nur entgegen zu nehmen! Schon nach den ersten zwei Monaten spricht sich Lessing in der Dramaturgie über das Verhalten des Hamburger Publikums aus. Er, der eingeseifchte Feind der Franzosen — Feind hauptsächlich darum, weil ihn die ausländernde deutsche Selbsterniedrigung empörte — fühlte sich zu einer Parallele gezwungen, in der, was gebildeten Patriotismus betrifft, die Deutschen den Franzosen gegenüber noch als Barbaren erschienen. Es war bei Gelegenheit von Du Belloy's *Selimir*, daß Lessing seinem Herzen Luft machte. Der Name des Dichters, dessen Drama „die Belagerung von Calais“ zwei Jahre zuvor in Paris, ja in ganz Frankreich einen Sturm patriotischen Beifalls erregt hatte, und auch in Deutschland mit großer Pracht gegeben wurde, ¹⁾ war damals in aller Munde. ²⁾ „Wenn es dies Stück nicht verdiente, sagt Lessing, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Niederefänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, doch die Frage: ob ein Barde oder ein Mann, der mit Bärfellern und

1) Schröbers Leben I. 151.

2) Ueber Du Belloy s. Arnob: Geschichte der französischen Nationalliteratur. Th. II. S. 277—280.

Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre, sicherlich für die Frage eines Karren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Bellay gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit! wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler, man äußere den Wunsch, daß eine reiche blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?) durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. „Dem Himmel sei Dank, ruft nicht bloß der Bucherer Albinus, daß unsere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!“ — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im Geringssten mit den freien Künsten in Verbindung steht. Aber,

— haec animos aerugo et cura pecuni
Cum semel imbuerit — 1)

Doch ich vergesse mich, wie gehört das Alles zur Selmitre?“

Zur Selmitre gehörte das Alles freilich nicht, wohl aber zur Charakteristik des Verhaltens, welches das Hamburger Publikum dem neuen patriotischen Unternehmen eines deutschen National-

1) — — Hat einmal der Kost der Gewinnsucht

So um das Herz sich gelegt, wie können Gebichte wir haben,
Würdig des Geborn-Oels und des glatten cypressenen Schrankes.

(Horat. Dichtkunst 330—332.)

Theaters entgegenbrachte, das bereits wenige Monate nach seinem Beginnen dem Untergange zuweilen begann. Schon im September war das Kapital der Unternehmer aufgezehrt, und diese sahen sich, da jede Unterstützung der Hamburger Krösusse ausblieb, zu den verzweifeltsten Mitteln genöthigt. Da die gebildeten Klassen sie bei ihren künstlerischen, auf die Hebung des Geschmacks und der Bildung gerichteten Bestrebungen im Stiche ließen, griff man zu der Sympathie der Massen als zu einem Rettungsanker im drohenden Schiffbruch. Man gab Harlekinaden, führte das Ballet wieder ein, und ließ sogar Seiltänzer kommen. Lessing mußte es erleben, daß am Tage der Aufführung seiner Minna von Barnhelm nach beendeter Vorstellung Luftspringer die Bühne entweiheten! Auch für den Dichter selbst lag die schmerzliche Parallele zwischen deutschen und französischen Bildungszuständen nahe genug, als er sie niederschrieb. Hatte man doch in Hamburg, während ganz Frankreich einem patriotischen Drama zujauchzte, so eben die Aufführung seiner Minna von Barnhelm, des ersten patriotisch deutschen Drama's, verboten! Der Hamburger Magistrat wollte die Gefahr der Erlaubniß nicht übernehmen, da der preussische Resident, weil er keine Autorisation von Berlin hatte, seine Genehmigung trotz Lessings schriftlicher und mündlicher Vorstellungen verweigerte! ¹⁾ Erst nach vier Monaten ward endlich die Erlaubniß ertheilt.

Das deutsche Theater ging unterdessen mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die wenigen Begünstiger desselben unter der Elite der Gebildeten, welche von dem übrigen Theile des Publikums dafür mit dem Spottnamen der „Kenner“ belegt wurden, konnten es nicht halten. Und als endlich gar eine Truppe französischer Schauspieler gegen das Ende des Jahres in Hamburg

1) XII. 184—185. Sie wurde in Hamburg zuerst am 28. Septbr. aufgeführt, und in zehn Wochen „nur fünfmal“ wiederholt, was, wie Schröbers Biograph bemerkt (I. 184.), nicht eben als eine Lobrede auf den Geschmack des Publikums gelten könne!

eintraf, und den Zulauf der guten Gesellschaft an sich riß, sahen die deutschen Unternehmer sich gezwungen, am 4. Dezember die Bühne zu schließen, worauf die Gesellschaft für den Winter nach Hannover überfiedelte, woselbst sie mit vielem Beifall spielte und in Schröder einen neuen wichtigen Zuwachs erhielt.

Lessing blieb natürlich in Hamburg zurück, an das er schon durch seine Verbindung mit Bode's Buchdruckerei gefesselt war. Seine Lage war in mehr als einer Rücksicht traurig zu nennen. Von einer Auszahlung des ihm zugesicherten Gehalts konnte bei den zerrütteten Finanzverhältnissen der Theaterunternehmer nicht die Rede sein. Den Rest des aus dem Verkaufe seiner Bibliothek gelösten Geldes hatte er „bis auf den letzten Heller“ in das Druckerei-Unternehmen gesteckt und noch Geld auf Credit dazu erborgem müssen, dessen Rückzahlung ihn drückend belastigte.¹⁾ Er befand sich an einem fremden Orte, wo er, wie er den Seinen schrieb, kaum einen oder zwei und obenein nicht eben reiche Bekannte hatte, denen er sich vertrauen und deren Beistand er in Fällen äußerster Noth in Anspruch nehmen könnte.²⁾ Dazu der Schmerz über den Verfall des Theaters, dessen Entfernung von Hamburg er noch im September so wenig für wahrscheinlich gehalten hatte, daß er sich gerade damals eifrig mit der Vollendung seines Faust beschäftigte, um denselben im Winter dort aufführen zu lassen.³⁾ Die Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen spricht sich selbst in dem Briefe aus, mit welchem er seinem Vater am Schlusse des Jahres zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum gratulirte.

Inzwischen arbeitete er in Hamburg an seiner Dramaturgie weiter, mit der er bereits längere Zeit hinter den Aufführungen zurückgeblieben war. Er wollte wenigstens durch das Forterscheinen derselben den Hamburgern die Erinnerung an ihr Theater lebendig

1) XII. 186.

2) XII. 193.

3) XII. 185.

erhalten, bis die Gesellschaft am Ende des Winters wieder dorthin zurückkehren würde. Diese Rückkehr erfolgte zwar im Mai 1768, allein der Untergang des Unternehmens war nicht mehr aufzuhalten. Die wiederholten Anrufungen des Patriotismus von der Bühne herab in den Voewen'schen Prologen verhallten ungehört. Voewen selbst legte seine Stellung nieder und zog sich nach Moskau zurück, wo er zwei Jahre darauf starb. Nur Lessing hielt bis zuletzt bei dem Theater aus, das schließlich noch durch den Streit der Hamburger Geistlichen und die fanatischen, in der unflätigsten Sprache geführten Angriffe des Hauptpastor Göhe gegen den Besuch des Schauspiels den letzten Stoß erhielt. Lessings Stimmung drückt sich in den Worten aus, mit denen er seinen Freund Nicolai aufforderte, das dem Untergange geweihte Theater zu sehen. „Ich dachte, schrieb er Ende September 1768, Sie kämen nach Hamburg, um unser Theater zu sehen, welches zu Ostern gleichfalls auffliegt. Damit wäre es also auch vorbei!“¹⁾ — Am 25. November wurde das Theater mit einem Stück von Weisse geschlossen, ein halbes Jahr früher, als Lessing es erwartet hatte.

So war er wieder um eine Illusion ärmer! — *Transeat cum caeteris erroribus!* (Vorbei wie die anderen Täuschungen!) das war die kurze Leichenrede, die er dem Traume, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, in seinem Briefe an Ramler hielt. Den ganzen Jammer der Geschichte des Unternehmens mochte er freilich in der Dramaturgie nicht erzählen,²⁾ aber das konnte er sich nicht versagen, am Schlusse derselben dem Hamburgischen Publikum und der deutschen Nation einige Wahrheiten zu sagen, die uns noch heute in den Ohren gellen. „Wenn das Publikum fragt, was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts! sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum

1) XII. 203.

2) XII. 213.

gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts! ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen! — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch nicht einmal eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos 1) von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseits dem Rhein kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich: lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist verschwunden: und soviel ich diesen Ort habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.“

Aber wenn sich auch Lessing bei dem kläglichen Untergange eines so hoffnungsreich begonnenen Unternehmens einer Stimmung überlassen mochte, die auf das bekannte Goethesche

„Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan!“

hinauslief, so sollte doch die Folgezeit lehren, daß der Eindruck und die Nachwirkungen dieses ersten Versuches, ein würdig besetztes

1) Dies „blos“ ist vielsagend.

Theater zu begründen, nicht resultatlos blieben. Der Gedanke, welcher demselben zum Grunde lag, forderte, wie der Geschichtschreiber des deutschen Theaters mit Recht bemerkt, nachdem er einmal ins Leben gerufen worden, auch nach dem Mißlingen desselben, wie alle Wahrheit, fort und fort seine Verwirklichung. „Die Schauspielkunst insbesondere hatte unzweifelhafte Vortheile dabei errungen. Lessings Dramaturgie hatte dem nationalen Geiste der Hamburger Schule volle Zuversicht, Minna von Barnhelm ihr künstlerische Erfüllung gegeben, und so bezeichnet diese traurige Episode in Lessings Leben dennoch einen der erfreulichsten Bildungsmomente der deutschen dramatischen Kunst.“¹⁾ Denn obschon er gezwungen ward, allzufrüh „die Hand von diesem Pfluge abzu ziehen“, so war durch ihn doch ein für allemal das Theater in den Mittelpunkt des deutschen Literatur- und Kultur-Interesses gerückt und der treibende Anstoß für alle diejenigen Bemühungen gegeben worden, durch welche sich im Laufe der nächstfolgenden sechzig bis siebenzig Jahre eine Reihe ausgezeichnete Geister unseres Volkes, die Schiller, Goethe, Tieck und Immermann so fruchtbar für die Hebung der deutschen Bühne bethätigen sollten.

Zweites Kapitel.

Schicksal der Dramaturgie.

Vor Allem war es die Hamburgische Dramaturgie, die herrlichste Frucht der gescheiterten Unternehmung, welche als ein reiches Vermächtniß der Nation zurückblieb.

Swar auch dies Werk Lessings, wie der Laokoon, liegt als

1) Devent II. 189—190.

Torfo vor uns, und hat wie der Laokoon seine Geschichte, die bereits durch den im vorigen Kapitel erzählten raschen Verfall und Untergang des ersten deutschen Nationaltheaters erklärt ist. Aber diese Erklärung ist unvollständig. Sie wird ergänzt durch das Verhältniß Lessings zu den Schauspielern, das wir im folgenden Kapitel besprechen werden, und durch die deutschen Preßverhältnisse der damaligen Zeit. Es waren nämlich kaum die ersten dreißig Stücke der hogenweise ausgegebenen dramaturgischen Zeitschrift erschienen, als der freibeuternde Nachdruck über dieselbe als gute Preise herfiel. Nicht nur in Leipzig, sondern sogar in Hamburg selbst druckte man die Dramaturgie nach, und Lessing sah sich genöthigt, in der Hamburger Zeitung an das deutsche Ehrgefühl mit der Bemerkung zu appelliren, daß er dem Publikum zwar nicht verbieten könne, den Nachdruck zu begünstigen, ihm aber zu bedenken gebe, daß es sich nothwendig dadurch um das Werk selbst bringen müsse. Denn wenn die Anzahl von Exemplaren, die zur Bestreitung der Unkosten erforderlich sei, nicht abgesetzt werden könne, so werde es unfehlbar liegen bleiben.

Es ist beschämend für das deutsche Nationalgefühl, daß diese Bitte unberücksichtigt blieb! Wir haben darüber Lessings bestimmte Erklärung. „Es ist die lautere Wahrheit“, sagt er am Schluß der Dramaturgie, „daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger hat machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben.“ Das Theater hatte die Unkosten zu dem Blatte hergegeben, in der Hoffnung, wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Aber selbst diese bescheidene Hoffnung schlug fehl. Das Publikum bewunderte das Werk, aber es kaufte den wohlfeilen Nachdruck. Mit bitterer Resignation erklärte Lessing: er sei gar nicht ungehalten darüber, daß er den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen könne. „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern

wieder ab, als ich sie anlegte. Klop und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; — die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf oder sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines besseren Schriftstellers eben so in's Stocken gerieth und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan dazu machten, daß auch das nützlichste unter solchen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.“ Nicht ohne Ursache erwähnte er dabei namentlich Klop und Consorten, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der unter der Firma Dodsley und Comp. unternommene Nachdruck, sowie die von derselben veröffentlichte Aufforderung an die deutschen Buchhändler, dem Selbstverlage der Schriftsteller, wie ihn Lessing in gewisser Art begonnen hatte, durch Nachdruck ihrer Werke zu steuern, von Klop und seiner Clique begünstigt wurde. Dafür zeugt die höhnische Art, wie Klop in seiner deutschen Bibliothek diese Sache besprach ¹⁾, der überhaupt den Nachdruck als etwas Gleichgültiges für die Schriftsteller darzustellen beflissen war.

Es ist begreiflich, daß Lessing es unter solchen Umständen aufgeben mußte, die Dramaturgie, wie es sein Plan war, bis zum Ende der Seyler'schen Theaterunternehmung fortzuführen. Die vorhandenen zwei Bände enthalten nur die Besprechung der an den ersten zweiundfünfzig Abenden (vom 22. April bis zum 28. Juli 1767) aufgeführten Dramen. Die Kritik der Darstellungen sah er sich genöthigt aus Gründen, die wir bereits oben (S. 28) angedeutet haben und später genauer kennen lernen werden, schon nach den ersten Wochen abzubrechen. Nach dieser Zeit blieb er mit der Ausgabe der einzelnen Hefte fortwährend im Rückstande. Im Juni 1768 war die Dramaturgie erst bis zum 82sten Stücke gediehen; ²⁾ der

1) Deutsche Bibl. Bd. II. S. 60, vergl. Bd. IV. S. 346, wo absichtlich ein Nachdruck von Lessings Gedichten angezeigt wird.

2) XII. 197.

Rest des zweiten Bandes sollte in wenigen Wochen folgen, 1) verzögerte sich aber fast noch um zehn Monate, so daß, wie Lessing gestand, die letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben wurden, als ihr Datum (der 19. April 1768) besagt. Denn das Ende des zweiten Bandes erschien erst zu Ostern des Jahres 1769, um welche Zeit Lessing sich bereits wieder, veranlaßt durch seinen Kampf gegen Kloß, in die seit dem Laokoon nicht fortgesetzten antiquarischen Studien vertieft hatte, und damit umging, Deutschland auf lange Zeit zu verlassen, um seinen Plan einer Reise nach Italien und Griechenland auszuführen.

Das Abbrechen der Dramaturgie war in der That für die deutsche Literatur ein unerfölicher Verlust. Selbst Lessings perfide Segner und ihr Bannerträger Kloß, welche sich gegen Lessings Werk die unwürdigsten Angriffe erlaubt und mit dazu beigetragen hatten, ihm seine Arbeit zu verleiden, konnten doch nicht umhin, dies anzuerkennen und es auszusprechen, daß alle die zahlreichen Nachahmungen der Dramaturgie, welche seit dem ersten Erscheinen derselben wie Pilze in Deutschland aufgeschossen waren, entfernt keine Entschädigung für das Aufhören des Lessing'schen Unternehmens zu bieten vermöchten. 2)

Soviel von der äußern Geschichte der Lessing'schen Dramaturgie. Ehe wir uns aber jetzt zu der Betrachtung und Hervorhebung ihres wesentlichen Kerngehaltes wenden, müssen wir auf den speziell die Kunst der dramatischen Darstellung betreffenden Theil derselben einen Blick werfen. Denn das Schicksal, welches Lessings Bestrebungen hier erfuhren, ward mitbestimmend für die Gestalt, in welcher uns das Werk selbst vorliegt.

1) XII. 221. VII. 457.

2) Kloß, Deutsche Bibl. VI. S. 151.

Drittes Kapitel.

Lessing und die Schauspieler.

Lessing hatte sein Leben lang viel und gern mit Schauspielern verkehrt, aber er war bisher noch nie als öffentlicher Beurtheiler ihrer Leistungen aufgetreten. Um so bewundernswürdiger war die Klugheit, mit welcher er jetzt, wo seine Stellung ihm eine solche Thätigkeit zur Pflicht machte, bei diesem, wie alle Erfahrenen wissen, höchst schwierigen Geschäfte zu Werke ging.

Die Dramaturgie sollte „jeden Schritt begleiten, welchen die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, auf dem neu begründeten deutschen Nationaltheater thun würde.“ Diese doppelte Aufgabe war um so schwieriger, als sich Lessing am allerwenigsten verhehlen konnte, daß die aufzuführenden Stücke, selbst bei dem besten Willen der Auswählenden, bei dem damaligen Zustande der deutschen Bühnenliteratur, den Darstellern meist sehr wenig dankbare Aufgaben zu gewähren vermochten. Auch die schlechten Uebersetzungen der zahlreichen französischen Stücke erschwerten den Schauspielern ihre Aufgabe unendlich; und schlecht waren fast alle, zumal die in Versen, weshalb Lessing lieber Prosa wünschte. Aber auch die damalige deutsche Prosa, selbst die einer Uebersetzerin wie die Gottsched, die sicher noch als eine der besten gelten konnte, war elend genug, und verdarb sogar guten Schauspielern in guten Stücken die Hälfte der Wirkung. ¹⁾ Er bezeichnete diese Klippe seiner dramaturgischen Wirksamkeit schon in der Ankündigung sehr genau, indem er es hervorhob: daß die größte Feinheit eines dramatischen Dichters sich darin zeige, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergügens unfehlbar zu unterscheiden wisse, was und

1) VII. 86—87, 89—90.

wieviel davon auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Denn Einen um etwas tadeln, was der Andere versehen habe, heiße beide verderben. Jenem werde der Muth genommen, und dieser werde sicher gemacht. „Besonders“, fährt er fort, „darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei, und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Schuld als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhafteren Eindruck auf jenen gemacht hat.“

In derselben Ankündigung stellte er zugleich die höchste Aufgabe des darstellenden Künstlers auf: überall mit dem Dichter zu denken, und nöthigenfalls auch für ihn zu denken. Auf die Bewährung dieser größten Eigenschaft des echten Schauspielers sollte also die Aufmerksamkeit des dramaturgischen Kritikers vorzugsweise gerichtet sein, und dieser Punkt ist es in der That, den Lessing in seiner Dramaturgie, so lange sie die Kritik der Vorstellungen in ihren Bereich zog, ganz besonders ins Auge faßte. Daß „eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Gang, ein lieblicher Ton Dinge seien, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen“, wußte der Verfasser des Laokoon freilich nur allzugut. Doch ebensogut wußte er, daß dem Schauspieler diese „schätzbaren Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend, weder die einzigen noch die größten Vollkommenheiten des Schauspielers sind.“ Und hier folgt denn die Bezeichnung des wahrhaft vollkommenen Schauspielers und seines wesentlichen Berufs mit den berühmten Worten: „Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.“

Lessing sagte nicht zu viel, wenn er hinzusetzte: man habe allen Grund, sich hiervon häufige Beispiele von den Schauspielern der neuen Bühne zu versprechen. Es war auf derselben eine Kunstgenossenschaft beisammen, wie sie Deutschland in solcher Vereinigung noch nicht gesehen hatte. An ihrer Spitze stand der Mann, dem die Geschichte seiner Kunst den Ehrennamen des Vaters der deutschen Schauspielkunst ertheilt hat, stand Konrad Eshoff, von seinen Zeitgenossen der deutsche Roscius genannt, von dem feinsinnigen Lichtenberg dem großen Garrick ebenbürtig an die Seite gesetzt; ein Künstler, der, verlassen von fast allen sogenannten schauspielerischen Mitteln, gewinnender Gestalt und anmüthiger Erscheinung, ja in seinem Aeußeren als ein ächtes Proletarietkind von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt, und bei überwiegendem innern Drange zur darstellenden Kunst fast allein auf die Wirkung der geistigen Gewalt des Worts durch das Mittel einer unvergleichlichen Stimme auf Gemüth, Seele und Urtheilskraft des Hörers beschränkt, dennoch das Höchste in seiner Kunst erreicht hatte und grade damals auf der Höhe seiner Kraft und Leistung stand. Als Künstler wie als Mensch war er ganz der Mann nach dem Herzen Lessings. Wie dieser sich keinen guten dramatischen Schriftsteller ohne sittliche Tüchtigkeit und Adel des Charakters denken konnte, und deshalb seinem Bruder empfahl, „fleißig Moral zu studiren und seinen eignen Charakter zu verbessern“, wenn er als dramatischer Dichter etwas leisten wolle, ¹⁾ so war auch Eshoffs ganzes Streben vorzugsweise auf die sittlich-geistige Hebung seines Standes gerichtet. In dem Gemüthe dieses Mannes hatte die höhere Anschauung von seinem Berufe in der That, wie Debrient sagt, eine wahrhaft religiöse Begeisterung erweckt, und mehr als alle einzelnen künstlerischen Fortschritte, welche ihm die Schauspielkunst verdankt, waren es die vollendete Persönlichkeit, der treue Fleiß, das unausgesetzte Bildungsstreben, der Ge-

1) XII. 211.

meinstinn für die Sache der Kunst, mit einem Worte der sittliche Adel des Charakters, zu denen er selbst sich erhob, und die er in seinem Stande auszubilden suchte, wodurch er der deutschen Bühnenkunst die Bahn der Vervollkommnung geöffnet hat. 1) Lessing hatte ihn schon zehn Jahre früher auf jener verunglückten Reise nach England in Hamburg kennen gelernt, 2) wo Eshof damals als eine Art von Unterprinzipal die Schönemann'sche Gesellschaft leitete, und neben den Franzosen für die deutschen Originalproduktionen Boden zu schaffen suchte; vor allem für die Dramen Lessings, dessen *Miß Sara* er dort zuerst auführte. Eshof hatte bei derselben Gesellschaft eine Akademie zum wissenschaftlichen Studium der Schauspielkunst gegründet, welche nach seinem Ausdrucke gleichsam die Grammatik dieser Kunst entwickeln und den Schauspielern „die Mittel zum Bewußtsein bringen sollte, durch welche sie zu der Fähigkeit gelangen möchten, nichts ohne hinlänglichen Grund zu thun, und den Namen eines Künstlers mit Recht zu verdienen.“ Dieser erste Versuch, die Schauspieler zu einem ernstlichen und gründlichen Studium ihrer Kunst zu bringen, war freilich nur von kurzem Bestande gewesen; allein er hatte doch seine Früchte getragen, zumal da Eshof auch nach dem Aufhören jener Akademie fest bei seinem Bestreben für das Allgemeine beharrte. Ein solcher Mann war ganz geschaffen für Lessing. Beide waren von derselben redlichen Wahrheitsliebe, von gleichem Eifer für Einführung volkstümlicher Natürlichkeit und Einfachheit. Die Auffassung seiner Kunst, welche Eshof in den berühmten Satz kleidete, daß der Mime um der Schöpfung des Dichters den vollen Schein der Wirklichkeit zu verleihen, „ihm in das Meer der menschlichen Gefinnungen und Leidenschaften nachtauchen müsse, bis er ihn finde,“ war ganz im Geiste Lessings. Alles was dieser gedacht und gewollt trat in Eshof — und nur

1) Devrient II. 87.

2) S. oben S. 151.

in ihm — vollkommen in die künstlerische Erscheinung; durch ihn ward zuerst der in Deutschland eingedrungene französische Styl der Darstellung gestürzt, und die wahre individuelle Sprache und Tonleiter der Natur zum Gesetz erhoben. 1) So stehen beide, Lessing und Schöf ungetrennt im Geiste da als die Stifter der eigenthümlich deutschen Schule der Schauspielkunst. 2)

Hören wir jetzt Lessing selber reden über diesen großen Künstler. Gleich das erste Wort, das er von ihm sagt, bezeichnet den Meister, der weit über alle zeitgenössischen Künstler hervorragte. Schöf hatte bei der ersten Vorstellung, mit welcher man die neue Bühne eröffnete, eine ganz unbedeutende Rolle übernommen. Wer die Schauspieler kennt, weiß, was dies sagen will. Sein Lohn war Lessings Ausspruch: „Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer als den ersten Akteur und bedauert, nicht zugleich auch alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können.“ Im Besondern rühmt Lessing dann Schöfs Meisterschaft im Vortrage allgemeiner Betrachtungen, und die Bemerkungen, welche er bei dieser Gelegenheit macht, sind ebenso wie die feinsinnige Unterscheidung der originalen von der kopirten Empfindung des Schauspielers noch heute von vollendeter Gültigkeit. 3) Ueberhaupt sind die ersten Stücke der Dramaturgie reich an solchen auf die Kunst des Schauspielers bezüglichen Winken, und man sieht, daß es Lessing auch mit diesem Theile seiner Aufgabe Ernst war. Er geht auf die den Vortrag begleitenden Handbewegungen ein, welche „als natürliche Zeichen der Dinge den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verschaffen helfen,“ und weist auch hier auf die Alten zurück. Er vergleicht die „stets bedeutenden“ Arm- und Handbewegungen derselben mit der sinnlosen Einförmigkeit der modernen Gesticulation, deren Zerrbild wie es Lessing

1) Fischer, Aesthetik III. 3. S. 1453.

2) Devrient, II. S. 124. 179—180.

3) VII. 11—21.

entwirft, 1) wir noch heute auf manchen großen Bühnen sehen können! Er entwickelt die Nothwendigkeit und Bedeutung der individualisirenden Gesten und verspricht, bei späterer Gelegenheit die Gradation von bedeutenden zu malerischen Gesten, ihren Unterschied und ihren Gebrauch in Beispielen zu erläutern. Am Schlusse dieser dramaturgischen Abschweifung über den Vortrag bekennt er, daß man alles Lehrreiche, was man darin finde, lediglich den Beispielen Schof's zu danken habe. „Ich habe nichts als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzusehen, dem das Gute nicht bloß gelingt, sondern der es macht!“

Mit gleicher Bewunderung finden wir des großen Künstlers an allen übrigen Stellen erwähnt, wo sein Name genannt wird. 2) Ihm müssen selbst vom Dichter verfehlte Scenen Gelegenheit geben, seine Kunst zu beweisen. Die Feinheit seiner Uebergänge vom Stolze zur Bärtlichkeit, von der Bärtlichkeit zur Erbitterung in der Rolle des Drossman (in Voltaire's *Saire*) bringt Lessing zu dem Ausrufe: „Alles was Raimond de Saint Albine in seinem Schauspiel hierbei beobachtet wissen will, leistet Herr Schof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunsttrichters gewesen sein!“ Mit den Ausdrücken reiner Begeisterung feiert er die vollendete Kunst der Auffassung in der Titelrolle von Gresset's *Sidney*, die er eine der stärksten Rollen Schof's nennt; und die Darstellung einer andern Rolle in einem längst vergessenen Stücke der *Madame Graffigny* reißt ihn zu dem Ausrufe hin. *Tot linguae quot membra viro!* 3)

Ich kann mich hier nicht bei der Erörterung des abweichenden Urtheils aufhalten, durch welches später Schof's großer Nebenbuhler Schröder das dem ersteren von Lessing gespendete Lob hier und da

1) VII. 19.

2) VII. 43. 75. 76. 91. 112.

3) „Jedes Glied spricht an dem Mann!“

Esth. r., Lessing. I.

zu ermäßigen suchte. 1) Fest steht, daß der größte Schauspieler seiner Zeit des größten deutschen Dramaturgen würdig war, und daß Gotter die Wahrheit sprach, wenn er bei Schöps' Tode (1778) an seinem Grabe den deutschen Schauspielern zurief:

Ein Proteus von Gestalt, ein Sauberer im Ton,
Stieß er den Unfinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: Er schuf Euch die Kunst und adelte den Stand,
Drafel Eures Spiels und Vorbild Eurer Sitten.

Wenn Lessing den großen Meister so vor den andern hervorhob, so vergaß er doch nicht auch diesen überall die gebührende Anerkennung zu zollen. Sein allgemeiner Kanon für die Aufführungen war: Man muß mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden sein, wenn unter vier oder fünf Personen einige vortrefflich und die andern gut gespielt haben. 2) Nach diesem Grundsätze verfuhr er durchaus. Er erwähnte der Darstellungen und Aufführungen immer nur da, wo er loben konnte. 3) Als sich über ein Paar Verse in dem von Goethe für die Eröffnung der Bühne verfaßten Epiloge Unzufriedenheit regte, weil darin den Zuschauern zugerufen ward:

Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt,
In welcher tausend Quins für einen Garrick find.

beeilte er sich, die Mißdeutung dieser Stelle durch eine Erklärung zu beseitigen, welche die mißvergünstigten Schauspieler zufrieden stellen sollte. Und so sehen wir ihn überhaupt eifrig beflissen, daß so überaus reizbare und empfindliche Völkchen der Schauspieler möglichst bei guter Laune zu erhalten, worauf für das Gelingen der Unternehmung so unendlich viel ankam. Er behandelte die bedeutenderen mit Achtung, die Schwächeren mit aufmunternder Schonung. Während er einen Schöpff gebührend auszeichnete, vergaß er selbst die

1) Schröders Leben von Meyer, I. 129. 143 ff.

2) VII. 11.

3) VII. 42. 54. 55. 66.

guten Darsteller kleiner Bedientenrollen und Nebenpersonen nicht, und die Merschy und Felbrich und wie sie weiter heißen, verdanken ihm nicht minder wie die bedeutenderen Künstlerinnen Hensel und Loewen eine ungeahnte Unsterblichkeit ihrer Namen. 1) Es ist unmöglich die Feinheit von Lessings dramaturgischen Bemerkungen über das Spiel der Madame Hensel, der wichtigsten Schauspielerin des Theaters, weil sie den Hauptunternehmer Seyler beherrschte, in der abgeschmackten Rolle der Clorinde in Cronegks *Olind* und *Sophonra* zu übertreffen. Man muß aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer es ist in ähnlichem Falle Kritik zu üben, um die Art und Weise völlig zu würdigen, in welcher sich Lessing die Möglichkeit zu sichern versteht, seine Ausstellungen vorzubringen, ohne zu verletzen, und um die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher er sogar den letzteren eine Färbung des Lobes zu geben weiß, 2) oder da wo er eine direkte Mißbilligung des Spiels aussprechen muß, doch zugleich bestrebt ist, die gang und gäbe Ueberlieferung der Spielweise als Entschuldigung anzuführen. 3) Daneben suchte er zugleich die bürgerliche Stellung des Standes und Berufes durch die nachdrückliche Erklärung zu heben, „daß das Talent desselben so schätzbar wie jedes andere, seine öffentliche Bethätigung für Niemand eine Schande sei.“

Trotz alledem sollte Lessing die bittere Erfahrung machen, daß alle seine Vorsicht, Milde und Schonung vergeblich war. Schon vor dem Erscheinen der Dramaturgie hatte eine der tüchtigsten Schauspielerinnen, die von Gotter hochgefeierte und auch von Lessing sehr geschätzte 4) Madame Mécour es sich ausbedungen, in Lessings

1) VII. 82. — Ueber die Hensel S. 21. 23. 25. 61. 90. 113. — Ueber die Loewen 37—38. 55. 61. 112. Außerdem erwähnt Lessing noch die Schauspieler: Ackermann S. 55. Doerf, 66. Borchers 88. Mad. Doerf, 91. Felbrich 47.

2) VII. 23. 25. 113.

3) VII. 79.

4) XII. 301.

Kritiken weder im Guten noch im Bösen erwähnt zu werden, und Lessing hatte der thörichten Frau, die sich mit solcher Laune um das beneidenswürdigste Zeugniß ihres großen Talents gebracht hat, diese Bedingung gern zugestanden. Aber er hatte seine Dramaturgie kaum über die ersten vier Wochen fortgeführt, als er mit dem fünf- undzwanzigsten Stücke seine Kritik der Darstellungen und der Schauspieler ein für allemal abbrach.

Die jämmerliche Komödianteneitelkeit, welche ihn dazu veranlaßte, bleibt, wie Debrient mit Recht sagt, ein unauslöschlicher Schandfleck für den Schauspielerstand. Im zwanzigsten Stück der Dramaturgie bei der Beurtheilung der Genie hatte Lessing von der Darstellerin der Titelrolle gesagt: „Genie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler, aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswerther Fehler: die Alttrice ist für diese Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Cadets egerzirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“ Vergebens hatte Lessing diesen leisen Tadel einer bei ausgezeichneten Schauspielern leider so häufigen Tollensucht in das feinste Lob gekleidet. Vergebens hatte er dieselbe Künstlerin früher als eine der ersten Alttricen bezeichnet, die das deutsche Theater jemals besessen. Die beleidigte Dame kündigte ihm die Freundschaft auf, und wußte es durch ihre Intriguen und Verheßungen dahin zu bringen, daß Lessing diesen Theil seiner dramaturgischen Kritik völlig aufgab. Die Stimmung, in welcher er es that, erkennen wir aus den Worten, mit welchen er wenige Tage später seine letzte derartige Beurtheilung schloß, und die sich ohne Zweifel auf jenen Vorfall bezogen. „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich an-

nehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über Alles; er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltener beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheiten einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwächen haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen tizelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.* 1) Stärker noch machte sich Lessings Unmuth über seine theatralischen Erfahrungen am Schlusse der Dramaturgie Luft. Hier läßt er sich über die doppelte Ursache, aus welcher er der schauspielerischen Kritik so bald überdrüssig geworden sei, also vernehmen. Zunächst über den Mangel einer wirklichen Theorie der Schauspielkunst. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug, aber spezielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präzision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn hat tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die An-

1) VII. 113.

merkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit, Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Kunst abnimmt."

Es ist charakteristisch für Lessing, daß er mit diesen Bemerkungen, wie er sagt, nicht nur sich selbst, sondern auch die Schauspieler entschuldigen wollte, und daß er die Künstlerin, deren Eitelkeit und Intriguen ihm seine Aufgabe so wesentlich verleidet hatten, mehrere Jahre später gegen ihre Feinde in Wien lebhaft in Schutz nahm. ¹⁾ Verleidet aber war ihm seitdem alle spezifisch-dramaturgische Thätigkeit für immer, und nach dem fünfundschwanzigsten Stücke der Dramaturgie kommt er nur noch ein einziges Mal auf die Kunst des Schauspielers zurück, um die Schauspieler der Alten zu rühmen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten, bei welcher Gelegenheit er die feinsten Bemerkungen über das Spiel in den Brüdern des Terenz anknüpft, und zugleich nachweist, daß noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert die alten römischen Grammatiker wie Donat sich auf solche dramaturgische Feinheiten sehr wohl verstanden. ²⁾

Wenn man die Fülle und tiefe dramaturgische Einsicht in den Bemerkungen überschaut, welche Lessing in den wenigen Wochen seiner Thätigkeit zu offenbaren Gelegenheit fand, so ist es nicht genug zu beklagen, daß sich diese reiche Fundgrube, kaum aufgedeckt, mit allen ihren Schätzen vor der aberwitzigen Empfindlichkeit des Coullissenhochmuths für immer schloß. ³⁾ Zum ersten Male war hier die deutsche Schauspielkunst auf den ewig wahren Kanon der Lehren hingewiesen worden, welche Shakespeare seinem Hamlet, der die Komödianten einschult, in den Mund legt, und die, wie Lessing sagt, „goldene Regeln sind für alle Schauspieler, denen an einem ver-

1) XIII. 659.

2) VII. 321—327.

3) Devent. S. 174.

nünftigen Beifalle etwas gelegen ist.¹⁾ Was er dabei über Shakespeare's Verhältniß zur Schauspielkunst bemerkt, „daß derselbe vielleicht über diese Kunst um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte“, trifft gleichfalls in das Herz der Sache, während es zugleich Lessings eigenes Verhältniß zu der Kunst des Schauspielers ausspricht. Haben wir doch früher gesehen, daß Lessing sich von seinen Studentenjahren an sehr ernstlich mit dem Studium der Schauspielkunst beschäftigt, daß er Remond de Saint Albine's Werk über dieselbe im Auszuge übersezt und bei dieser Gelegenheit eine eigene Schrift „über die körperliche Beredtsamkeit“ versprochen hatte, ja daß es eine Periode seines Lebens gab, wo er nicht übel Lust hatte, sich selbst als Schauspieler zu versuchen. Der Kern seiner Theorie liegt in den berühmten Worten, die er einst einem Schauspieler in's Stammbuch schrieb (I. 200):

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.“

Ein vortreffliches Kapitel bilden die Bemerkungen über das „Feuer“ des Schauspielers, die noch heute von jedem tüchtigen Regisseur seinen Schauspielern von Zeit zu Zeit vorgelesen zu werden verdienten.²⁾ Die Stellung, welche er hier der Kunst des Schauspielers mitten inne zwischen den bildenden Künsten und der Poesie anweist, deutet hin auf die Resultate seines Laokoon, von dessen Gedanken er noch voll war, als er diese neue Thätigkeit begann. Eben so werthvoll sind seine Bemerkungen über das „Mouvement in der Deklamation“, seine Warnungen gegen rohen Realismus in der Pantomime, sein Hinweis auf die Ausbeutung der Phantasie des Zuschauers, sein Dringen auf rasches Spiel, besonders in dem

1) VII. 24.

2) VII. 25—27.

leichten Genre der possenhafteu Komödie. Und wenn er an den Satz von der Wichtigkeit des Stoffes für den dramatischen, zumal den tragischen Dichter die Bemerkung knüpft, daß selbst die schwächsten und verwirrtesten Stücke noch immer eine Art von Glück machen, wenn der Dichter nur mit dem Stoffe einen glücklichen Griff gethan habe: so vergißt er dabei die zweite nicht, daß es wunderbarer Weise immer solche Stücke sind, in denen sich gute Akteurs am vortheilhaftesten zeigen. „Selten, sagt er, wird ein Meisterstück so meisterhaft dargestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht weil sie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können, vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu sein, vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorragenden Personen beruht, anstatt daß in einem vollkommeneren Stücke öfters eine jede Person ein Hauptakteur sein müßte, und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.“ 1) Das Tieffinnigste aber, was jemals über die Kunst des Schauspielers gesagt worden ist, findet sich in Lessings Erörterungen über die Wechselwirkung und Harmonie zwischen Körper und Seele in Ausdruck und Gebärde, und über den wichtigen Grundsatz, daß die Kunst des Schauspielers von außen nach innen und nicht umgekehrt von innen nach außen wirken müsse, Erörterungen, zu denen ihn Schof's Spiel anregte, und die seitdem noch von keinem weiter verfolgt worden sind. 2)

Wie ernst es Lessing mit seiner spezifisch dramaturgischen Aufgabe gegenüber den Aufführungen selbst zu nehmen gesonnen war, geht auch daraus hervor, daß er dem Orchester, „das bei unseren Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt“, seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Wir verdanken ihr das

1) VII. 37—38. 42. 44—45. 111.

2) Gubrauer II. 153.

vortreffliche Kapitel über die Musik in den Zwischenakten, 1) das Diejenigen schwerlich ohne Schamröthe lesen können — nur daß sie es freilich nicht lesen! — die heutzutage an dem ersten Theater der Intelligenzhauptstadt Deutschlands aus der elendesten Geldrücksicht die Barbarei begangen haben, diese Musik völlig abzuschaffen!

So viel über den spezifisch theatralischen Theil der Lessing'schen Dramaturgie.

Von den Klagen, welche ihrerseits die Schauspieler gegen Lessing erhoben, hat sich noch ein Nachklang erhalten in der Biographie Schröders, 2) deren Verfasser von Lessing erzählt: daß er es nie über sich zu gewinnen vermocht habe, einer ganzen Vorstellung seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu erhalten. „Er ging ab und zu, sprach mit Bekannten oder hing der Gedankenjagd nach, und setzte aus Sügen, die sein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zusammen, das mehr seiner Seele als der Wirklichkeit angehörte.“ Man kann die Wahrheit dieser Schilderung zugeben — wie hätte auch ein Lessing immer und überall bei diesen Vorstellungen aushalten sollen, die ihm so oft durch Form und Inhalt der Stücke zu einer Marter werden mußten! Aber man wird eben so sehr Devrient Recht geben müssen, daß trotz alledem doch Lessing mit einem Blicke mehr sah, als Andere bei stundenlanger Aufmerksamkeit, und daß seine kurzen Bemerkungen von einem Vollgehalte waren, der die längsten Abhandlungen überflüssig machte. Auch das nahmen sie ihm übel, daß er auf den lauten Applaus nichts gab, den er als eine entweihende Störung der Illusion betrachtete, und daß er daher niemals durch eigene Betheiligung das Zeichen zu einem solchen Beifall gab. Wer Schauspieler kennt, wird wissen, was ein solches Verhalten des offiziellen Kritikers ihrer Leistungen

1) VII. 115—124.

2) I. 202.

für sie heißen wollte. Aber Lessings Widerwillen gegen alle solche Beförderungen der Eitelkeit war einmal so geartet, daß er es selbst von Voltaire unwürdig fand, sich von dem Publikum „herausrufen und wie ein Murrelthier begaffen und belatschen zu lassen.“

Was ihm schließlich auch noch die weitere Beschäftigung mit den Leistungen der Schauspieler verleiden mochte, war die Gemeinheit der deutschen journalistischen Klatschsucht, welche in dem um diese Zeit von dem mehrerwähnten Halle'schen Professor Klop gegründeten Journale der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften die Stammutter aller späteren zahlreichen deutschen Klatschjournale in's Leben rief. In dieser Zeitschrift, deren Chorführer wir später genauer betrachten werden, stand es bald zu lesen, aus welchen geheimen persönlichen Motiven der Dramaturg des neuen Nationaltheaters der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt und das Debüt einer andern so sehr erhoben habe. 1) Lessing mochte freilich darüber scherzen; aber die Art, wie er es thut, zeigt trotzdem, daß ihn diese Gemeinheiten anwiderten, die doch, wie immer, bei dem großen Haufen des Publikums begierige Aufnahme fanden. In Bezug darauf bedauert er einmal in der Dramaturgie seine Leser ironisch wegen der Täuschung, die er selbst ihnen mit seinem Blatte bereitet habe, indem er gegen den Schluß der langen Abhandlung über Voltaire's *Merope* in die Worte ausbricht: „Aber noch immer *Merope*! — Wahrlich ich bedauere meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Zeitung in kleine lustige oder

1) Klop, deutsche Bibliothek Bd. III, S. 59 vergl. mit Bd. IV, S. 171, wo der freche Klopianer seine Bezugnahme auf solche Klatschgeschichten mit den Worten rechtfertigt: „Das Gerücht mag wahr oder falsch sein, ich mußte es anzeigen, um das übertriebene Lob dieser Schauspielerinnen nur einigermaßen zu erklären.“ — Dieser eine Zug reicht hin, Geist und Ton der Klop'schen Clique und ihres Organs zu kennzeichnen.

rührende Romane gebracht, anstatt belläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wohl sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben, anstatt kurzweiliger auch wohl ein wenig standalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen: anstatt aller dieser artigen Säckelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedauere sie; sie sind gewaltig angeführt! Doch im Vertrauen: besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetz machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären. Wirklich nicht! Ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten.*

Doch es ist Zeit, daß wir jetzt die Dramaturgie selbst ihrem wesentlichen Inhalte nach näher in's Auge fassen.

Viertes Kapitel.

Die Dramaturgie und das deutsche Drama.

Die Dramaturgie war noch weit weniger als der Laokoon ein „systematisches Buch.“ Aber diese fliegenden Blätter, die der zufälligsten Anregung ihr Dasein und Inhalt verdanken, wurden zu einer Philosophie der dramatischen Poesie, weil sie aus einem Geiste hervorgingen, dessen Gedankenbildung von einem durchgehenden Prinzip beherrscht, in allen ihren Aeußerungen eben nur Radien eines sonnenhellen Mittelpunktes erscheinen ließ.

Drei Hauptgesichtspunkte sind es, unter welche sich der Inhalt

der Lessing'schen Dramaturgie bringen läßt: die Kritik der deutschen dramatischen Literatur seiner Zeit, die Beurtheilung ihrer Vorbilder, der Franzosen, und die Entwicklung des Begriffs der Tragödie als der höchsten Form der dramatischen und überhaupt aller Poesie.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatte Lessing bereits in der Ankündigung sein Urtheil deutlich genug ausgesprochen. Er durfte den Beweis nicht schuldig bleiben, daß die deutsche Bühne kaum eine werdende, viel eher eine verderbte zu nennen sei, und er lieferte ihn in einer Weise, daß den damaligen deutschen Poeten und ihren Bewunderern die Augen übergingen. Anstatt in den üblichen Lobgesang des von ihnen Geleisteten einzustimmen und den Fortschritt der dramatischen Poesie in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnde zu preisen, zeigte er auf die Irrwege hin, auf die sie sich verlaufen, und die Schritte, welche sie zurückgehen müsse, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen. 1) Es galt, seiner Nation die Wahrheit, die ganze ungeschminkte Wahrheit zu sagen, um sie zur Selbsterkenntniß zu bringen, und aus dem Traume jener faulen Selbstbespiegelung aufzurütteln, zu welcher sie allezeit nur zu viele Neigung gehabt hat. Daß dabei auch die eignen Freunde des Kritikers nicht geschont werden durften, verstand sich für einen Lessing von selbst. Da so sehr lag ihm die Förderung der Nation am Herzen, daß er, wie wir sehen werden, um sie zur Erreichung des höchsten Zieles anzuspornen, noch einen Schritt weiter ging, und seinen eignen Dichterruhm diesem Zwecke zum Opfer brachte.

Gleich bei dem ersten Stücke, mit welchem die Bühne eröffnet worden war, bei Cronegts *Olint und Sophronia*, hatte das deutsche Publikum es hören müssen, daß dieses viel bewunderte Trauerspiel des frühverstorbenen Dichters ein überaus schwaches Nachwerk sei, daß es die Ehre, das neue deutsche Nationaltheater mit ihm einzuweihen, durch seinen inneren Werth wenig verdiene, und daß die

1) VII. 452.

Wahl demnach sehr zu tadeln wäre, „wenn sich nur zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können.“ Ein allgemeiner Unwille war die Folge dieses Urtheils, das Lessing in seiner ausführlichen Kritik des Stückes schlagend begründete. Wenn das am grünen Holze geschah, was sollte mit dem dürren werden! Standen doch Cronegts Trauerspiele damals mit Brame's, Weisse's und Lessings eigenen Dramen im Urtheile des Publikums auf der ersten Linie, und war doch Cronegts Codrus neun Jahre zuvor von Lessings eigenen Freunden mit dem Preise gekrönt worden! Lessing that sehr betreten über diese Aufnahme seines ersten kritischen Messerschnitts, aber die humoristische Art, wie er sein Erstaunen ausdrückte, zeigte deutlich, daß es ihm mit diesem Gefühle kein Ernst war. „Ich bin sehr betroffen gewesen (schrieb er im siebenten Stück der Dramaturgie), als man mich versicherte, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverholenes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Nebenabsichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, — sie noch oft unwillig zu machen.“ Es fiel ihm nicht ein, sich durch den allgemeinen Unwillen von seiner Aufgabe abschrecken zu lassen; und diese war zunächst keine andere, als zu zeigen, daß das scharfe Wort, mit welchem er die Krönung des Codrus von Cronegtl durch die Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek erklärte: „wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, der von ihnen zuerst an's Ziel kommt, doch noch ein Hinkender“, — auf die ganze dramatische Literatur Deutschlands anzuwenden sei.

Die Dramaturgie umfaßt bekanntlich nur die Aufführungen des ersten Viertelsjahres. In dieser kurzen Zeit wurden nicht weniger als einundfünfzig Stücke aufgeführt, von denen nur neunzehn, und unter diesen nur eins noch dreimal während dieses Zeitraumes wiederholt wurden, was beiläufig eine außerordentliche Anstrengung der Schauspieler vor Augen stellt. Unter diesen einundfünfzig Stücken waren nur sechzehn von deutschen, alle übrigen von fran-

zöfischen Verfassern, und unter den deutschen mußten neben Lessing die jetzt längst vergessenen Cronegl, Elias Schlegel, Weisse die Sterne erster Größe vertreten! Die deutschen Uebersetzungen der französischen Stücke waren fast durchweg erbärmlich, und die deutsche Farbe, das einheimische Aussehen, wie Lessing es nennt, fehlte im Lustspiele nicht nur den so übertragenen, sondern auch den deutschen Originalwerken. 1) Selbst das beste Stück des besten deutschen Lustspieldichters jener Zeit, Elias Schlegels „Triumph der guten Frauen“, litt an dem Kardinalfehler, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsche waren. „Wir sind aber in unseren Lustspielen, sagt Lessing hinzu, schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß dieser Fehler des Stückes eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte.“

So schonend er sich auch über das deutsche Originallustspiel und die Leistungen seiner Hauptvertreter, der Weisse, Sellert, Hippel, Krüger, Heufeld, Romanus ausdrückte, um nicht allzusehr bei seinem Publikum anzustoßen und die Poeten nicht zu sehr niederzuschlagen: immer war es doch sichtbar genug, wie tief er sie gegenüber den Anforderungen des wirklichen Lustspiels stellte. In der Tragödie nun vollends schlug seine Kritik Weisse's, des damaligen deutschen Shakespeare, dem Fasse den Boden aus. Weisse hatte nach dem frühen Tode der Cronegl, Schlegel und Brawe gleichsam deren Erbfolge als tragischer Dichter angetreten. Er hatte, zur Zeit als Lessing die Dramaturgie begann, wie er sich einmal brieflich gegen Garbe ausdrückte, bereits „fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschnitten!“ Unter den ersteren waren sein „Eduard III.“ und „Richard III.“, sein „Calas“, sein „Romeo und Julie“, in welcher letztern Tragödie er die Shakespeare'sche Dichtung wesentlich verbessert und gereinigt zu haben sich berühmte, Lieblingsstücke des deutschen Theaterpublikums. Wie mußte es ihm in die Glieder

1) VII. 77. 235.

fahren, als sein alter Universitätsfreund Lessing mit aller Höflichkeit seinen vielbewunderten Richard III. vornahm, und dies regelrechte Musterstück der Nachahmung des französischen Geschmacks und seiner tragischen Unnatur in seiner ganzen Richtigkeit aufzeigte? ¹⁾ Zwar versicherte Weiße „seinem ersten und ältesten Freunde“ brieflich, daß er nicht so kindisch sei, über die Kritik seiner „theatralischen Poffen und Ländeleien“ ungehalten zu sein; allein seine wahre Empfindung machte sich Luft in einem gleichzeitigen Briefe an Garbe, ²⁾ in welchem er Lessings gesammte Kritik im höchsten Grade ungerecht fand, ihm Mangel an Rücksicht auf das Theatralisch-Wirksame vorwarf, und seine kritischen Bergliederungen „Stubenkritik“ nannte, die zwar bei kalter Lektüre selbst das beste Stück wegsutilisiren könne, aber jeder produktiven Einwirkung unfähig sei. „Ich denke jetzt mit Bittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert (!) habe. Hätte Lessing bei meinem ersten Versuche seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Seile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er Alles niederreißt, aller Muth zu weiteren Versuchen vergangen.“

Wie dieses Urbild eines sächsischen Philisters gegenüber dem großen deutschen Literaturreformer, der ihm als ein „Alles niederreißender“ Umsturzmanne erschien, so empfanden dessen sämmtliche Brüder in Apollo ihre Existenz als dramatische Dichter bedroht. ³⁾ Auf Weiße selbst hatte indessen Lessings Kritik doch die heilsame Wirkung, daß er seitdem keine weiteren Trauerspiele mehr „schmierte“, sondern sich auf das unschuldigere Gebiet der Operntexte und Kinderchriften zurückzog. Vergebens, daß ihn Klop und die Seinen in ihrem Journale als einen der ersten dramatischen Dichter herausstrichen, ihn ein echtes dramatisches Genie, seinen Romeo eine der herrlichsten Tragödien nannten, und immer und immer wieder auf

1) VII. 329.

2) Bei Gubrauer II. 213 ff.

3) XIII. 134.

die von Lessing gegen ihn verübte Ungerechtigkeit verheßend zurückliefen. 1) Der Leipziger Kreissteuereinnahmer dichtete keine Tragödien mehr, obgleich er in einem gewissen Kreise noch eine lange Zeit für einen großen Dramatiker galt, dem noch über ein Menschenalter später Iffland einen ihm zugeordneten Lorbeerkranz aufsetzte. 2) Die Art und Weise, wie die Klopfsche Literaturclique sich gegen die Lessing'sche Kritik aufzulehnen, und die deutschen Dramatiker als gemißhandelte Talente gegen den Hamburger Dramaturgen in Schutz zu nehmen versuchte, dessen Kritik dem Talente nur „Fesseln schmiede“, während sie dem Theater „keinen praktischen Nutzen leiste“, und dessen Sophisterei und Paradoxien sucht, dessen gebieterischer Stolz und übermüthiger Eigendünkel vergesse, daß der Bühne nicht mit Regeln, sondern nur mit Beispielen zu helfen sei, — das Alles kann man in der Klopfschen Bibliothek ausführlich lesen. 3)

Lessing jedoch verfolgte unbeirrt von diesen boshaften Schwärmern seinen Gang. Selbst ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, schien ihm zu viel. Er benutzte die schlechten deutschen Stücke, um, wie er in der Ankündigung gesagt hatte, sein Publikum wenigstens daran urtheilen zu lehren. Und während er theoretisch das Ziel hinstellte, nach welchem das deutsche Drama zu streben habe, um aus dem Zustande kindischer Unreife heraus zu kommen, wies er auch aus dem deutschen Leben selbst die Ursachen nach, welche diesen Zustand der Unreife, dies jugendliche, ja kindische Ansehen beförderten, welches unsere schöne Literatur nicht etwa bloß gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar gegen die aller neueren gebildeten Völker habe. „Das meiste, sagt er, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen

1) Deutsche Bibliothek Bd. I. 4. S. 1—9. III. 51. 163. 616. IV. 105. 498—499.

2) Dangel, Gottsched 269.

3) Klopfs: Deutsche Bibliothek IV. 152 ff.

Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit denen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir sein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, Etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher hat denn auch unsere schöne Literatur so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einsförmigen ekeligen Birkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann z. B. wohl in unsern höchst trivialen Komödien finden? In demselben Sinne gedenkt Lessing ¹⁾ der Laufbahn eines damals berühmten französischen Dramendichters, Dubelloy, der als junger Mensch aus Liebe zum Theater die Jurisprudenz bei Seite warf, Komödiant wurde, und einige Zeit sogar mit einer wandernden Truppe in Deutschland herumzog, einige Stücke machte, dann in sein Vaterland zurückkehrte, „und sehr bald durch ein Paar Trauerspiele so glücklich und berühmt wurde, als ihn die Rechtsgelehrsamkeit nur immer hätte machen können. Wehe dem jungen deutschen Genie, ruft Lessing aus, das diesen Weg einschlagen wollte. Verachtung und Bettelei würde sein gewisses Loos sein!“ Er hatte Ursache, so zu sprechen. Mußte er doch um dieselbe Zeit in der Klopfschen Zeitschrift sich selbst wegen seiner unständigen Lebensweise als eine Art von vagabondirendem Literaten bezeichnen hören, der

1) VII. 83.

Sta dt, Lessing. I.

„an mehreren Orten herumgeschweift sei, als sonst Gelehrte zu thun pflegen!“¹⁾

Dieser hausbackne deutsche Philisterfann, der Poesie und Kunst, selbst wenn er sie ausübte, mit selbstgefälliger Nachahmung des civilisirten römischen Barbaren als „Poffen“ (nugae) und „Ländeleien“ betrachtete, und von der Composition eines Trauerspiels mit dem Ausdrucke eines Stiefelpupers sprach, wir fanden ihn in seiner ganzen Glorie bei dem Verfasser des deutschen Romeo und Julie und Richard III., bei dem Leipziger Kreissteuereinnahmer Weiße. Es fehlte diesem philistrosen Sinne durchaus an ernster und würdiger Auffassung der Kunst und ihrer hohen Aufgabe, und eben deshalb auch an Fleiß und Anstrengung zur Ergründung ihres Wesens und ihrer Bedingungen und zur Erreichung ihrer Ziele. Und wie Goethe einmal von sich selbst seiner Nation zuruft:

„Ihr könnt mir immer ungeschent
Wie Luthern Denkmäl setzen.
Von Pfaffen hat Er Euch befreit,
Ich von Philisternezen!“

so darf auch Lessing in dem obigen Betrachte wohl als ein Vorläufer dieser Befreiung von den damals die Kunst und Poesie bei uns eingarnenden Philisternezen gelten.

Aber er that noch mehr. Er begnügte sich nicht damit, nachzuweisen, daß seine Nation noch keine poetische Nationalliteratur, zumal noch keine dramatische habe. Er ging noch weiter, und brachte selbst diejenigen, welche ihn allenfalls auf seine eigenen Leistungen hätten hinweisen mögen, durch die berühmte Erklärung zum Schweigen: daß er kein Dichter sei.

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter“, so lautet dies vielbesprochene Selbstgeständniß, mit welchem er seine Dramaturgie so charakteristisch abschloß. „Man erweist mir zwar manchmal die Ehre,

1) Deutsche allg. Bibliothek Bd. III. S. 97.

mich für den letzteren zu halten, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquisset, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt! Ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich.^a

Was war die Absicht dieser wunderbaren Erklärung, mit welcher

derselbe Mann, der in diesem Augenblicke unbestritten als der erste dramatische Dichter seiner Nation dastand, den Namen eines solchen von sich wies?

Wenn ein bildlicher Vergleich erlaubt ist, so möchten wir auf diese Frage durch das Bild des Feldherrn antworten, der die Fahne, die er hoch emporgehalten, im entscheidenden Augenblicke, um den Muth der Seinen noch höher zu entflammen, in die feindlichen Schanzen schleudert.

Lessing hatte in der Dramaturgie die deutsche dramatische Literatur seiner Zeit in ihrer Nichtigkeit aufgezeigt. Er hatte bewiesen, wie fern sie von ihrem Ziele, ja wie weit sie selbst noch von dem richtigen Wege zu demselben entfernt sei. Er hatte die falschen Götzen, die sie angebetet, zerschlagen, und auf den einzigen Dichter der neuen Zeit, der sie ersetzen könnte, auf Shakespeare hingewiesen, der freilich studirt, nicht geplündert sein wolle, und der, wenn der deutschen Nation dramatisches Genie nicht versagt sei, „für uns das sein müsse, was für den Landschaftsmaler die Camera obscura ist, ein Mittel zu lernen, wie die Natur sich in allen Fällen auf eine Fläche projectire.“ Ueberzeugt, daß Besserung und Fortschritt nur von der klaren Einsicht in die Armseligkeit der gegenwärtigen Zustände kommen könne, hatte er mit schonungsloser Hand den Mangel an Ernst, Fleiß und Studium, die selbstzufriedene Nachlässigkeit und lieberliche Leichtfertigkeit der deutschen dramatischen Produktion aufgezeigt, in welcher sich Schwächer wie Weisse erlaubten, einen Richard III. zu dichten, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Shakespeare'schen Richard auch nur kennen zu lernen, und Romeo und Julie in Prosa zu einem verbesserten Mährchen zu verarbeiten. Was ein Talent leisten könne, wenn es seine Aufgabe ernst nehme; wie nahe es sich mit seinen Produktionen dem Genie stellen könne, wenn es keine der Hülfsmittel verabsäume, welche Studium und Reflexion — von Lessing „Kritik“ genannt — seinem Streben darbieten, das glaubte er seiner Nation durch sein Beispiel gezeigt zu

haben. Dies und nichts mehr nahm er für sich in Anspruch! Um so stärker aber durfte er darauf dringen, daß man es sich nicht leichter mache, als er es sich gemacht, daß man mit demselben künstlerischen Fleiße, mit demselben gründlichen Ernste, mit derselben Gewissenhaftigkeit arbeite, die er bewiesen. Indem er den Lorbeerkrantz des Dichters, den Steigerpreis des Genies von sich wies, deutete er über sich selbst hinaus auf eine Zukunft des Genies, dem er die Pfade bereitet; und die Geschichte der deutschen Literatur zeigt, daß sein Vertrauen nicht unerfüllt geblieben ist.

Es ist vergeblich und unnütz, Lessing gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, wo die Absicht, in welcher er jene Erklärung that, so klar vorliegt. Die Hand auch des Stärksten muß erlahmen, die es unternehmen wollte, von Lessing dem Dichter ein schärfer umrissenes und treffenderes Bild hinzustellen, als er selbst es mit jenem Bekenntniß gethan. Man hat über der Bescheidenheit derselben das stolze Selbstbewußtsein übersehen, welches zugleich in ihr enthalten, und in klaren Worten ausgesprochen ist. Wenn der Dichter der Minna von Barnhelm sich bewußt war, auf seinem durch das Vorkommen der kritischen Reflexion vermittelten Wege des dichterischen Schaffens etwas hervorzubringen, „was dem Genie sehr nahe komme“, so konnte es ihm nicht einfallen, sich im Ernste dichterische Begabung und Beruf zum dramatischen Dichter abzusprechen. Dies ist an sich selbst einleuchtend, auch wenn wir nicht sein eignes Zeugniß dafür hätten, daß er sich diesen Beruf und diese Begabung in freieren und glücklicheren Momenten, als die waren, wo er seine Dramaturgie abschloß, ausdrücklich zuerkannte. ¹⁾ Wohl aber mochte er im Hinblick auf seine Alten und auf Shakespeare die volle Ehre des Dichternamens dem Genie aufgespart wissen wollen, in welchem ureigene schöpferische Kraft in vollendeter Harmonie mit der Thätigkeit der verständigen Reflexion den vollendeten Dichter, das Künstler-

1) S. oben S. 131.

genie darstellt, daß, wie er an einer andern Stelle sagt, „zugleich geborner Kunsttrichter, die Probe aller Regeln in sich enthält, und nur die begreift, behält und befolgt, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken.“ Daß er selbst dieses vollendete dichterische Genie nicht sei, das empfand er um so klarer, je schärfer er sich von dem Prozesse seines eignen dichterischen Schaffens Rechenschaft zu geben vermochte. Und er sprach es aus mit jenem stolzen Freimuth, der sich bewußt war, daß er nichts verlor, wenn er sich absprach, was er nicht besaß, und daß er selbst um so größer dastand, je höher der Maßstab war, den er seiner Nation mit jener Verzichtleistung in die Hand gab. Die ahnende Zuversicht dieser edeln Resignation, und ihr glaubensvolles Hoffen auf den Genius des deutschen Volkes haben ihre Erfüllung gefunden, und diese Erfüllung heißt: Schiller und Goethe.

Oder vielmehr, sie heißt im höchsten und letzten Sinne, dessen was Lessing sich absprach, Goethe allein. Denn auch Schiller, der mit Bewunderung in dem Dichter Goethe den wahren und vollen Menschen erkannte, spricht in Bezug auf sich fast dieselbe Klage Lessings aus, wenn er von sich sagt, daß Theorie und Kritik ihm die lebendige Gluth geraubt, und das mühelose Schaffen, das harmonische Zusammenwirken der bewußten und unbewußten Thätigkeit beeinträchtigt haben. Auch er gesteht in einem, seiner letzten Periode angehörenden Briefe an Goethe, ¹⁾ „er sehe sich jetzt erschaffen und bilden, er beobachte das Spiel der Begeisterung und seine Einbildungskraft betrage sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wisse.“ Aber so wenig deshalb es einem Menschen einfallen wird, einem Schiller den Dichternamen streitig zu machen, ebenso wenig wird die Resignation, mit welcher der Dichter der Minna, der Emilia Galotti und des Nathan diesen Namen von sich ablehnte, die deutsche Nachwelt davon abhalten können, diese

1) Briefe 784.

Werke zu den Perlen ihrer dichterischen Rationalliteratur und ihren Schöpfer zu den Dichtern zu zählen, die auf der letzten Vorstufe der Vollendung stehend, sich auf derselben in zweiter Linie würdig den ersten Genien der Dichtkunst anreihen. Lessing gehört mit seinem Bekenntnisse: daß er kein Dichter sei, — und nicht mit diesem allein — zu den seltenen Menschen, die gegen alle andern gerechter sind als gegen sich selbst. Was seine poetische Organisation betrifft, so vermißt man allerdings in ihr jene heftige pathologische Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die freilich nur allzuoft aus unklarem oder momentangetrübtem Denken entspringt, und der Ausdruck solcher Leidenschaft gelingt ihm daher nur in soweit, als Reflexion und richtige Beobachtung anderer dazu ausreichen. Er selbst besaß nur die Wärme des Gefühls, die aus einer vollen Klarheit des Gedankens hervorgeht. Er hatte nichts von dem Dichter, der, um mit einem Alten (Vonginus) zu reden: „in der Trunkenheit nüchtern das Selbstvergeffen des Dionysos mit der Besonnenheit der Athene paart.“ Dieses „dionysische Selbstvergeffen“ war seiner Allklarheit unmöglich, und eben darum fehlte ihm auch das spezifische Element des lyrischen Dichters, — ein Mangel, mit dem auch seine bekannte Gleichgültigkeit gegen Natur und Landschaft und sein geringer Sinn für Musik zusammenhängt. Es liegt eine Sonnenhelle über den Gebilden seiner Dichtung, eine fast unbarmherzige Klarheit, welcher der geheimnißvolle Zauber der Schatten und des Halbdunkels, das malerische neben dem plastischen Elemente fehlt. Aber der Adel und die Reinheit, die Wärme und die Klarheit der Empfindung und des Gefühls, die Gestalten und Charaktere schaffende Kraft des Dramatikers bieten dafür einen reichen Ersatz, und verbürgen seinen reifen dichterischen Schöpfungen ihre unvergängliche Wirkung auf die Gemüther der Menschen. Und so mag denn am Schlusse dieser Betrachtung das schöne Wort stehen, welches der greise Goethe gegen Edermann ¹⁾

1) Unterh. mit Goethe, III. 229.

aus sprach: „Lessing wollte den Titel eines Genies (d. h. eines Dichters) ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber!“

Fünftes Kapitel.

Die Dramaturgie und das französische Drama.

Wenn Lessing mit strenger Gerechtigkeit seiner eignen Nation den wahren Zustand ihrer dramatischen Literatur zum Bewußtsein brachte; so war es ihm eine um so größere Genugthuung, ihr zugleich den Beweis zu liefern, daß die Muster, zu denen sie seit einem halben Jahrhundert verehrend emporgeblickt, nicht weniger weit von dem Ideale der Vollendung entfernt seien, und daß selbst die vielbewunderten Franzosen, wenn die Tragödie als die höchste Form der dramatischen Poesie zum Maßstabe genommen werde, „noch kein Theater haben“. 1)

Der erste französische Dichter, an welchem Lessing dies nachwies, war der von seiner Zeit, von seinem Volke, von dem ganzen gebildeten Europa vergötterte Voltaire.

Wir haben gesehen, daß Lessing von dem persönlichen Charakter Voltaire's genug durch eigene Erfahrung und Beobachtung in nächster Nähe kennen gelernt hatte, um den Menschen Voltaire gründlich zu verachten. Diese Verachtung schärfte den Stachel von Lessing's Kritik, der ohnehin einen wahrhaft großen dramatischen Dichter ohne sittlichen Adel des Charakters für eine Unmöglichkeit hielt. 2) Gleich die erste Erwähnung Voltaire's in der Dramaturgie ist eine Ver-

1) VII. 359. 362—366. 454. ff.

2) XII. 211.

spottung der lästernen Frivolität, „mit der das weise Alter des göttlichen Voltaire“ die junge Welt durch „lehrreiche Märchen“ im Geschmack der neuen Agnese erfreute. Daran schließt sich unmittelbar die Kritik der Semiramis. Mit vernichtender Ironie züchtigt Lessing zunächst den Hochmuth Voltaire's gegenüber den Alten, und die Einfalt seiner verehrenden deutschen Nachbeter. „Was hilft es, ruft er aus, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt!“¹⁾ Die Verachtung des Menschen bricht überall durch bei der Kritik des Schriftstellers und Dichters. Von einer wahrhaft furchtbaren Bitterkeit ist es, wenn Lessing in Bezug auf die Stelle eines Briefes von Voltaire an den englischen Uebersetzer seiner Baire ausruft: „Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für Herrn von Voltaire eben nicht viel.“ Dieser schneidende Ton ist durchgehend in der Dramaturgie überall, wo von Voltaire die Rede ist. Seine Schwäche, für einen Historiker gelten zu wollen,²⁾ seine stümperhafte Kenntniß des Alterthums³⁾ seine kindische Eitelkeit,⁴⁾ seine sophistisch ungerechte, chikanirende Behandlung anderer Dramatiker, die groben Lügen, die hämischen Verfälschungen, die ganze freche Perfidie gegen den von ihm in seiner *Merope* von Anfang bis zu Ende bestohlenen italienischen Dichter *Maffei*⁵⁾ werden mit schonungsloser Herbigkeit aufgedeckt. Aber auch dem Kritiker des Dichters fühlt man es nach, daß er mit einer gewissen Befriedigung seines von den übermüthigen Franzosen so tief gekränkten Nationalgeföhls an dem größten und gefeiertsten Schriftsteller der stolzen Nation ein Exempel statuirt. Sein Gesammturtheil über denselben drängt er einmal in die Worte zusammen: es sei von ihm, auch aus seinen geringsten Anmerkungen

1) VII. 46. 47—48.

2) VII. 100. 141.

3) VII. 47. 175. 249. 318. ff.

4) VII. 162—164.

5) VII. 164. 185. 225—226.

immer etwas zu lernen; wenn auch nicht immer das, was er sage, doch wenigstens das, was er hätte sagen sollen. *Primus sapientiae gradus est falsa intelligere* (die erste Stufe zur Weisheit ist die Erkenntniß des Falschen) ruft er aus, „und ich wüßte keinen Schriftsteller, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behülflich sein könnte.“) Diese zweite Stufe ist die Erkenntniß der Wahrheit (*secundus, vera cognoscere*).

Nach diesem Sage ist die gesammte Kritik Voltaire's in der Dramaturgie bemessen, und eine große Anzahl der wichtigsten positiven Resultate für die Philosophie der dramatischen Kunst und der Tragödie sind die Frucht seiner Ausführung. Lessing selbst gesteht dies zu, wenn er im unmittelbaren Zusammenhange mit der zuletzt angeführten Stelle von seiner in der Dramaturgie angewandten Methode sagt: es sei die alte Aristotelische Weise, die zuerst und vor allen Dingen nur jemanden suche, mit dem der Kritiker streiten könne, dann komme er nach und nach in die Materie und das andere finde sich. „Hierzu habe ich selbst mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Schriftsteller vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire.“

Die Voltaire'sche Semiramis eröffnet den Reigen. Voltaire hatte nicht umsonst drei Jahre in England gelebt; er hatte Shakspeare und die Wirkung seiner Dramen auf dem Boden kennen gelernt, auf dem sie erwachsen, und war eifrig dahinter her, sich davon gewisse Effectmotive anzueignen. Er war der erste, der unter Berufung auf Shakspeare's Vorgang im Hamlet, eine Geistererscheinung auf die Bühne brachte. Lessing erörtert die von Voltaire mit gefälliger Oberflächlichkeit behandelte Theorie des Gespensterglaubens, indem er den Gegenstand von der historischen Realität auf das Gebiet der

Poesie versteht. Er zeigt die Bedeutung, die poetische Wirkung und Illusion, die Tiefe der Auffassung bei Shakespeare im Vergleich zu der lächerlichen, todten Maschinerie der Gespenstererscheinung bei Voltaire. Der französische Dichter hatte sich zur Entschuldigung seines Gespenstes auf die historische Wahrheit des Gespensterglaubens berufen; Lessing weist also schon bei dieser Gelegenheit hin auf das Verhältniß der historischen Wahrheit zur dramatischen Dichtung, für welche letztere die erstere nicht Zweck, sondern Mittel sei. Voltaire hatte die moralische Tendenz seines Stückes herausgestrichen, aus dem man lernen könne, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen an's Licht zu ziehen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache. Lessing vergißt nicht dem „Philosophen“ Voltaire einzureiben, daß diese Moral selbst jedenfalls sehr wenig erbaulich, und daß es unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger sei, wenn es solcher außerordentlichen Wege nicht bedürfe, und wenn wir uns Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten zu denken hätten. Vor allen Dingen aber benützt er die Voltaire'sche Erklärung, um den ungeheuer folgenreichen Satz auszusprechen, daß die Poesie ihrem Wesen nach mit solcher direkten Moral gar nichts zu schaffen habe. „Ich will nicht sagen, ruft er aus, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzielen: daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre.“ Ist das nicht eine Bemerkung, die noch heutigen Tages, wenn man z. B. Servinus berühmtes Erklärungswerk Shakespeare's liest, keineswegs veraltet erscheint? — Lessing hat wiederholt auf dies Verhältniß von Moral

und Poesie einen so scharfen Nachdruck gelegt, 1) daß es kaum zu entschuldigen ist, wie man ihn noch heute des einseitigen Moralstandpunktes in der Poesie bezüchtigen mag.

Nach der Semiramis ist es die Baire, Voltaire's bestes und berühmtestes Trauerspiel, das Lessing seiner Kritik unterwirft. Auch hier wieder hatte Voltaire sich an Shakspeare anzulehnen versucht, denn sein eifersüchtiger Drosman ist dem Othello Shakspeare's nachgebildet. Aber „aus dem flammenden Scheiterhaufen der Shakspeare'schen Dichtung hat der französische Dichter sich nur eines einzelnen Brandes zu bemächtigen vermocht, und zwar eines solchen, der mehr dampft und qualmt als leuchtet und wärmt.“ 2) Ein schmeichelnder französischer Kritiker hatte gerühmt, die Liebe selbst habe Voltaire'n die Baire diktirt. „Nichtiger, meint Lessing, hätte er gesagt die Galanterie.“ Und hier folgt dann jenes begeisterte Wort über Shakspeare's Romeo und Julie, das in seiner großartigen Einfachheit alle Kommentare der Welt aufwiegt. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Baire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Künste, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird. Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistyl der Liebe vortrefflich; das ist diejenige Sprache, derjenige Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophisterei und bei

1) VII. 54. 148. 158. ff.

2) VII. 68.

dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Beste. Oder hat gleichwohl Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht, die Shakspeare gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben." Bei dieser Gelegenheit ist es, wo Lessing mit eifriger Empfehlung die Deutschen auf Wielands Uebersetzung des britischen Dichters hinweist, die trotz ihrer Mängel noch immer ein Werk liefere, „an dessen Schönheit noch lange zu lernen sei, ehe die Fledern, mit denen es uns die Schönheiten des Dichters liefere, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten."

Nach der Kritik der Voltaire'schen Saire, deren Schwächen er einen holländischen Kritiker aufdecken läßt, werden zwei französische Dichter, Thomas Corneille und Dubelloy gegen Voltaire's Kritik vertheidigt und diese Gelegenheit benutzt, das Verhältniß der geschichtlichen Wirklichkeit zur Poesie festzustellen. Schon bei der Kritik der Semiramis hatte er es, wie wir sahen, ausgesprochen, daß die historische Wahrheit für den dramatischen Dichter nicht Zweck sondern Mittel zu seinem Zwecke sei. 1) Bei Dubelloy's Belmire, die des Dichters freie Erfindung war, hatte ein französischer Kritiker diese Gattung selbsterfundener Dramen gegen die Dramen historischen Inhalts ungebührlich zurückgesetzt, und Voltaire hatte den jüngeren Corneille in seinem Essey mit Chronologie und Geschichte hikanirt. Lessing nimmt Beide in Schutz. Hinsichtlich des Ersteren beruft er sich auf Aristoteles, der längst entschieden habe, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter nämlich, als sie einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich sei, mit der er seine Absichten verbinden könne. „Der tragische Dichter braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem

1) VII. 50.

gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Sündlichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist, was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht."

Dasselbe Thema nun nimmt Lessing gegen Voltaire's Kritik der *Modogone* des älteren und des *Essex* von dem jüngeren Corneille wieder auf, um es noch allseitiger durchzuführen. Voltaire hatte dem Dichter die erwähnten chronologischen und historischen Verstöße vorgeführt. Lessing zeigt ihm, daß er selbst dabei nicht geringere begangen und schließt mit den Worten: „Die ganze Tragödie des Corneille sei ein Roman: wenn er rührend ist (d. h. in Lessing's Sinne, wenn die dargestellte Handlung uns tragisch interessirt), wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter sich wahrer Namen bedient hat? Der echte Dichter, fährt Lessing fort, wählt historische Namen nicht um

feine Charaktere aus ihnen zu nehmen, sondern weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit denjenigen Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger übereinstimmen. Nicht die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, sondern die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, sind es, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt. Und hier stellt Lessing zur Beantwortung der Frage: wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abweichen dürfe, das große ästhetische Gesetz auf: „In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig. Diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist Alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstößiger, als ~~man~~ wir uns keine Ursache geben können.“ Oder, wie er an einem andern Orte sich ausdrückt: Die geringste Veränderung der Charaktere hebt die Individualität auf und schiebt uns andere Personen unter, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind; 1) — Man sieht, Lessing würde die Behandlung eines historischen Charakters, wie sie sich Goethe im Egmont erlaubte, eben so unbedingt wie Schiller verworfen haben, und mit demselben Rechte.

Lessing kommt auf dieses wichtige Thema mehrmals zurück und immer in demselben Sinne höchster Freiheit des Dichters in Allem, was nicht die historischen Charaktere selbst, sondern nur die „Fakta“ betrifft. Er begründet diese Freiheit durch die Bemerkung, daß wenn die Charaktere genau beobachtet sind, die Fakta, insofern sie eine Folge der Charaktere sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können, während umgekehrt einerlei Faktum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt; und durch die zweite: daß das

1) VII. 141 u. 150.

Lehrreiche nicht in den bloßen Fakta, sondern in der Erkenntniß bestche, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorbringen pflegen. Die Fakta sind das Zufällige, das mehreren Personen gemein sein kann, die (historischen) Charaktere dagegen das Wesentliche und Eigenthümliche. ¹⁾ Dabei vergißt er nicht, im Sinne des berühmten Aristotelischen Ausspruchs, daß die poetische Wahrheit der Tragödie viel höher stehe und viel gehaltvoller sei als die geschichtliche, den stärksten Nachdruck auf jene schöpferische Freiheit des Dichters zu legen, zufolge deren das Genie seine Schöpfungen zu einer eigenen Welt gestaltet, „einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben so genau verbunden sind als in der wirklichen, zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken, kurz zu der Welt eines Genies, das, um die Gottheit selbst im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzt, vertauscht, verringert, vermehrt, um ein eigenes Ganze daraus zu bilden, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet.“ ²⁾ Diese Tiefe der Auffassung der Poesie und ihres Verhältnisses zur historischen Wirklichkeit, zu welcher Lessings Zeitgenossen nicht ohne Schwindel hinaufblicken mochten, krönt endlich der Ausspruch, daß nur die Poesie, nicht die Geschichte, das Innerste des Herzens der Menschen kennen lehre, und daß wir, wie Goethe von Shakspeare sagte, nur bei den tragischen Dichtern erfahren, wie den Menschen zu Muth ist, daß daher aber auch der tragische Dichter die in der Geschichte sich widersprechend auftretenden Charaktere als solche nicht brauchen könne. ³⁾ — Wenn in unseren Tagen eine systematisch ausgebildete Aesthetik jene Frage über die objektive Treue und ihre Grenze dahin beantwortet hat, daß der geschichtliche Stoff in der Hand des Dichters „sich jeder Er-

1) VII. 149.

2) VII. 151—152.

3) VII. 155 u. 255.

weiterung und Ausscheidung zu unterwerfen hat, so lange sie nicht seiner Gattung widerspricht", 1) so sehen wir auch hier Lessing mit den Resultaten derselben in einem Einklange, dem wir im Folgenden noch öfter begegnen werden.

Für jetzt müssen wir indessen zu seiner Kritik Voltaire's zurückkehren, die wir über jenem wichtigen positiven Resultate, zu welchem sie Lessing zu führen wußte, fast aus den Augen verloren haben.

Von dem rührenden Lustspiele „*Manine*“, in welchem Voltaire die Geschichte der Richardson'schen *Pamela* dramatisirt hatte, und das zu den Lieblingsstücken des damaligen deutschen Geschmacks gehört haben muß, da es in sechs Wochen viermal wiederholt erscheint, 2) wird später die Rede sein. Die letzte Tragedie Voltaire's, welche Lessing zergliederte, war *Merope*. Diese Zergliederung ist nach allen Seiten ein Meister- und Musterstück dramaturgischer Kritik, wie sie zugleich die ausführlichste aller Abhandlungen ist, welche die Dramaturgie enthält. 3) Lessing erspart dem vergötterten Dichter keine Demüthigung. Mit unbarmherziger Schärfe deckt er alle seine poetischen und menschlichen Schwächen auf, die gerade bei diesem so hoch gefeierten Stücke in ihrem grellsten Lichte erschienen. Er zeigt, daß Voltaire selbst die Regeln nicht beachte, welche er und die Kunstrichter seines Volkes als die wesentlichen hinstellen, und daß er, während er es meisterhaft verstehe, sich die Fesseln der Kunst möglichst leicht und weit zu machen, sich dennoch meist so plump und schwerfällig und mit solchen Verdrehungen bewege, „daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an einen besonderen Klop geschmiedet.“ Da dies gerade der Gesichtspunkt war, aus welchem die damalige Aesthetik die Tragedie hauptsächlich betrachtete, und auf welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste

1) *Bischer, Aesthetik* Bd. II. S. 363. 364 ff.

2) VII. 93. 124. 162. 327. *Fettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts* I. 445.

3) VII. 162—233.

Establr., Zeffing. I.

Geschrei erhoben, so überwindet sich Lessing dazu, in dieser Beziehung an Voltaire's *Merope* ein Exempel zu statuiren. Er zeigt auf das Schlagendste, wie bequem es sich der Dichter mit den Einheiten des Orts und der Zeit gemacht, und wie er in dem kindischen Bemühen, die Worte der Regel zu erfüllen, unzählige Verstöße gegen den Geist derselben begangen hat; 1) wie er keinen Sinn für die Verbindung der Scenen, kein Gefühl für die richtige Motivirung derselben beweist, und wie er gleich allen anderen Dichtern seiner Nation überall nur bestrebt ist, sich äußerlich mit den Regeln abzufinden, statt sie wirklich im Sinne der Alten zu beobachten. Er entwickelt diesen wahren Sinn und diese wahre Bedeutung der Einheitsregeln bei den Alten in schlagender Kürze, und schließt die Erörterung mit den Worten, die für alle Bewunderer der französischen Aesthetik und Theorie des Drama ein Donner Schlag sein mußten: „doch — mir ekelte, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten. Möchte meinewegen Voltaire's *Merope* acht Tage dauern und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchte sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!“

Aber eben diese Schönheiten fehlen ihr. „Die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen“, und eben die Charaktere der Voltaire'schen Tragödie sind es, deren Ungeretheit, deren frostigen Wahnsinn und lächerliche Rodomontaden, deren raffinirten, für tragische Größe verkauften Kannibalismus er jetzt, neben der verstandlosen Composition der Handlung selbst, mit ihrem Zusammenhange von lauter „kleinen Kunstgriffen“ schonungslos aufdeckt. Diese Kunstgriffe zielten bei Voltaire auf die Ueberraschung des Zuschauers ab. Das giebt Lessing Veranlassung, im Einklange mit Diderot den Unterschied von Ueberraschung und Spannung in's Licht zu setzen. 2) Er nennt

1) VII. 204. 207.

2) VII. 215 ff.

die erstere ein armseliges Vergnügen. „Was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Sa unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben.“ — Wer steht nicht, daß hiermit Lessing in das Herz der alten tragischen, zumal der Sophokleischen, auf Homers gleiches psychologisches Verfahren begründeten Dichtung mitten hineintritt? In der That macht er auch sofort davon die Anwendung zu einer Rechtfertigung der Prologe, welche Euripides seinen Tragödien vorausschickte, und die eben weil sie gegen das stoffliche Interesse der Ueberraschung verstießen, den damaligen Kritikern so sehr mißfielen? ¹⁾ Sa er steht nicht an, gerade diese Eigenthümlichkeit, daß Euripides den Zuschauern alle das Unglück, welches seine Personen überraschen sollte, lange vorher zeigte, als einen der Gründe anzuführen, weshalb Aristoteles ihn den tragischsten Dichter genannt habe. Ueberhaupt aber zeigt Lessing, wie hohl und nichtig die Ueberschätzung sei, zufolge deren Voltaire den Euripides in seinem Stücke wo möglich übertroffen zu haben glaubte. Lessing erkannte die Fehler des griechischen Dichters so gut wie diejenigen, die sich später nach Schlegels Vorgange an diesem Genius versündigt haben. ²⁾ Aber mit demselben Scharfblicke, mit dem er in der Alceste dieses Dichters statt einer Tragödie, vielmehr ein heiteres Satyrspiel erblickte, lange ehe der Fund einer didaktischen Notiz diese Ansicht zu thatsächlicher Gewißheit erhob, ³⁾ erkannte er auch die dichterische Tiefe und tragische Erhabenheit des Mannes, den ein Sokrates zu seinen nächsten Freunden zählte; und er bewies dem eiteln Franzosen, der auf Euripides herabsehen zu können

1) VII. 218—222.

2) XI. 691—694.

3) S. Bernhardy Griech. Litterat. II. 871.

meinte, „daß jeder Schritt, den er bei seiner *Merope* aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden.“

Aber selbst gegen die *Merope* des von ihm so unerschämmt bestohlenen italienischen Dichters gehalten, erscheint Voltaire's Stück in vielen Punkten mangelhaft, und alle seine Veränderungen mit Ausnahme einer einzigen werden als ebensoviel Verballhornungen nachgewiesen. Noch schlimmer ergeht es dem Weisen von Ferney mit seinem Versuche, den Aristoteles für sich zu citiren, den er schwerlich anders als vom Hörensagen kannte. Voltaire hatte behauptet, Aristoteles habe „in seiner unsterblichen *Poetik*“ die Erkennung der *Merope* und ihres Sohnes für den interessantesten Moment der ganzen griechischen Bühne erklärt. Es war Lessing leicht, zu zeigen, daß von dieser Behauptung kein Wort in der *Poetik* des alten Philosophen stehe. Er knüpft diese Berichtigung an die vorausgeschickte Erklärung eines Abschnitts der Aristotelischen *Poetik*, welcher von der Zahl und Vollkommenheit tragischer Fabeln und von den tragischen Collisionen handelt. Die französischen Kritiker hatten den Aristoteles eines Widerspruchs mit sich selbst geziehen. Lessing zeigte, daß ein solcher nicht vorhanden und Aristoteles in vollkommenem Einklange mit sich selbst sei. 1) Wir können hier seine Beweisführung nicht weiter verfolgen, aber es ist auch nicht nöthig. Die Hauptsache war und blieb, daß Lessing mit dieser Kritik der Dramen Voltaire's, dem er übrigens im Einzelnen die Anerkennung seiner dichterischen und kritischen Fähigkeiten nicht versagt, 2) den ersten Hauptschlag gegen die ästhetische Autorität der großen Nation und ihres begabtesten Vertreters so siegreich geführt hatte, daß er dieser Autorität bei uns für immer ein Ende machte.

Den zweiten entscheidenden Streich gegen die klassische Tragödie der Franzosen führte Lessing mit seiner Kritik der *Androgone* des

1) VII. 168—177. Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. II. 153—156. Bischer, Aesth. Bd. II. S. 313.

2) VII. 106. 108. 228.

großen Corneille. Der Dichter selbst hatte diese Tragödie für sein Meisterstück erklärt. Hundert Jahre lang war dieselbe von Frankreich und Europa als ein solches bewundert worden; nur Voltaire hatte einige Zweifel an der Vortrefflichkeit dieses Werkes zu äußern gewagt. 1) Lessing analysirt zunächst das Verfahren Corneille's bei der Bearbeitung des Stoffes. Er zeigt, wie ein wahrer Dichter denselben behandeln haben würde, und wie Corneille ihn behandelt hat: denn „das Genie liebt Einfachheit, der Wiß Verwickelung; — der natürliche Gang einer Handlung, der das Genie reizt, schreckt den Stümper ab.“ Die Anwendung dieser Sätze auf Corneille macht sich von selbst. Das Genie, wenn es sich mit historischen Stoffen befruchtet, „können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen.“ Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzumägen, überall das Ungefähr (den Zufall) auszuschließen, Alles was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache. Der Wiß hingegen (d. h. bei Lessing immer der raffinirte Verstand im Gegensatz zu dem schöpferischen Genie) hält sich bei Begebenheiten auf, die nichts weiter miteinander zu thun haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden, das kann er, der Wiß, und nur das. Das Produkt solcher dramatischen Poesie des Nebeneinander vergleicht Lessing mit treffendem Witz dem Changeant der Weberei, das jenachdem man es von dieser oder jener Seite betrachtet, in den verschiedensten Farben schillert. Ein solches Changeant geistiger Art ist ihm die Composition von Corneille's Rodogune, ein Stück ohne alle Wahrheit, Natur und Möglichkeit in Motiven und Charakteren, aufgesteift durch eine Verwicke-

1) VII. 130. 144.

meinte, „daß jeder Schritt, den er bei se-
 tapfen des Griechen zu thun gewagt
 über selbst gegen die Meror¹⁾ wirrenden geht. Aber die
 stohlenen italienischen Dichter²⁾ kraft des Dichters sind zweck-
 vielen Punkten mangelb-³⁾ wahrscheinlicher machen. Denn
 Ausnahme einer einzig-⁴⁾ wahren das zweckmäßige Erdichten be-
 nachgewiesen. Nor⁵⁾ 1) Dieser wirkt tragisch durch die
 mit seinem Ber- durch die zwingende innere Nothwendigkeit
 schwerlich and⁶⁾ während Corneille zu demselben Zwecke vergebens
 hauptet, Ar⁷⁾ des Unnatürlichen zu erreichen sucht. Nicht
 kennung meint Lessing, sollte man daher Corneille nennen,
 Mome⁸⁾ ungeheuerlichen; „denn nichts ist groß, was
 leicht⁹⁾ ist“, und das abstrakte Laster, wie es Corneille zu
 de¹⁰⁾ ist das Unwahrste von Allem, und eben deshalb das
 am wenigsten leicht.
 des Tragischen macht sich hier zuweilen in Ausdrücken Luft, über die
 die Zeitgenossen entsetzen mochten, denen schon sein Gebrauch
 Luther'scher Kraftausdrücke, wie z. B. die Bezeichnung des Grauens
 durch das Zubergerstehen der Haare zu stark war.²⁾ So sagt er von
 der Heldin des Corneille'schen Trauerspiels einmal, sie sei nichts als
 ein häßliches abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset,
 und die erste Stelle im Tollhause verdiene.

Corneille ist der Schöpfer und das Muster der klassischen Tra-
 gödie Frankreichs. Lessing griff also dieselbe in ihrer Lebenswurzel
 an, wenn er nachwies, daß der größte tragische Dichter der Franzosen
 die Tragödie auf ein durchaus falsches Prinzip gebaut habe. Dies
 falsche Prinzip beruhte hauptsächlich auf der unrichtigen Auffassung
 der Lehre des Aristoteles von dem Wesen des Tragischen. Es mußte
 daher Lessings Aufgabe sein, jene Lehre, an deren Wahrheit er wie
 an die der Elemente des Euklid glaubte, in das richtige Licht zu
 setzen; und diese Untersuchung bildet in der That den philosophischen

1) VII. 142.

2) Klop., Deutsche Allg. Bibl. Bd. IV. 511—512.

Kern der Hamburgischen Dramaturgie. Der Versuch, denselben in möglichster Kürze hervorzuheben, ist lohnend, wenn auch die Aesthetik unserer Zeit mit Recht darauf hinweisen darf, daß für ihre Wissenschaft die Zeit der Autoritäten, selbst der eines Aristoteles vorüber ist und daß diese ganze Aristotelische Debatte für uns zum Theil noch ein geschichtliches Interesse hat.

Sechstes Kapitel.

Aristoteles und das Prinzip der Tragödie.

Aus Aristoteles behaupteten die Franzosen die Grundgesetze ihrer klassischen Tragödie geschöpft zu haben; aus Aristoteles bewies ihnen Lessing, daß diese ihre Grundgesetze falsch und eben deshalb ihre Tragödie keine Tragödie sei.

Für Lessing, dessen gesammte Geistesthätigkeit überall auf die Alten zurückging und der an ihrer Grundlage gleichsam seine geistige Operationsbasis besaß, konnte nichts erwünschter sein, als daß die Gegner, die er bekämpfte, selbst den Kampf auf ein Terrain geleitet hätten, das er mit der Meisterschaft durchdringender Einsicht und tiefsten Verständnisses beherrschte. Dazu kam noch ein zweiter Umstand: Aristoteles' Poetik galt ihm in Betreff der Gesetze für die dramatische Poesie und für die Tragödie insbesondere als unumstößlicher Kanon. Nicht zwar darum, weil es eben Aristoteles war, der diese Gesetze und Bestimmungen des Wesens der dramatischen Dichtkunst „aus den unzähligen Meisterwerken der griechischen Bühne abstrahirt hatte“, — denn mit dem Ansehen des Aristoteles (sagt er einmal) wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte; — sondern weil er

1) Wischer, Aesthetik Bd. I. S. 328 ff.

durch die Bestimmungen des alten Philosophen überall die Resultate seines eigenen Denkens bestätigt fand. ¹⁾)

Aristoteles' Definition der Tragödie lautet, wenn man wie Lessing nur die wesentlichen Bestimmungen hervorhebt, folgendermaßen: Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalte, die uns durch gegenwärtig vor unseren Augen handelnde Personen und nicht durch Erzählung vorgeführt wird, und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller der mit diesen Affekten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt.

Die Franzosen, Corneille und sein Nachfolger Crébillon hatten zunächst diese Definition, „in welcher die negativen Grundgefühle des Tragischen mit unübertrefflicher Einfachheit und Schärfe ausgesprochen sind“ ²⁾) dadurch gefälscht, daß sie statt des Begriffes der Furcht den Begriff des Schreckens untergeschoben, und also eine bestimmte Art der Furcht, die plötzliche überraschende Furcht an die Stelle der von Aristoteles bezeichneten Empfindung gesetzt hatten. Dadurch war in der poetischen Praxis der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie, der unbegreiflichen Missethaten, der vorsätzlichen Greuel, der absoluten, ihrer Verbrechen und Gräßlichkeiten sich freuenden unmenschlichen Bosheit Thür und Thor geöffnet worden. ³⁾) Führte doch der französische Tragiker Crébillon sogar den Beinamen „der Schreckliche“ als einen Ehrennamen; und berief man sich doch bei diesem Verfahren auf die unantastbare Autorität des Aristoteles, obschon in Wahrheit dieser Philosoph gerade solche Stoffe als absolut untragische verworfen hatte. Die deutsche Tragödie hatte diese französische Ansicht gehorsam adoptirt, und Lessings Freund Weisse dieselbe in seinem Richard III. auf die Spitze getrieben. Das gräuelerfüllte Produkt dieses sanftmüthigen

1) VII. 453.

2) Wischer, Aesth. Bb. I. S. 329.

3) VII. 332.

Leipziger Kinderfreundes ist es denn auch, an welches Lessing seine Widerlegung der falschen Theorie anknüpft. Er zeigt zunächst, daß die Franzosen und ihre deutschen Nachfahre „gar nicht verstanden haben, was für eine Furcht Aristoteles meine.“ Die Furcht, die er meine, sei keine bloße Modifikation des Mitleids, sei nicht der mitleidige Schrecken, welcher uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens überfalle, das einem Andern bevorsteht; sondern es sei die Furcht für uns selbst, die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über die Personen in der tragischen Handlung verhängt sehen, auch uns treffen können. Mit einem Worte: die Furcht, welche nach Aristoteles durch die Tragödie in uns wach gerufen werde, sei „daß auf uns selbst bezogene Mitleid.“ 1) Ebenso ist das Mitleid, welches Aristoteles als zweites Grundgefühl des Tragischen nennt, die Empfindung, welcher die Möglichkeit einer Furcht für uns selber zum Grunde liegt. Das tragische Mitleid schließt also die Furcht nothwendig ein, und beide sind Momente eines Affekts.

Diese tiefsinnige Auffassung des alten Philosophen zuerst aufgeheilt und für immer festgestellt zu haben, ist Lessings großes Verdienst. „Es beruht, sagt er in seiner Ausführung, 2) alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden soll, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen der Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreifen könne, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelte noch der Uebermüthige pflüge mit andern Mitleid

1) VII. 336.

2) VII. 337—340.

zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eins durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde; und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, obgleich er es sich durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld sei für uns verloren, sei nicht vermögend unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich dann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeinhin zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, wie wir in seiner Lage würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildert. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen, und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.“

Also: die tragische Furcht wird Mitleid, wenn das befürchtete Uebel einschlägt; sie ist zukünftiges Mitleid, und hat nichts zu thun mit der stoffartigen Furcht, welche Furcht bleibt, und wenn das befürchtete Uebel einschlagend uns trifft, nicht in Mitleid, sondern in Schrecken übergeht, der nur uns gilt; und umgekehrt: das tragische Mitleid, wovon bei Aristoteles die Rede ist, ist nicht das gemeine rohe Mitleid, sondern es ist das Ende einer Furcht, die ich theilte, ein Mitleid, das einen allgemeinen Grund hat, das tragische Gefühl des allgemeinen Menschenlooses. 1)

1) Bischer a. a. O. I. S. 330.

Hat man diese Auseinandersetzung begriffen, so sieht man leicht, wie dadurch die verkehrte Theorie Corneille's, und die ganze darauf gebaute Mustergültigkeit der französischen Tragödie mit einem Schläge beseitigt wurden. Denn nicht genug, daß der eingeführte Begriff des Schreckens aus der Tragödie ein für allemal hinausgeworfen ward: auch die von Corneille und seinen Nachfolgern mit Berufung auf Aristoteles behauptete Trennung der beiden von dem Philosophen genannten tragischen Empfindungen, der zufolge es Tragödien geben sollte, die bloß Mitleid, und andere, die bloß Furcht (oder vielmehr wie man sich ausdrückte „Schrecken“) erregten, diese Eintheilung erschien in ihrer ganzen Widersinnigkeit. Corneille tritt hier freilich für Haupt und Leben. Denn er selbst hatte in seinen Tragödien Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; und wiederum hatte er in anderen Stücken die abscheulichsten Ungeheuer aufgeführt, während doch Aristoteles von beiden Gattungen behauptet hatte, daß sie für die Tragödie unbrauchbar seien, weil beide weder Furcht noch Mitleid erregen könnten. Da er nun weder seine Trauerspiele, noch die Autorität des Aristoteles aufopfern wollte, so hatte Corneille zu der Auskunft gegriffen, welche dem Aristoteles jene grundfalsche Ansicht unterschoob, daß auch eine der beiden tragischen Leidenschaften zu einer Tragödie genüge! ¹⁾ Es war Lessing leicht, die Absurdität einer Behauptung zu zeigen, die trotz ihres auf der Hand liegenden Widerspruch selbst gegen die klarsten Worte des Aristoteles, dennoch bis dahin unbesehen als Aristotelisches Gesetz, und somit als unumstößlicher Kanon in Frankreich und Deutschland gegolten hatte.

Die zweite wichtige Bestimmung in der Aristotelischen Definition der Tragödie ist die „Reinigung der Leidenschaften“.

Auch diese Bestimmung war bisher ganz falsch verstanden

1) VII. 339 ff.

worden. Corneille hatte sie ganz roh und materiell aufgefaßt im Sinne jener Theorie der moralischen Abschreckung, welche die Furcht zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung aller möglichen in der Tragödie dargestellten Leidenschaften des Bornes, des Hasses, der Liebe, des Ehrgeizes u. s. w. im Zuschauer bewirken sollte. Lessing zeigte, daß Aristoteles an eine solche Wirkung nicht von fern gedacht, daß er überhaupt unter den Leidenschaften, welche durch Mitleid und Furcht der Tragödie gereinigt werden sollten, keine anderen verstanden habe, als „unser Mitleid und unsere Furcht selbst.“¹⁾ Sie ist eine Heilung des Gleichen durch das Gleiche, eine Art geistiger Homöopathie.

Die Aristotelische Reinigung dieser unserer Leidenschaften der Furcht und des Mitleids geschieht aber zunächst dadurch, daß die in der Wirklichkeit mit ihnen verbundene Unlust durch die Kunst des tragischen Dichters in ein Gefühl der Lust verwandelt wird. „Die Affekte werden dadurch gereinigt, daß sie durch eine Handlung erregt werden, die nicht wirklich, sondern nur dargestellt, aus der also das Stoffartige entfernt ist.“²⁾ Sie geschieht zweitens dadurch, daß der Zuschauer zwar mit den dargestellten Personen, aber doch wesentlich nur in ihnen, durch geistiges Hineinversetzen in ihre Lage fürchtet und leidet, daß also auch aus seiner Theilnahme das Stoffartige entfernt ist. Mit eindringendem Scharfsinne wies Lessing nach, daß das Geheimniß des Aristotelischen Gedankens der Reinigung jener Affekte in dem gegenseitigen Einschließen und Uebergehen derselben in einander zu suchen sei, und daß wer seinen Sinn ganz erschöpfen wolle, nachweisen müsse: 1) wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2) wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3) wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4) wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinigt. Und zwar schließe

1) VII. 351.

2) Müller a. a. O. Th. II. S. 62. Vischer, Aesthetik Th. I. S. 329.

jeder dieser vier Punkte wieder einen doppelten Fall ein. Denn da mit einem Worte diese Reinigung in nichts anderm beruhe, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber nach Aristoteles sich diesseits und jenseits ein Extrem finde, zwischen welchen sie inne stehe: so müsse die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids und ebenso auch der Furcht zu reinigen vermögend sein. „Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele Desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlt, sondern auch Desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele Desjenigen reinigen, welcher sich gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch Desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem was zu viel und dem was zu wenig steuern; und so hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids.“ ¹⁾

Wohl darf man sagen, daß in der so gefaßten Aristotelischen Bestimmung eine Hindeutung liege auf jene sittlich erhebende Wirkung, welche das Tragische auf das Menschengemüth ausübt. Die Aesthetik unserer Zeit hat darauf hingewiesen, daß hierbei der alte hellenische Denker auch auf den Gehalt der Tragödie eingegangen ist, wenn er als Inhalt derselben das Leiden großer Menschen ohne entsprechende Schuld verlangt, weil erst dadurch der tragische Schmerz des Zuschauers groß, erhaben, allgemein wird, wenn er selbst die größten nicht ausgenommen sieht von dem allgemeinen Menschenfchickal. Aber hier liege zugleich die Schranke der Aristotelischen Bestimmung; denn es fehle ihr die Entwicklung des

¹⁾ VII. 352—353. vergl. Müller, II. 68. Ausführlicher findet man diesen Gegenstand behandelt in der Einleitung zu meiner Uebersetzung der Aristotelischen Poetik (Stuttgart 1860) S. 27—60. und in meiner Schrift: Aristoteles und die Wirkung der Tragödie (Berlin 1859).

meinte, „daß jeder Schritt, den er bei seiner Merope aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden.“

Aber selbst gegen die Merope des von ihm so unerschämmt befohlenen italienischen Dichters gehalten, erscheint Voltaire's Stück in vielen Punkten mangelhaft, und alle seine Veränderungen mit Ausnahme einer einzigen werden als ebensoviel Verballhornungen nachgewiesen. Noch schlimmer ergeht es dem Weisen von Ferney mit seinem Versuche, den Aristoteles für sich zu citiren, den er schwerlich anders als vom Hörensagen kannte. Voltaire hatte behauptet, Aristoteles habe „in seiner unsterblichen Poetik“ die Erkennung der Merope und ihres Sohnes für den interessantesten Moment der ganzen griechischen Bühne erklärt. Es war Lessing leicht, zu zeigen, daß von dieser Behauptung kein Wort in der Poetik des alten Philosophen stehe. Er knüpft diese Berichtigung an die vorausgeschickte Erklärung eines Abschnitts der Aristotelischen Poetik, welcher von der Zahl und Vollkommenheit tragischer Fabeln und von den tragischen Collisionen handelt. Die französischen Kritiker hatten den Aristoteles eines Widerspruchs mit sich selbst geziehen. Lessing zeigte, daß ein solcher nicht vorhanden und Aristoteles in vollkommenem Einklange mit sich selbst sei. 1) Wir können hier seine Beweisführung nicht weiter verfolgen, aber es ist auch nicht nöthig. Die Hauptsache war und blieb, daß Lessing mit dieser Kritik der Dramen Voltaire's, dem er übrigens im Einzelnen die Anerkennung seiner dichterischen und kritischen Fähigkeiten nicht versagt, 2) den ersten Hauptschlag gegen die ästhetische Autorität der großen Nation und ihres begabtesten Vertreters so siegreich geführt hatte, daß er dieser Autorität bei uns für immer ein Ende machte.

Den zweiten entscheidenden Streich gegen die klassische Tragödie der Franzosen führte Lessing mit seiner Kritik der *Medogune* des

1) VII. 168—177. Gb. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. II. 153—156. Fischer, Aesth. Ab. II. S. 313.

2) VII. 106. 108. 228.

großen Corneille. Der Dichter selbst hatte diese Tragödie für sein Meisterstück erklärt. Hundert Jahre lang war dieselbe von Frankreich und Europa als ein solches bewundert worden; nur Voltaire hatte einige Zweifel an der Vortrefflichkeit dieses Werkes zu äußern gewagt. 1) Lessing analysirt zunächst das Verfahren Corneille's bei der Bearbeitung des Stoffes. Er zeigt, wie ein wahrer Dichter denselben behandeln haben würde, und wie Corneille ihn behandelt hat: denn „das Genie liebt Einfachheit, der Wiß Verwickelung; — der natürliche Gang einer Handlung, der das Genie reizt, schreckt den Stümper ab.“ Die Anwendung dieser Sätze auf Corneille macht sich von selbst. Das Genie, wenn es sich mit historischen Stoffen befruchtet, „können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen.“ Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr (den Zufall) auszuschließen, Alles was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache. Der Wiß hingegen (d. h. bei Lessing immer der raffinirte Verstand im Gegensatz zu dem schöpferischen Genie) hält sich bei Begebenheiten auf, die nichts weiter miteinander zu thun haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden, das kann er, der Wiß, und nur das. Das Produkt solcher dramatischen Poesie des Nebeneinander vergleicht Lessing mit treffendem Witze dem Changeant der Weberei, das jenachdem man es von dieser oder jener Seite betrachtet, in den verschiedensten Farben schillert. Ein solches Changeant geistiger Art ist ihm die Composition von Corneille's Rodogune, ein Stück ohne alle Wahrheit, Natur und Möglichkeit in Motiven und Charakteren, aufgesteift durch eine Verwicke-

1) VII. 130. 144.

lung der Intriguen, die bis zum Sinnverwirrenden geht. Aber die fabelhaften Produkte der Einbildungskraft des Dichters sind zwecklos, weil sie nicht das geringste wahrscheinlicher machen. Denn „nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist.“¹⁾ Dieser wirkt tragisch durch die Kunst der Behandlung, durch die zwingende innere Nothwendigkeit seiner Motivirung, während Corneille zu demselben Zwecke vergebens Gräßlichkeit auf Gräßlichkeit häuft, und die Erhabenheit durch diese stoffliche Anhäufung des Unnatürlichen zu erreichen sucht. Nicht „den Großen“, meint Lessing, sollte man daher Corneille nennen, sondern den Ungeheuerlichen; „denn nichts ist groß, was nicht wahr ist“, und das abstrakte Laster, wie es Corneille zu malen liebt, ist das Unwahrste von Allen, und eben deshalb das Untragischste. Lessings ästhetische Empörung über diese Verkennung des Tragischen macht sich hier zuweilen in Ausdrücken Luft, über die sich die Zeitgenossen entsetzen mochten, denen schon sein Gebrauch Luther'scher Kraftausdrücke, wie z. B. die Bezeichnung des Grauens durch das Subergestehen der Haare zu stark war.²⁾ So sagt er von der Heldin des Corneille'schen Trauerspiels einmal, sie sei nichts als ein häßliches abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset, und die erste Stelle im Tollhause verdiene.

Corneille ist der Schöpfer und das Muster der klassischen Tragödie Frankreichs. Lessing griff also dieselbe in ihrer Lebenswurzel an, wenn er nachwies, daß der größte tragische Dichter der Franzosen die Tragödie auf ein durchaus falsches Prinzip gebaut habe. Dies falsche Prinzip beruhte hauptsächlich auf der unrichtigen Auffassung der Lehre des Aristoteles von dem Wesen des Tragischen. Es mußte daher Lessings Aufgabe sein, jene Lehre, an deren Wahrheit er wie an die der Elemente des Euklid glaubte, in das richtige Licht zu setzen; und diese Untersuchung bildet in der That den philosophischen

1) VII. 142.

2) Rlop., Deutsche Allg. Bibl. Bd. IV. 511—512.

Kern der Hamburgischen Dramaturgie. Der Versuch, denselben in möglichster Kürze hervorzuheben, ist lohnend, wenn auch die Aesthetik unserer Zeit mit Recht darauf hinweisen darf, daß für ihre Wissenschaft die Zeit der Autoritäten, selbst der eines Aristoteles vorüber ist, 1) und daß diese ganze Aristotelische Debatte für uns zum Theil nur noch ein geschichtliches Interesse hat.

Sechstes Kapitel.

Aristoteles und das Prinzip der Tragödie.

Aus Aristoteles behaupteten die Franzosen die Grundgesetze ihrer klassischen Tragödie geschöpft zu haben; aus Aristoteles bewies ihnen Lessing, daß diese ihre Grundgesetze falsch und eben deshalb ihre Tragödie keine Tragödie sei.

Für Lessing, dessen gesammte Geistessthätigkeit überall auf die Alten zurückging und der an ihrer Grundlage gleichsam seine geistige Operationsbasis besaß, konnte nichts erwünschter sein, als daß die Gegner, die er bekämpfte, selbst den Kampf auf ein Terrain geleitet hatten, das er mit der Meisterschaft durchdringender Einsicht und tiefsten Verständnisses beherrschte. Dazu kam noch ein zweiter Umstand: Aristoteles' Poetik galt ihm in Betreff der Gesetze für die dramatische Poesie und für die Tragödie insbesondere als unumstößlicher Kanon. Nicht zwar darum, weil es eben Aristoteles war, der diese Gesetze und Bestimmungen des Wesens der dramatischen Dichtkunst „aus den unzähligen Meisterwerken der griechischen Bühne abstrahirt hatte“, — denn mit dem Ansehen des Aristoteles (sagt er einmal) wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte; — sondern weil er

1) Vischer, Aesthetik Bd. I. S. 328 ff.

durch die Bestimmungen des alten Philosophen überall die Resultate seines eigenen Denkens bestätigt fand. ¹⁾)

Aristoteles' Definition der Tragödie lautet, wenn man wie Lessing nur die wesentlichen Bestimmungen hervorhebt, folgendermaßen: Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalte, die uns durch gegenwärtig vor unseren Augen handelnde Personen und nicht durch Erzählung vorgeführt wird, und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller der mit diesen Affekten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt.

Die Franzosen, Corneille und sein Nachfolger Crébillon hatten zunächst diese Definition, „in welcher die negativen Grundgefühle des Tragischen mit unübertrefflicher Einfachheit und Schärfe ausgesprochen sind“ ²⁾) dadurch gefälscht, daß sie statt des Begriffes der Furcht den Begriff des Schreckens untergeschoben, und also eine bestimmte Art der Furcht, die plötzliche überraschende Furcht an die Stelle der von Aristoteles bezeichneten Empfindung gesetzt hatten. Dadurch war in der poetischen Praxis der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie, der unbegreiflichen Missethaten, der vorsätzlichen Greuel, der absoluten, ihrer Verbrechen und Gräßlichkeiten sich freuenden unmenschlichen Bosheit Thür und Thor geöffnet worden. ³⁾) Führte doch der französische Tragiker Crébillon sogar den Beinamen „der Schreckliche“ als einen Ehrennamen; und berief man sich doch bei diesem Verfahren auf die unantastbare Autorität des Aristoteles, obschon in Wahrheit dieser Philosoph gerade solche Stoffe als absolut untragische verworfen hatte. Die deutsche Tragödie hatte diese französische Ansicht gehorsam adoptirt, und Lessings Freund Weisse dieselbe in seinem Richard III. auf die Spitze getrieben. Das gräuelerfüllte Produkt dieses sanftmüthigen

1) VII. 453.

2) Wischer, Aesth. Bd. I. S. 329.

3) VII. 332.

Leipziger Kinderfreundes ist es denn auch, an welches Lessing seine Widerlegung der falschen Theorie anknüpft. Er zeigt zunächst, daß die Franzosen und ihre deutschen Nachfahre „gar nicht verstanden haben, was für eine Furcht Aristoteles meine.“ Die Furcht, die er meine, sei keine bloße Modifikation des Mitleids, sei nicht der mitleidige Schrecken, welcher uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens überfalle, das einem Andern bevorsteht; sondern es sei die Furcht für uns selbst, die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über die Personen in der tragischen Handlung verhängt sehen, auch uns treffen können. Mit einem Worte: die Furcht, welche nach Aristoteles durch die Tragödie in uns wach gerufen werde, sei „daß auf uns selbst bezogene Mitleid.“ 1) Ebenso ist das Mitleid, welches Aristoteles als zweites Grundgefühl des Tragischen nennt, die Empfindung, welcher die Möglichkeit einer Furcht für uns selber zum Grunde liegt. Das tragische Mitleid schließt also die Furcht nothwendig ein, und beide sind Momente eines Affekts.

Diese tief sinnige Auffassung des alten Philosophen zuerst aufgehellte und für immer festgestellt zu haben, ist Lessings großes Verdienst. „Es beruht, sagt er in seiner Ausführung, 2) alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden soll, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen der Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreifen könne, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelte noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid

1) VII. 336.

2) VII. 337—340.

alberne Angriffe in Schutz nahm,¹⁾ — auch die späteren französischen Komödiendichter, die Destouches und Regnard, Quinault und Marivaux erfahren bei aller Hindeutung auf ihre Fehler und Schwächen die gerechteste Anerkennung; und hinsichtlich des sogenannten rührenden Lustspiels, der comédie larmoyante, ließ er sich bekanntlich im Gegensatze zu seinem früheren ablehnenden Urtheile,²⁾ sogar durch seine Vorliebe für den Poeten Diderot zu einer Ueberschätzung dieser Gattung hinreißen, während er sich von dem Ansehen des Kritikers Diderot, den er früher neben Aristoteles gestellt hatte, völlig emanzipirt zeigt.

Ein völlig neues und unbekanntes Gebiet erschloß endlich Lessing seiner Nation durch seine Hinweisung auf das spanische Drama, von dessen Reichthum und Originalität damals Niemand in Deutschland auch nur eine Ahnung besaß. Als Lessing die Dramaturgie schrieb, war noch kein einziges Drama dieser Literatur übersezt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt.³⁾ Lessing, der schon seit seinem ersten Berliner Aufenthalte sich mit dem Spanischen vertraut gemacht hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, welche ihm die reiche spanische Büchersammlung eines befreundeten Hamburger Kaufmanns bot, um sich die unbekanntes Schätze der dramatischen Literatur anzueignen. Er studirte Calderon und Lope, er las die Komödien des Cervantes und gab bei der Kritik des Esfex von Thomas Corneille eine ausführliche Bergliederung der gleichnamigen spanischen Tragödie, deren Verfasser noch heute unbekannt ist, um seiner Nation einen Begriff zu geben von einer ihr völlig unbekanntes, an eigenthümlicher Schönheiten reichen dramatischen Literatur. Aber diese Entdeckerfreude verleitete ihn so wenig zu einer — bei minder gefesteten Geistern fast unvermeidlichen — Ueberschätzung ihres Werthes, daß vielmehr sein Urtheil über die Schwächen wie

1) VII. 240—241. vergl. 128—129.

2) IV. 151—155.

3) VII. 308.

über die Vorzüge des spanischen Drama's ¹⁾ noch heute in Kraft bleibt. Er war geneigt, auf alle spanischen Dramen das Wort des alten hellenischen Dichters anzuwenden, daß bei ihnen „die Hälfte größer sei als das Ganze.“ Das einzige Stück, das er Lust verspürte auf das deutsche Theater zu verpflanzen, war Calderons Richter von Salamea, ²⁾ und gerade dies Drama gilt auch heute noch als Calderons vorzüglichstes Werk und wurde später wirklich durch Schröder wohl nicht ohne Anregung Lessings für die deutsche Bühne bearbeitet.

Die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des spanischen Drama's, namentlich seiner Vermischung des Komischen und Tragischen, war es zugleich, welche Lessing auf das wichtige Thema von der Nachahmung der Natur durch die Kunst führte.

Wieland hatte in seinem Romane Agathon, den Lessing zuerst seiner gleichgültigen Nation als ein Meisterwerk in die Augen rückte, ³⁾ ganz wie der spanische Dichter Lope de Vega jene Vermischung durch das Vorbild der Natur und Wirklichkeit zu rechtfertigen versucht. Lessing zeigte den ungeheuren Irrthum, in welchem sich beide verstrickt hatten, und stellte zugleich die Lehre von der Naturnachahmung durch die Kunst ein für allemal auf ihren richtigen Standpunkt. In der neueren Aesthetik ist jene Frage dahin erledigt, „daß die Kunst eben die Erscheinung, welche die Natur geschaffen, aber im Gedränge des störenden Zufalls Erübungen jeder Art ausgesetzt hat, auf ihre Reinheit zurückführt, und so gereinigt in einem idealen Scheinbilde wiederholt, während sie in der Zurückführung selbst das Vorbild mit der Bestimmtheit seiner Formen und der Wärme seiner Lebendigkeit nacheifernd im Auge behält.“ ⁴⁾

1) VII. 308—309.

2) XII. 494.

3) VII. 313—314.

4) Wischer, Aesthetik 3. S. 84. Vergl. meine Einleitung zur Uebersetzung von Aristoteles' Poetik S. 15—27.

Ganz in demselben Gedanken bewegt sich Lessings Entwicklung. „In der Natur, sagt er, ist alles mit allem verbunden, alles wechselt mit allem, alles verändert sich, eins ins andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genuße desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat: das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit lenken zu können. Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzuverschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes sein, wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unseren Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, gestattet.

„Wenn wir Beugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein, so suchen wir der Verstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig widerwärtig sein, in der Kunst das wiederzufinden, was wir in der Natur wegwünschen.“

Allein während Lessing so den nothwendigen Absonderungsprozeß, welchen die Kunst bei ihrer Nachahmung zu vollziehen hat, „aus der Natur der menschlichen Empfindungen und Seelenkräfte“ nachwies, entging es ihm nicht, daß das Kunstwerk in seiner höchsten

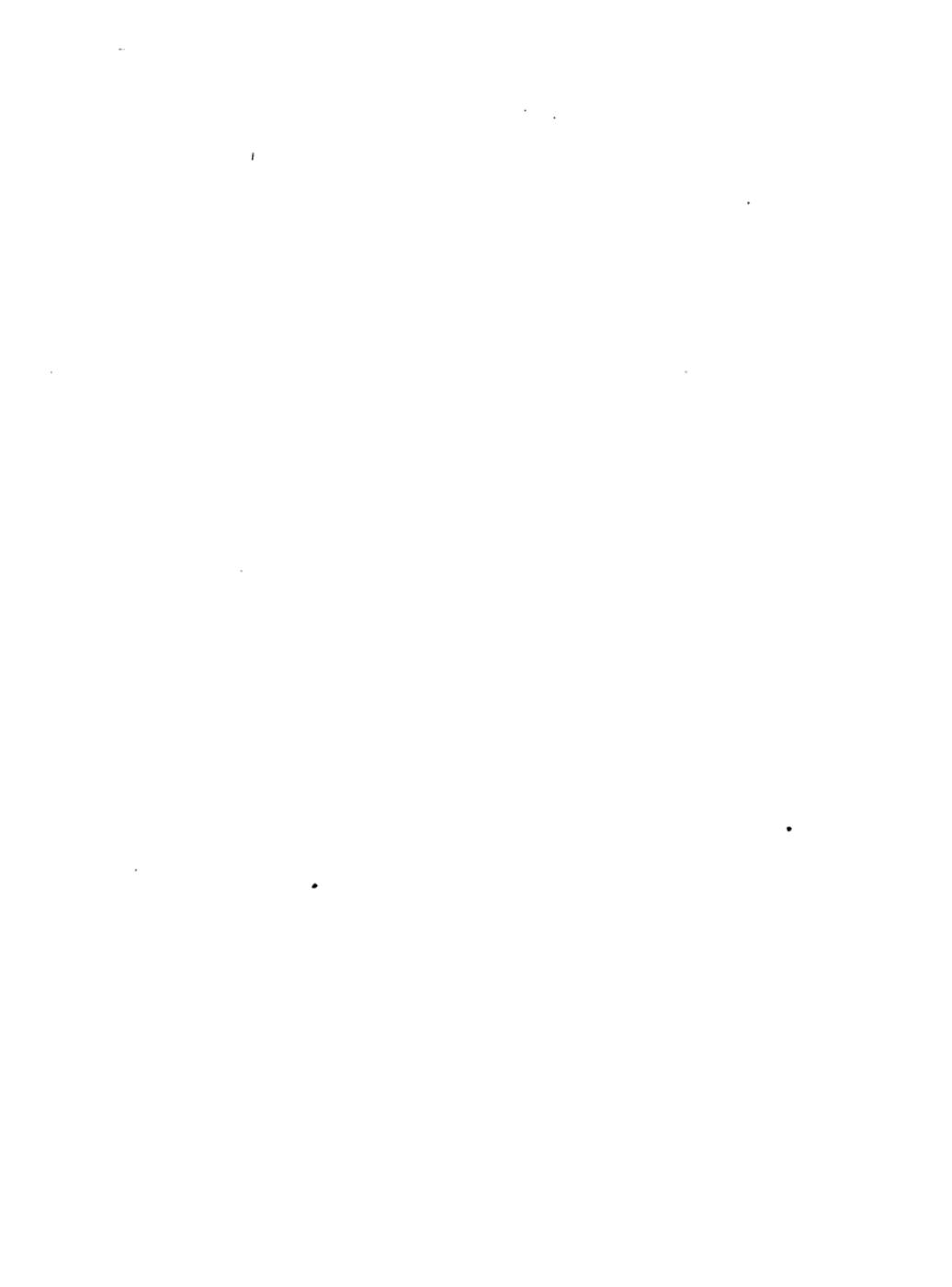
Vollendung, daß mit einem Worte die Tragödie, wie sie sich in Shakespeare's Geniuss offenbart, ein Ausnahmerecht für sich von seinem Sage beanspruchen dürfe. Und so schließt er seine Entwicklung mit jenen denkwürdigen Worten, mit welchen er sich vollkommen auf den Boden der romantischen Poesie stellt: „Nur wenn ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt: wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen.“ — Was ist dies anders als die Rechtfertigung Shakespeare's und der romantischen Poesie, deren Idee mit dem klassischen Begriffe des Schönen zu versöhnen, wie Schrauer mit Recht bemerkt, als Lessings durchgehendes Streben in der Dramaturgie erscheint!

Wir stehen am Ende unseres Versuches, den unerschöpflichen Reichthum von Lessings Dramaturgie und die Größe seiner Verdienste um die Entwicklung unserer poetischen Rationalliteratur andeutend zu vergegenwärtigen. Womit aber könnten wir denselben würdiger beschließen, als mit dem Hinweis auf die bahnbrechende Kraft, mit welcher Lessing den vollen tiefen Strom der Shakespeare'schen Poesie befruchtend hinüberleitete auf die dürrn Gefilde der deutschen Dichtung und in die vertrockneten Lebensadern des deutschen Geistes.

Was er vor nahezu einem Jahrzehend in den „Literaturbriefen“ angedeutet hatte, daß Shakespeare auch nach den Mustern der Alten beurtheilt, ein weit größerer tragischer Dichter sei, als die Corneille und Voltaire, das führte er in der Dramaturgie mit der Begeisterung tiefster Ueberzeugung und mit eindringendstem Verständnisse aus, während er zugleich mit den vorhin erwähnten einfachen Worten: „Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein!“ aller

Druck von J. E. Huber in Charlottenburg.

U
3436-5



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03337 7188



—

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03337 7188

